EMIL
DROONBERG
MINNEHAHA

Emil Droonberg, Minnehaha

Minnehaha

(Lachendes Wasser)

Kanadischer Roman
aus der Gegenwart

von

Emil Droonberg

11.—16. Auflage

Wilhelm Goldmann Verlag Leipzig

Copyright 1927 by Wilhelm Goldmann Verlag (Wilhelm Goldmann und Dr. Erich Auckenthaler) G.m.b.H., Leipzig
Made in Germany

Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig.

I

Es war ein wenig einsam, während eines echten kanadischen Blizzards (Schneesturms) in einer keineswegs geräumigen Höhle zu sitzen und das Feuer zu bewachen, aber es ließ sich ertragen.

Ich hatte vor Weihnachten eine größere literarische Arbeit vollendet, mit der ich monatelang so angestrengt beschäftigt gewesen war, daß mir kein freier Gedanke für irgend etwas anderes blieb. Und als ich das Manuskript an den Verleger abgesandt hatte, fühlte ich mich so leicht und frei wie ein Primaner, der eben seine Schulbücher in die Ecke geworfen, um sie für drei oder vier göttlich freie Ferienwochen nicht wieder anzusehen.

Freilich, es war Winter — kanadischer Winter. Und wenn erst ein trockener Frost von dreißig oder vierzig Grad unter Null mit seinen Mark und Bein durchschneidenden Winden die Natur in seine starren Fesseln gelegt hat und alles Leben ringsum erstorben zu sein scheint, so ist dieses Gefühl der göttlichen Freiheit doch nicht so ganz unbeschränkt.

Da aber der kanadische Winter nirgends so öde ist wie in den Städten, wo sich nur auf die Straße wagt, wer das nicht vermeiden kann, und wo die langen Monate, die man in den meist überhitzten Häusern zubringen muß, fast wie aus dem Leben herausgeschnitten erscheinen, so hatte ich mich

rasch entschlossen, bevor ich eine neue Arbeit begann, einige Wochen in den Bergen von Rocanville trappen (Fallen stellen) zu gehen.

Ich hatte bereits früher, aber zur Sommerszeit, auf einer Reise durch Saskatchewan diese nicht übermäßig hohen, aber landschaftlich recht schönen Berge flüchtig durchstreift, hatte die Biber beobachtet, deren Dämme der Reisende durch das Fenster sehen kann, wenn sein Zug mühsam von Rocanville nach Tantallon hinaufkeucht — Stationen der Canadian Pacific Eisenbahn, die beide aus kaum mehr als den Bretterbuden der Stationsagenten bestehen. Damals hatte ich auch die kleine Höhle entdeckt, in der ich mich nunmehr für einige Wochen häuslich eingerichtet hatte und in der mich jetzt ein wütender Schneesturm festhielt.

Als mich vor etwa zwei Wochen der Zug — als einzigen Passagier — mit einem Bündel von wollenen Decken, Proviant, Kochgeschirr, Gewehren, Fallen, Schneeschuhen und anderen unentbehrlichen Dingen mehr, abgesetzt hatte, erwartete mich dort bereits auf vorherige Verabredung ein Farmer aus Esterhazy mit einem Packpferde. Wir hatten einige Mühe, meine etwas bunte Sammlung von Ausrüstungsgegenständen, trotzdem ich mich auf das Allernötigste beschränkt hatte, kunstgerecht zu „verstauen", aber schließlich war uns das doch zur beiderseitigen Zufriedenheit gelungen. Das Packpferd schien allerdings anderer Meinung zu sein, denn es wandte mehrmals den Kopf und betrachtete die auf seinen Rücken getürmte Ladung mit Blicken stiller Verwunderung.

Das half aber nichts. Nach einer halben Stunde war alles erledigt, und unser Marsch in die Berge hinein begann. Der Farmer, ein biederer Deutsch-Russe, und ich gingen zu

Fuß. Von einer Unterhaltung, außer einigen gelegentlichen Brocken, war nicht die Rede, denn der beständig auf und nieder führende Weg nahm alle unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Glücklicherweise lag nur wenig Schnee, und er war in der grimmigen Kälte trocken und lose wie aufgeschichteter Staub.

Es war Abend, als wir unser Ziel, die Höhle, erreichten. Das Abladen meiner Ausrüstung ging schnell von statten und als wir die einzelnen Stücke nach der Höhle gebracht hatten, sandte ich meinen Begleiter aus, trockenes Holz zu holen. Ich lieh ihm hierzu meinen Tomahawk, ein ausgezeichnetes Werkzeug von nicht viel mehr als dreihundert Gramm Gewicht, das aber auch Stämme von hartem Holz fällte.

Nach seiner Rückkehr legte er ein Feuer an, das bald lustig prasselte, und ich bereitete unser Abendbrot. Es bestand aus gebratenem Speck, am Feuer geröstetem Brot, von dem ich einen kleinen Vorrat mit mir genommen, und in Schneewasser gekochtem Kaffee.

Wir langten beide tüchtig zu. Für meinen Begleiter war es inzwischen zu spät geworden, noch an diesem Tage zurückzukehren. Wir machten es uns daher für die Nacht bequem. Das Pferd mußte allerdings im Freien bleiben. Das war ihm aber offenbar nichts Neues, und mit einer tüchtigen Ration Hafer im Leibe — für den Durst gab es genug Schnee — einer Decke übergeschnallt und angebunden im Windschutze eines ziemlich dichten Gebüsches, stand es sich jedenfalls besser als tausend andere seiner vierfüßigen Genossen auf der Prärie.

Vor den Eingang der Höhle hingen wir eine wollene Decke, und da wir das Feuer im Vordergrunde angelegt, so

hatten wir, als wir uns dahinter in unsere Decken wickelten und auf den aus aufgeschichteten Tannenzweigen hergestellten Lagerstätten zum Schlafe ausstreckten, eine ganz erträgliche Temperatur.

Am nächsten Tage, nachdem er noch einen Stapel Holz für meinen Feuerungsbedarf geschlagen hatte, verließ mich mein Farmer, und ich war nunmehr allein in der frosterstarrten kanadischen Wildnis, deren tiefes Schweigen nur in der Nacht unheimlich durch das Geheul der Wölfe belebt wurde.

An Schießwaffen hatte ich außer meinem Colt-Revolver meine 303 Savage Rifle für einen gelegentlichen Schuß auf ein Moose (Elen) oder einen Wapitihirsch, und meine doppelläufige 12-Kaliber-Schrotflinte, die mir meinen Fleischbedarf in der Form von Buschhasen, wilden Enten und Birkhühnern liefern sollte, mitgenommen. Die Jagd war diesmal aber nicht der Hauptzweck meines Ausfluges, sondern das Trappen und die damit verbundene Beobachtung des Tierlebens. Gelegenheit zu beiden war genug vorhanden. Die zahlreichen Spuren von Füchsen, Wölfen, Mardern, Waschbären, Ottern, Luchsen und anderen Pelzträgern, die ich im Sommer hier angetroffen, hatten mir das damals deutlich verheißen und mich eben deshalb meine Reise hierher machen lassen. Die Biber waren vor meinen Fallen sicher. Nicht nur, weil ihr Fang durch die Jagdgesetze verboten ist, sondern weil diese Gesetze viel zu vernünftig und notwendig sind, als daß ich durch ihre Übertretung mich an der Ausrottung einer so prächtigen Tiergattung hätte beteiligen mögen.

Ich hatte ungefähr dreißig Fallen in einem verhältnismäßig kleinen Umkreise aufgestellt und machte jeden Morgen meine Runde, um die einzelnen in Abständen von zwei oder

drei Tagen zu besuchen. Selbstverständlich nahm ich dabei jedesmal Bedacht darauf, meine Spuren und besonders die von den Tieren so gefürchtete Menschenwitterung wieder zu beseitigen. Über die Spuren und Fallen streute ich frischen Schnee, und zwar mit Hilfe eines Tannenzweiges; denn die Berührung mit den Händen hätte ihn zusammengeballt, was die mißtrauischen Tiere gewiß von der Stelle ferngehalten hätte, auch nachdem meine Witterung längst verflogen war. Und um diese möglichst zu verdecken, ließ ich entweder ein paar Tropfen einer nach eigenem Rezept aus Fischöl, Moschusrattenfleisch, Bibergeil und dem Inhalt der Harnblase einer Wölfin bereiteten „Witterung" darauf fallen oder zog ein frisch abgezogenes Tierfell mit der inneren Seite darüber her.

Meine bisherige Ausbeute bestand aus zwei schönen Wolfsfellen, auf die ich besonders stolz war, da die Wölfe im allgemeinen viel zu schlau sind, um selbst in die bestgelegte Falle zu gehen, vier grauen Fuchs-, drei Otter- und drei Marderfellen.

Es war inzwischen viel Schnee gefallen, und ich mußte meine Wanderungen stets auf Schneeschuhen machen. Heute hatte ich meinen beabsichtigten Rundgang aber nicht beenden können. Nachdem ich kaum zwei oder drei Fallen besucht, hatte ich in einiger Entfernung und abseits von dem Trail (der Wegspur), dem ich zu folgen hatte, eine Schar Raben bemerkt, die aufgeregt, mit schweren, aber geräuschlosen Flügelschlägen und heiserem Gekreisch über einer bestimmten Stelle des Waldes zirkelten, manchmal langsam und wie zögernd in das Baumgewirr hinabschwebten, meist aber nur, um gleich darauf wieder mit einigen laut protestierenden „Grah! Grah!" wieder über den Baumwipfeln aufzutauchen.

Das bedeutete etwas Ungewöhnliches. Die Geheimnisse der Wildnis werden fast immer von Raben und Krähen ausgeplaudert, und wenn ein Jäger oder Trapper sie an einer Stelle sich sammeln sieht, so geht er stets darauf zu, sicher, daß er dort etwas sehen kann, was des Sehens wert ist.

Das tat auch ich. Abweichend von meiner ursprünglichen Richtung schritt ich vorsichtig und geräuschlos über den weichen, losen Schnee der Stelle zu, die sich meiner Schätzung nach in der Nähe einer der mannigfachen Windungen des Qu'Appelle-Rivers befinden mußte. Die Luft war dick und unsichtig, und ein manchmal hörbares dumpfes Grollen in den oberen Schichten hätte mich auf heranziehendes böses Wetter aufmerksam gemacht, auch ohne daß eine gehörnte Eule von irgendwoher aus dem Walde ihr hohles, unglückverheißendes Pfeifen hätte hören lassen.

Ich hatte nur meine Schrotflinte bei mir, die ich schußbereit in die Hand nahm, während ich zugleich meine an meinem Leibgurt hängende Revolvertasche öffnete, um auch diese Waffe gebrauchsfertig zur Hand zu haben.

Noch während meines Näherkommens schien sich die Schar der Raben vermehrt zu haben. Ihr Geschrei wurde immer lauter und dreister. Da der Wald hier keineswegs dicht war, konnte ich sehen, wie der eine oder andere sich auf einen Baumast niederließ und mit ausgespreizten Flügeln und weit abwärts gestrecktem blauglänzendem Halse ein galgenvogelmäßig höhnendes „Grah! Grah!" nach unten schrie.

Bald konnte ich auch durch das ziemlich unterholzfreie Gebüsch hindurch tatsächlich eine der unzähligen schlangengleichen Windungen des Qu'Appelle-Rivers erkennen, freilich nur daran, daß er sich wie eine glatte, freie Schneestraße

hier durch die Landschaft wand. Nur an einer Stelle, wo sich ein kleiner Fall gebildet hatte, rollte sein Wasser dick und ruhig wie ein biegsamer Eisfilm in eine darunter offengebliebene teichartige Ausbuchtung.

Nicht weit von deren Rande konnte ich jetzt eine dunkle Form auf der weißen Schneedecke sich bewegen sehen. Was es war, vermochte ich nicht zu erkennen, aber das Gebaren der Raben machte es unzweifelhaft, daß es der besondere Gegenstand war, der ihr lärmendes Interesse wachgerufen hatte.

Wahrscheinlich war es ein Tier, das nach einem Kampfe mit einem andern hier am Verenden lag, denn die Bewegungen waren unsicher, kraftlos, langsam.

Als ich bis auf etwa ein Dutzend Schritte herangekommen war, erkannte ich einen großen, braunen Bären, der hier im Schnee lag. Er mußte, wie das ja vorkommt, seinen Winterschlaf unterbrochen haben, wohl in der Absicht, zunächst einmal den infolge des langen Fastens knurrenden Magen zu füllen.

Ich war im Zweifel, was ich tun sollte. Meine Schrotflinte und mein Revolver waren keine sehr geeigneten Waffen für den Kampf mit einem Bären. Daß er wahrscheinlich verwundet war, machte keinen Unterschied. Ein verwundeter Bär ist bedeutend gefährlicher als ein unverwundeter, und manch unerschrockener oder unvorsichtiger Jäger, der sich einem Bären näherte, den er irrtümlicherweise für tot gehalten, hat seine Voreiligkeit schon mit seinem Leben oder einer fürchterlichen Verkrüppelung bezahlen müssen.

Aber doch mußte ich sehen, was die Sache bedeutete.

Inzwischen war die Luft noch unsichtiger geworden. Sie begann sich mehr und mehr mit feinem Schneestaub zu füllen, den ein scharfer Wind in leichten Wolken umherzuwirbeln begann.

Ich kannte diese Anzeichen. Es waren die Vorboten eines Blizzards, und das einzige, was man vernünftigerweise diesen drohenden Anzeichen gegenüber tun kann, ist, so schnell wie möglich ein schützendes Obdach zu suchen. Auf keinen Fall aber wollte ich den Platz verlassen, ohne mich überzeugt zu haben, was die Szene eigentlich bedeutete. Vorsichtig und langsam, aber doch schneller, als es unter andern Umständen gerechtfertigt gewesen wäre, setzte ich einen Fuß vor den andern.

Da sah ich, daß zwei Raben den Bären sogar auf dem Boden halb umflatterten und halb in dem weichen Schnee schwerfällige Sprünge um ihn herum machten, während ein dritter sich auf dem zottigen Fell seines Rückens niedergelassen hatte und dreist und vorwitzig zu einem Angriff vorging.

Ein Brummen, das aber kaum mehr ein Brummen, sondern ein unbeschreiblich jammervolles Grunzen oder Stöhnen der Qual und des Schmerzes war, und eine ungeschickte Bewegung ließen ihn diese Absicht indessen wieder aufgeben.

War es dies, oder hatten die Raben mich erspäht, daß sie jetzt mit einem schrillen Kreischen wieder aufflogen? Freilich nur bis zu den nächsten Baumwipfeln, wo sie sich mit dem ihnen eigenen wiegenden Schwung auf ein paar Ästen niederließen und ihr dämonisch triumphierendes Spottgelächter ertönen ließen, das die aus den Hügeleinschnitten herausfauchenden Windstöße aufnahmen und verschluckten.

Der Vorgang hatte mich aber von der völligen Gefahrlosigkeit meines Unternehmens überzeugt. Rasch die letzten paar Schritte machend, trat ich aus dem Buschwerk auf den gestrüppfreien Uferstreifen heraus und betrachtete den Bären.

Das erste, was mir auffiel, war sein schrecklich verunstalteter Kopf. Das linke Auge hing aus der Höhlung heraus, und diese selbst war von einer Kruste gefrorenen Blutes

umgeben. Das Maul und die Lippen waren unförmlich verschwollen, und die Innenhaut, soweit sie sichtbar war, glasig rot entzündet. Die Schwellung war derart, daß sie wie ein Knebel das Gebiß auseinander gezwungen hatte und das Tier das Maul nicht schließen konnte. Eine Anzahl der tückischen Stacheln eines Stachelschweines, die aus diesen blau verschwollenen Lippen und dem Zahnfleisch herausragten, ließen mich sofort erkennen, was hier geschehen war.

Vom Hunger getrieben, mußte der Bär unüberlegterweise einen Angriff auf ein Stachelschwein unternommen haben, der wie immer zu Ungunsten des Angreifers abgelaufen war. Das Stachelschwein führt dabei den Verfolger immer bis zu dem nächsten umgestürzten Baum, unter dem es seinen Körper verbirgt, so daß nur der Schwanz frei bleibt, den es dann wütend um den Kopf des Angreifers schlägt, wenn dieser unvorsichtig genug ist, sich ihm zu nähern. Die mit kleinen Widerhäkchen versehenen Stacheln dringen dann in seine Zunge, seine Lippen und sein Gesicht und bleiben darin stecken.

Vor wie langer Zeit das hier geschehen war, konnte ich natürlich nicht feststellen. Zweifellos hatte der Bär aber versucht, mit seiner Pranke die Stacheln zu entfernen, was die Sache nur verschlimmert hatte. Ob diese wirklich, wie vielfach behauptet wird, einen Stoff enthalten, der bösartige Entzündungen hervorruft, habe ich niemals genau feststellen können. Tatsache ist, daß die Tiere, denen ein solches Unheil zustößt — auch Jagdhunde, denen die sorgsamste Behandlung zuteil wird — fast immer dabei zugrunde gehen.

Auch der Bär hier war nahe am Verenden. Mehrere Fische, die um ihn herum im Schnee lagen und die er wohl aus der offenen Stelle des Flusses am Fuße des Wasserfalles

mit seinen Pfoten herausgeschleudert, zeigten, daß er sich hatte Nahrung verschaffen wollen. Es war ihm aber unmöglich gewesen, sie zu verzehren, und inmitten des vor ihm liegenden Überflusses hatten Hunger und wahnsinniger Schmerz ihn allmählich aller Kräfte beraubt. Das Auge mochte ihm von Raben in einem Momente stumpfer Bewußtlosigkeit ausgehackt worden sein.

Als er mich plötzlich vor sich stehen sah, wandte er mir mit einer schwerfälligen Bewegung des Kopfes das eine ihm verbliebene Auge zu. Noch einmal leuchtete es gelb-grün darin auf — dann aber kam ein Blick unbeschreiblichen Jammers in dieses Auge — ein Blick bittender Hilflosigkeit.

Ich ergriff meinen Revolver. Ein-, zwei-, dreimal zerriß fein in den fauchenden Windstößen merkwürdig resonanzloser Knall die Luft — dann war es geschehen. — Der Bär hatte ausgelitten.

Es war aber auch die höchste Zeit für mich, den Rückweg anzutreten. Die vor dem Winde herfliegenden Schneewolken waren beängstigend dick geworden, und ich hatte nahezu fünf Kilometer zurückzulegen. Außerdem war ich fast einen Kilometer weit von meinem Trail abgewichen und hatte mich zu ihm zurückzufinden. Das war keine leichte Aufgabe in der immer unsichtiger werdenden Atmosphäre und bei der Eile, die unbedingt nötig war. Ich hätte wohl die Spuren meiner Schneeschuhe wieder zurückverfolgen können, aber sie waren bereits zum Teil durch treibenden Schnee wieder verwischt, und sie zu suchen, hätte mich zu lange aufgehalten. Da ich aber in meiner Abweichung eine ziemlich gerade Linie eingehalten hatte, so berechnete ich die Richtung entlang der Reihe meiner letzten sichtbaren Spuren, prägte mir einen besonders geformten Baum in der Nähe der Stelle ein, wo

ich auf meinen Trail treffen mußte, und schritt mit einer Eile vorwärts, von der ich annahm, daß ich sie fünf Kilometer weit würde durchhalten können. Ich fand auch den Trail, mußte aber zu meiner berechneten Eile noch beträchtlich zulegen, denn die Luft füllte sich immer dichter und dichter mit den kleinen staubförmigen Eiskristallen, die unter dem lauten Geheul der Windsbraut gegen das Gesicht schlugen, daß es schmerzte wie unter Peitschenhieben. Die keuchende Lunge war nicht imstande, den Atem auszustoßen unter dem fürchterlichen Drucke, den der inzwischen zum Sturm angewachsene Wind ihm entgegenstellte.

Es war ein Glück, daß ich in der Nähe meiner Höhle bereits jeden Baum und Strauch genau nach seiner Form kannte, denn der Wirbel des Eisstaubes war inzwischen so dicht geworden, daß ich die Hand nicht vor den Augen sehen konnte und mich die letzten fünfzig Schritte buchstäblich an den Bäumen und Sträuchern nach der Höhle zurückfühlen mußte. Ein Umsinken im Schnee wäre Tod gewesen, denn in weniger als einer Minute wäre ich unter einer dicken Schneedecke verweht worden.

Jetzt saß ich sicher in der Höhle und bewachte das Feuer, das immer und immer wieder durch die hereindringenden Windstöße mit ihren Wolken von Schneestaub wie in einer Explosion auffloderte. Die wollene Decke, die den Eingang verschloß, hatte selbst durch den geringen Widerstand, den sie den Schneeböen leistete, eine Schneewehe verursacht, die wie eine feste Wand die Decke überkleidete und mich vollständig von der Außenwelt abgeschnitten hätte, wenn ich mir nicht öfters künstlich an der einen Seite einen Ausweg offen gehalten hätte.

Das Holz, mit dem ich das Feuer unterhielt, und von

dem ich vorsorglich für ähnliche Fälle eine reichliche Menge aufgestapelt hatte, war durch das lange Lagern in der Nähe des Feuers so trocken geworden, daß es fast ohne Rauch brannte. Mit der Lagerstatt im Hintergrunde, dem verschiedenen Kochgeschirr in einer Ecke, den an der Wand lehnenden Schneeschuhen, meinen zwei Gewehren und einigen Kleidungsstücken, die an Pflöcken an der Wand hingen, nahm sich die Höhle in dem roten Feuerschein ganz wohnlich aus.

Eine Zigarette rauchend, saß ich auf meiner Lagerstatt und horchte auf das Sturmgebrüll. Meiner Uhr nach mußte es vier Uhr nachmittags sein. Draußen war das natürlich nicht zu erkennen. Dort war alles mit unglaublich feinem Schneestaub in solchen Massen angefüllt, daß die häufigen Windstöße darin keine Lücke schufen, sondern nur den einen Erfolg hatten, die Massen von diamantharten Eiskristallen dichter zusammen zu schieben und sie mit Wucht gegen alles zu schleudern, was sich ihnen hindernd in den Weg stellte.

Ich hatte eben meine Zigarette zu Ende geraucht, legte meine pelzgefütterten Fausthandschuhe an und nahm einen derben Knüppel zur Hand, um wieder einen meiner periodischen Versuche zu machen, den Ausgang aus meiner Höhle offen zu halten. Ein Versuch, der mich natürlich jedesmal selbst im Augenblick mit einer Schneekruste überdeckte und Wolken von Schneestaub in die Höhle eindringen ließ. Der vordere Teil war schon ganz davon bedeckt. Dort lag der Schnee trocken wie Sand und schmolz nicht einmal in der Nähe des Feuers.

Ich hatte kaum ein paar kräftige Schläge gegen die sich draußen auftürmende Schneewand geführt, als ich plötzlich innehielt und in das Sturmgetöse hinaushorchte.

„Help!"

Allmächtiger Gott! Es war keine Täuschung, da draußen war ein Mensch, und ich mußte ihm Rettung bringen.

Schnell griff ich nach meinem Revolver, trat vor die Höhle und schoß ihn ab, um dem nach Hilfe Rufenden anzuzeigen, daß er gehört worden sei. Dann nahm ich das Seil, das mir früher zur Befestigung des Packsattels gedient hatte, und band es mit einem Ende an einem schweren Holzblock fest. Es sollte mir als Leitseil dienen, denn ohne ein solches wäre es unmöglich gewesen, den Weg nach der Höhle zurückzufinden. Schnell griff ich dann nach den Schneeschuhen, schlüpfte mit den Fußspitzen in das als Fußrast dienende Netz, und ohne mir erst Zeit zu nehmen, sie mir an den Füßen festzubinden, trat ich hinaus in den tobenden Blizzard.

„Help!"

Halb verweht vom Sturm klang es an mein Ohr. Der Ruf kam aus nordöstlicher Richtung, und ich schritt, stets das Seil hinter mir auslegend, darauf zu.

„All right!" schrie ich aus Leibeskräften, und wieder kam die halberstickte Antwort: „Help!"

Sie leitete mich nach der ziemlich steilen Wand eines Hügels, nicht weit von meiner Höhle. Mir stockte der Atem. Wenn mein Seil nicht ausreichte! Ich kannte seine Länge nicht genau, aber wenn der nach Hilfe Rufende sich etwa außerhalb seiner Reichweite befand, war er verloren. Das Seil los zu lassen, wäre Wahnsinn gewesen. Die wirbelnden Massen von Schneesturm hätten es im Augenblicke verweht, und anstatt dem Verirrten Hilfe zu bringen, wären zwei Menschenleben geopfert worden.

Die Rufe hatten aufgehört, mich zu leiten, und gleichzeitig bemerkte ich mit Entsetzen, während meine Lunge nach Atem keuchte, daß ich das Ende des Seiles in der Hand

hatte. Ich fühlte, wie kalter Schweiß meine Stirn bedeckte und mir über den Rücken lief. Sollte ich hier vielleicht nur zehn oder zwanzig Schritte entfernt, einen Mitmenschen zugrunde gehen lassen?

„Halloh!"

Ich lauschte. Schwächer als früher, aber doch erkennbar näher, kam wieder der Ruf: „Help!"

Mein unwillkürlich umhertastender freier Arm traf zur Rechten die Zweige eines Baumes, und im Nu blitzte ein Gedanke durch mein Gehirn. Ich band das Ende meines Leitseiles in ziemlicher Höhe an einen starken Ast fest. Zehn bis zwanzig Schritte konnte ich nun vielleicht noch tun, wenn ich sie genau zählte und mir ihre Richtung genau einprägte. Der Baum war eine Landmarke, die ich aus so kurzer Entfernung wohl wieder auffinden konnte.

Ich rief von neuem, aber es kam keine Antwort mehr. Kam ich schon zu spät?

Mit Vorsicht schritt ich vorwärts, nachdem ich mir zuerst die Richtung meiner Schritte eingeprägt hatte, und begann zu zählen — eins — zwei — drei.

Ich rief wieder —

Keine Antwort.

Plötzlich stießen meine Schneeschuhe an ein Hindernis, und ich sank in den weichen Schnee. In demselben Augenblick hatte ich aber auch das Hindernis erfaßt und emporgehoben. Es war ein Bündel dicker, wollener Kleider, aber ein schwaches Stöhnen, das daraus hervordrang, verriet mir, daß ein Mensch darin steckte, der noch am Leben war. Ich prüfte nicht weiter. Sekunden waren kostbar, und ich wandte meine Schritte zurück.

Meine Last war nicht übermäßig schwer. Der Verirrte schien ein Knabe zu sein.

Einen — zwei — drei Schritte — — vier — fünf — — — — dreizehn — —

Allmächtiger Gott! Wo war der Baum? Hatte ich mich doch verirrt? Ich hatte doch dreizehn Schritte gezählt. Oder waren es elf? Oder fünfzehn? In dem Augenblicke, als ich über das halbverwehte Bündel Menschheit stürzte, war mir die genaue Anzahl der Schritte aus dem Gedächtnis geschlüpft.

Oder hatte ich eine kleine Wendung vollführt und eine falsche Richtung eingeschlagen? Ein wiederholtes Stöhnen aus dem Kleiderbündel heraus ließ mich ohne Überlegung drei oder vier weitere Schritte vorwärts machen — und jetzt streifte ich Baumzweige.

War es der richtige Baum?

Ich suchte nach dem Seil.

Eine Minute atemloser Spannung —

Hier war es. Ich hatte mich also doch nicht verrechnet. Nur hatte ich unter meiner Last in dem Sturme, der uns fast von der Erde zu wehen schien, kleinere Schritte gemacht, und das hatte mich zu der Annahme verführt, ich hätte meine Landmarke verfehlt. Ich legte meine Bürde jetzt halb über meine rechte Schulter und tastete mich vorsichtig mit der linken Hand an dem Seil entlang.

Nach einigen Minuten erreichte ich die Höhle und ein Seufzer der Erleichterung entfuhr mir, als ich die Decke am Eingang, die ich erst in einem Schneehaufen suchen mußte, wieder hinter mir verschloß. Mochte der in ungeschwächter Wut draußen forttobende Blizzard den Eingang jetzt immer-

hin verschließen — ich quälte mich nicht mehr darum. Auf irgendeine Weise würde ich schon wieder hinausgelangen, wenn das nötig war, und bis dahin sorgte das poröse Gestein der Wandungen für genügende Lufterneuerung.

Ich hatte meine Bürde auf die Lagerstatt im Hintergrunde gelegt und nahm mir nur noch Zeit, meine Schneeschuhe abzustreifen und das von eindringenden Windstößen arg zerzauste Feuer wieder zu beleben, dann wandte ich mich meinem Schützling zu.

Als ich die kapuzenähnliche Umhüllung des Kopfes zurückschlug, schaute ich in das braune, von langem schwarzem Haar umrahmte Antlitz eines jungen indianischen Mädchens, dessen große runde Augen verwundert auf mir ruhten.

2

Wäre die rotbraune Hautfärbung nicht gewesen, man hätte die junge Indianerin für eine Angehörige der kaukasischen Rasse halten können, denn ihrer Gesichtsbildung fehlte der gewöhnliche Typus der Indianerrassen mit den breiten, wie Ecken hervorstehenden Backenknochen. Der Schnitt des Gesichtes war zierlich und regelmäßig, und sie sah aus wie eine plötzlich zum Leben erweckte Bronzefigur einer griechischen Schönheit, ein Eindruck, der noch durch das keineswegs indianisch hartsträhnige, sondern weiche und wellige Haar verstärkt wurde.

Jetzt lag freilich ein Ausdruck des Schmerzes auf diesem überraschend anziehenden Gesicht.

„Mein Fuß," sagte sie in englischer Sprache und mit einer überaus wohlklingenden Stimme. Sie machte eine Bewegung mit dem Fuße, der aber sofort ein leises Stöhnen

des Schmerzes folgte, und ich begann ohne Zögern, den pelzgefütterten Mokassin aufzuschnüren und vorsichtig abzustreifen.

Ein kleiner, wohlgeformter Fuß kam zum Vorschein, der aber am Knöchelgelenk eine beginnende Schwellung zeigte und etwas schief zum Unterschenkel stand. Ich begann zu untersuchen, was aber trotz aller Vorsicht, die ich dabei anwandte, nicht ohne wiederholtes schmerzhaftes Stöhnen abging. Gebrochen war der Fuß offenbar nicht, aber aus dem Gelenk gesprungen, und ich machte mich sofort daran, ihn wieder einzurenken, was mir auch mit zwei oder drei energischen Drehungen, die von einem deutlichen Knacken, aber auch von einem lauten Schrei aus dem Munde der jungen Indianerin begleitet waren, gelang.

„Du hast deinen Fuß verrenkt," erklärte ich ihr dann, mich ebenfalls der englischen Sprache bedienend, „aber die Sache ist jetzt wieder in Ordnung. Freilich, ein paar Tage wirst du hier bleiben müssen, bis er wieder ganz heil ist."

Ich nahm dann etwas Whisky und begann das Gelenk vorsichtig zu massieren, was ihr augenscheinlich große Erleichterung brachte. Dann legte ich mit Hilfe eines in zwei Stücke gerissenen Handtuches, da mir das ganze für diesen Zweck zu groß erschien, einen nassen Umschlag um das Gelenk, den ich warm bedeckte, und wandte mich dann der jungen Indianerin wieder zu.

„Well, wie fühlst du dich jetzt?"

„Besser, viel besser."

Nachdem ihre Augen dann noch eine Weile forschend auf mir geruht hatten, fügte sie hinzu: „Ich kenne dich."

„Du kennst mich?"

„Ja, du bist Dr. Werner aus Winnipeg. Ich habe deinen Namen gehört, als du in Lebret warst, vorigen Sommer."

Es war richtig. Lebret ist eine Missionsanstalt des Oblaten-Ordens mit einem angrenzenden kleinen Nonnenkonvent und einer Erziehungsanstalt für Töchter katholischer Ansiedler, sowie einer Schule für indianische Kinder beiderlei Geschlechts, die hier nicht nur in den Elementarfächern, sondern auch die Mädchen in den Haushaltungskünsten und die Knaben in allen möglichen Handwerken unterrichtet werden. Ich war im Sommer dort gewesen, um meinen Freund, Baron von Amerhorst, zu besuchen, der früher preußischer Offizier war, dann aber die bunte Uniform des Dragonerleutnants mit der Soutane des Oblaten-Ordens vertauscht hatte und sich in Lebret auf seine demnächstige Priesterweihe vorbereitete.

Wir hatten unsere Mahlzeiten in dem allgemeinen Speisesaal, zusammen mit den indianischen Zöglingen, eingenommen. Für die Patres und zwei oder drei Ordensbrüder war auf einem Podium eine besondere Tafel hergerichtet, und wir wurden dort von ein paar indianischen Mädchen bedient. Unter diesen, dessen begann ich mich jetzt wieder zu erinnern, befand sich dasselbe junge Mädchen, das jetzt ein Zufall, den ich noch immer nicht verstehen konnte, mitten in einem kanadischen Blizzard in meine Höhle geführt hatte.

Ihr von dem gewöhnlichen Indianertypus so abweichendes Gesicht und die zierliche geschmeidige Figur, die sich nicht weniger als dieses von den meist recht plumpen, robusten Körpern der Indianerinnen unterschied, waren mir schon damals aufgefallen. Auf eine Bemerkung, die ich darüber zu meinem Freunde machte, hatte dieser lächelnd mit einem: „Jawohl, aber sie sind nicht alle so," erwidert.

„Es ist übrigens eine Häuptlingstochter," fuhr er dann

fort, „eine Sioux und Enkelin von Dead Body*), von dem Sie gehört haben werden."

Ich hatte nicht nur von Dead Body gehört, sondern war mehrmals mit ihm in Southey, wohin er manchmal aus seiner Reservation in den Touchwood Hills kam, um Einkäufe zu machen, zusammengetroffen. Er war eine der merkwürdigsten Erscheinungen, die mir jemals zu Gesicht gekommen waren. Sein Name Dead Body — früher hatte er wohl einen anderen geführt — stammte aus der letzten, von Riehl**) angestifteten Indianerrevolution. In einem Gefecht in der Nähe des Forts Qu'Appelle war Dead Body als tot auf dem Kampfplatze zurückgeblieben, später aber von seinen Stammesangehörigen nach deren Lager gebracht worden, um mit allen Ehren und den üblichen indianischen Begräbniszeremonien bestattet zu werden.

Als diese nach zwei oder drei Tagen im vollen Gange waren, war Dead Body, der bis dahin bewußtlos und mit allen Anzeichen des Todes dagelegen hatte, wieder zum Leben erwacht und schließlich trotz seiner schweren Wunden von dem Medizinmanne seines Stammes, dessen Ruf sich dadurch rasch verbreitete, gesund gepflegt worden.

Als ich ihn kennen lernte, mußte er schon 70 oder 75 Jahre zählen, war aber noch ziemlich rüstig. Und obwohl er ein echter Indianer mit einem unauslöschlichen Haß gegen alle Bleichgesichter war, hatte er es doch über sich gewinnen können,

*) Dead Body = wörtlich: Toter Körper.

**) Riehl, ein Weißer von unbekannter Herkunft, war ein erbitterter Feind der Hudsons-Bay-Co. und hatte von 1865—1885 in Mantioba wie auch in Saskatchewan verschiedene Indianeraufstände veranlaßt. Die blutige Revolution von 1885 war seine letzte Tat. Er wurde von den Regierungstruppen, denen sich die Farmer angeschlossen hatten, in der Nähe des Forts Qu'Appelle gefangengenommen und später in Regina aufgehangen.

in einem schwarzen Missionarskittel, den er, Gott weiß wo, aufgegabelt und augenscheinlich mit unsäglicher Mühe jahrelang vor dem Verfall bewahrt hatte, einherzustolzieren. Daß sein Cowboyhut aus grauem Filz, seine langen schwarzen Zöpfe, seine hirschledernen Hosen und gleichen Mokassins damit nicht ganz übereinstimmten, schien ihn weiter nicht zu stören. Unsere Unterhaltung, wenn auch recht freundschaftlich, — ich glaube tatsächlich, daß ich bei ihm in besonderer Gunst stand — war freilich immer ziemlich lückenhaft gewesen, da er nur ein paar Brocken Englisch sprach und mir damals die Siouxsprache noch ziemlich fremd war. Ich versuchte immer, ihm das meiste in der Kri-Sprache verständlich zu machen, die ich recht gut beherrschte, und von der er einige Kenntnisse hatte, da sein Stamm lange Jahre hindurch Kri-Indianer als Nachbarn gehabt hatte.

Das alles kam mir im Augenblicke in die Erinnerung.

Aber wie kam das Mädchen von Lebret hierher, eine Entfernung von etwa hundert englischen Meilen?

„Ich bin nicht mehr in Lebret," erklärte sie auf meine Frage. „Ich bin achtzehn Jahre und jetzt wieder in der Reserve."

Das erklärte allerdings ihre Anwesenheit in dieser Gegend, denn die nächste Reserve, und um die konnte es sich nur handeln, begann kaum sechs oder sieben Meilen von hier. Wie sie aber in dem Schneesturm hierher kam, wo sich weit und breit keine menschliche Behausung befand, war mir noch immer ein Rätsel.

„Wie ist dein Name, little woman?" (kleines Fräulein) fragte ich sie.

„Minnehaha," war die Antwort.

„Das heißt so viel wie Lachendes Wasser?"

Sie nickte.

„Bist du nicht eine Christin?" fragte ich etwas überrascht, denn von den indianischen Kindern, die bis zum siebzehnten Jahre in den Missionen oder Industrieschulen, wie sie genannt werden, erzogen werden, während welcher Zeit sie jedes Jahr nur eine Ferienzeit von vier Wochen daheim in ihrer Reserve verbringen dürfen, nehmen die meisten den christlichen Glauben und damit einen andern Namen an, bevor sie am Schlusse ihrer Schulzeit nach ihren Reserven entlassen werden.

Es ist den Leitern der Schule nicht erlaubt, eine zu lebhafte Beeinflussung nach dieser Richtung hin zu üben. Die indianischen Eltern tun während der kurzen Ferienzeit auch ihr bestes, den Kindern gegen jeden solchen Gedanken Schrecken einzujagen, da sie ja dann nach dem Tode die Eltern, die sich in einem andern Himmel befinden, nicht wiedersehen würden. Die geistige Atmosphäre, in der die Kinder so viele Jahre leben, bleibt aber nicht ohne Wirkung, und neun von zehn nehmen den christlichen Glauben an.

„Ich bin katholisch," antwortete sie, „und in der Schule nannte man mich Mary. Aber in der Reserve ..." Sie brach ab, und erst nach einer Weile fügte sie leiser hinzu: „Sie sind furchtbar böse auf mich — und wollten den Christengott wieder aus mir austreiben."

„Well, Minnehaha," sagte ich, und ich weiß nicht recht, warum ich den indianischen Namen gebrauchte, „das wirst du mir alles später erzählen und auch wie du in diesem Blizzard — hör' nur, wie es weht — hierher gekommen bist. Aber erst wollen wir etwas Kaffee kochen, und du wirst wohl auch hungrig sein. Versuche eine Viertelstunde zu schlafen, dann werde ich alles fertig haben."

Ich schürte das Feuer an, hing einen Kessel mit Schnee gefüllt darüber und traf alle Vorbereitungen zu einer herzhaften Mahlzeit für meinen Schützling.

Die Augen der jungen Indianerin folgten jeder meiner Bewegungen, aber sie sprach kein Wort. Erst, als ich ihr den dampfenden Kaffee reichte und sie den frisch-duftenden Trank zu schlürfen begann, wobei der Bann der Kälte, der ihren Körper umfangen hatte, sich in einigen wohligen Schauern löste, sagte sie: „Das ist gut."

Sie aß dann von dem gebratenen Speck, den Kartoffeln und dem Biskuit mit dem gesunden Appetit der Jugend, der durch einige überschlagene Mahlzeiten verstärkt worden ist.

„Well, Minnehaha," bemerkte ich nach einer Weile, „wie fühlen wir uns jetzt? Besser, ich wette. Und was machen wir nun? Fühlst du dich müde? Willst du schlafen? Oder wollen wir uns unterhalten? Das hat aber Zeit. Du kannst mir morgen erzählen, wie du in diesem Wetter hierherkommst — oder auch übermorgen, denn daß du mit deinem Fuße vor einer Woche hier wegkommst, daran ist nicht zu denken."

„Ich bin nicht müde," erklärte sie.

„Das heißt also, wir wollen uns unterhalten. Wie ist dein Fuß?"

„Besser, aber er schmerzt noch."

Ich ordnete die Felle und Decken so, daß der verletzte Fuß höher zu liegen kam, um das Blut aus dem kranken Gelenk abzuleiten, was ihr sichtlich Erleichterung brachte.

„Und nun sage mir um Gottes willen, wie du in diesem Blizzard, und allein, und zu Fuß hierherkommst? Du hast doch in dieser Einöde nichts verloren, und wenn du nur eine Viertelstunde weiter entfernt gewesen wärest, hätte ich deine Rufe nicht gehört, und du wärest umgekommen."

„Gott hat mich geführt," erwiderte sie mit ruhiger kindlicher Gläubigkeit. „Ich wußte, daß er mich retten würde, weil ich ihn nicht verlassen habe."

„Was meinst du damit?"

„Ich bin vergangene Nacht aus der Reserve weggelaufen. Unser Medizinmann hatte entdeckt, daß ich Christin bin und es dem ganzen Stamm verraten."

„Aber kommt denn das nicht oft vor, wenigstens bei den Zöglingen der Industrieschulen?"

„O ja, aber das Christentum hält bei den meisten nicht lange vor. Sie geben nach einiger Überredung ihren Glauben wieder auf, oder wenn sie hartnäckig sind, wird ihnen das Leben so schwer gemacht, daß sie davongehen — nach den Städten. Und das fürchtet der Indianer. Denn was hat er in den Städten und unter den Weißen? Er muß die niedrigste Arbeit verrichten, und die Schlechtesten unter den Weißen glauben immer noch, daß der Indianer, weil er eine rote Haut hat, tief unter ihnen steht. In der Reserve dagegen ist er sein freier Herr, arbeitet nur, wenn er will, und niemand verachtet ihn. — Mit mir war's aber noch etwas anderes. Mich wollten sie im Stamme behalten, weil ich eine Häuptlingstochter bin, obwohl mein Vater seit einem halben Jahre tot ist. Und wohl auch aus einem andern Grunde wollte man mich im Stamme behalten."

Die letzten Worte sprach sie nur zögernd und mit leiser Stimme.

„Und wie hatte man entdeckt, daß du Christin bist?"

„Schi-pi-ku-pi-neß*), unser Muskick-ki-wi-ni-ni, hatte mich eines Abends belauscht, als ich mein Gebet verrichtete, wie es uns die guten Väter in Lebret gelehrt haben."

*) Brauner Donner.

„Wie konnte Schi-pi-ku-pi-neß aber wissen, daß du zum Christengott und nicht zu dem Großen Geist deines Volkes, ich meine zu Kitschi-Manitu, betetest?"

Ein überlegenes Lächeln über meine Unkenntnis einer so einfachen Sache umspielte ihre Lippen. Ich fühlte mich aber keineswegs zerknirscht darüber, denn schließlich ist es recht wenig, was uns über die Religion und die religiösen Gebräuche der Indianer bekannt ist.

Es gehört zu den merkwürdigen Gebräuchen der Indianer, selbst unter sich nur selten über religiöse Dinge zu sprechen. Und die gleiche scheue Zurückhaltung üben sie auch in bezug auf ihren Namen. Ein Indianer, nach seinem Namen gefragt, wird ihn fast niemals nennen, ebensowenig würden dies sein Weib und seine Kinder tun. Eine Nennung seines Namens, selbst in der feierlichsten Weise, würde als eine Art Versündigung gegen die geheimnisvolle Naturkraft, zu der dieser Name in direkter Beziehung steht, und als eine unverzeihliche Beleidigung gegen den meist alten und weisen Indianer, der ihn den Namen verliehen hat, angesehen werden. Wahrscheinlich würde der Indianer oder sein Weib den Fragesteller an ein anderes Mitglied des Stammes verweisen. Und selbst dann ist häufig noch ein gut Teil Diplomatie erforderlich, den Namen zu erfahren, obwohl diese Rücksichten der Pietät in der Hauptsache nur für die eigene Familie Geltung haben. Dieser große Respekt erklärt sich durch die Umstände, unter denen ein indianisches Papoose*) seinen Namen erhält.

Meist wird der Medizinmann oder irgend ein anderer her-

*) Papoose = Siouxname für Kind. Der Kri-Name ist „Awassis" und die Saulteaux (französischer Name für die Stämme der Objiways) nennen es „Appinochi".

vorragender Indianer mit der Wahl des Namens betraut. Denn nach indianischer Anschauung steht der Mensch unter dem Schutz einer besonderen Naturkraft oder eines Naturereignisses, das durch den Namen angedeutet werden soll, und dessen Gunst er sich später durch verschiedene Opfer zu erhalten bestrebt ist, da er ihre Vermittlung in seinem Verkehr mit Kitschi-Manitu*) benötigt, der viel zu erhaben ist, als daß er zu ihm direkt beten dürfte.

Der Medizinmann, oder wer immer das Amt der Benamung übernommen hat, beobachtet nun die Naturereignisse in den ersten Lebenstagen des Kindes. Wenn ein Gewittersturm losbrechen sollte, würde das Papoose wahrscheinlich „Vier-Himmel-Donner" oder „Blitz-aus-den-Wolken" genannt werden. Wenn irgendein Vogel vor dem Sturme vielleicht mit einem Warnungsschrei über den Kamp geflogen wäre, würde der Name wahrscheinlich lauten „Des-schwarzen-Habichts-Warnung" oder „Der-Vogel-der-vor-dem-Sturm-kommt". Auf diese Weise erklärt sich auch der Name des berüchtigten Siouxhäuptlings Regen-ins-Gesicht, der mit seiner Bande die Truppe des Generals Custer bis auf einen einzigen Mann niedermetzelte, der wie durch ein Wunder entkam und die Kunde von dem entsetzlichen Ereignis nach dem Hauptquartier brachte.

Später, wenn irgendein bedeutsames Ereignis das rechtfertigt, kann der Indianer seinen Namen ändern, wie im Falle meines Freundes „Dead Body". Den neuen Namen kann er dann ohne Scheu gebrauchen. Diejenigen Indianer, die im steten Verkehr mit den Weißen stehen, verlieren wohl zum Teil die Ehrfurcht vor ihrem Namen, und das war ge-

*) Kitschi-Manitu = der Weiße Gott. Matschi-Manitu = der Schwarze Gott (Teufel).

wiß auch der Grund, weshalb die junge Indianerin mir den ihren so bereitwillig genannt hatte.

„Der Indianer betet nicht selbst zu Kitschi-Manitu," erklärte sie auf meine Frage.

„Wer tut es denn," fragte ich, „der Medizinmann? Denn ihr habt doch keine Priester."

„Nicht immer der Medizinmann," war die Antwort. „Irgendein Indianer, von dem wir glauben, daß er bei Kitschi-Manitu mehr angesehen ist, als der Bittsteller. Und der veranstaltet dann einen Opfertanz. Aber auch er betet nicht zu Kitschi-Manitu direkt. Er betet zu dem Schutzgeist des Bittstellers, der dann die Bitte vor Kitschi-Manitu bringen soll. Mein Schutzgeist war der des lachenden Wassers. Du mußt wissen, daß ich am Qu'Appelle-River geboren bin und davon meinen Namen „Lachendes Wasser" habe. Und dann, kein Indianer, selbst wenn er am Sterben wäre, würde wagen, mehr als einmal oder zweimal im Jahre Kitschi-Manitu mit Bitten lästig zu fallen. Und ich habe mein Gebet zum Gott der Christen und zur Jungfrau Maria täglich verrichtet."

„Und dabei hat euer Muskick-ki-wi-ni-ni dich beobachtet?"

Sie nickte.

„Das ist doch aber kein Grund, von dem Stamme wegzulaufen," sagte ich.

„Oh, du verstehst das nicht," klagte sie. „Schi-pi-ku-pi-neß war wütend, als er merkte, daß ich Christin geworden war, und drohte mir mit seiner bösen Medizin, die alle fürchten, und sagte, er müßte den Stamm zu einem Opfertanz zusammenrufen, damit der Christengott aus mir wieder ausfahre. Du mußt wissen, daß der Stamm jetzt keinen Häuptling hat, seit mein Vater tot ist. Und derjenige wird Häuptling sein, der mich zur Squaw bekommt. Ein Mitglied einer Häupt-

lingsfamilie kann aber niemals Christin sein. — — Und Regen-ins-Gesicht ist ein schlechter Mensch, der trinkt und stiehlt und seine Squaw schlecht behandelt, und ich fürchte mich vor ihm," fügte sie anscheinend ganz zusammenhanglos hinzu.

„Wer ist Regen-ins-Gesicht?" fragte ich etwas überrascht. „Das war doch der Häuptling, der mit Sitting Bull und Crazy Horse die Sioux gegen General Custer führte und ihn und seine Soldaten niedermachte?"*)

„Ich meine seinen Sohn. Der Name gilt bei uns Sioux noch so viel, daß man seinen Sohn als Papoose in den Regen gehalten hat, damit er den Namen mit Recht weitertragen konnte. Regen-ins-Gesicht gehört eigentlich nicht zu unserem Stamme. Er ist aus den Staaten, wo er bei dem Stamme seines Vaters lebte, nach Kanada geflüchtet, weil man ihn drüben als Pferdedieb aufhängen wollte."

„Aber warum fürchtest du dich vor ihm? Was kann er dir tun? — Pferde kann er hier wohl kaum stehlen, denn die Farmer haben wenige, und die Rotröcke**) würden ihm bald auf den Pelz kommen, wenn er etwa eins oder das andere mitgehen heißen wollte."

„Das ist es nicht," sagte sie leise und zögernd.

„Also was ist es denn?"

Sie wandte ihr Gesicht ab, um meinem Blicke auszuweichen.

„Er will mich zur Squaw haben," erklärte sie, „um Häuptling unseres Stammes zu werden."

---

*) In der denkwürdigen Schlacht am Little Big Horn im Jahre 1876, die in der amerikanischen Poesie des Heldentodes so vieler tapferer Männer wegen als große Ruhmestat besungen, von der amerikanischen Geschichte dagegen als big blunder (arger Schnitzer) bezeichnet wird.

**) Berittene Polizei.

„Will dich zur Squaw haben?" fragte ich verwundert. „Aber sagtest du nicht eben, er habe schon eine Squaw und behandelte sie schlecht?"

„Ja, aber wenn er Häuptling ist, kann er mehrere Squaws haben. Es gibt welche, die fünf oder sechs haben."

„Well, das sagt mir nun aber noch immer nicht, wie du in diesem Blizzard hierherkommst. Daß dich Regen-ins-Gesicht zur Frau haben möchte, ist mir begreiflich. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn auch noch andere rote Gentlemen den gleichen Wunsch hegten. Aber schließlich ist das doch wohl eine Sache, bei der du auch noch ein Wort zu sagen hast. Deswegen brauchst du doch nicht davonzulaufen. Hast du keine Mutter mehr?"

„O ja, aber die wird vom Muskick-ki-wi-ni-ni vollständig beherrscht. Regen-ins-Gesicht ist der Sohn seiner Schwester, und er möchte ihn zum Häuptling haben. Aber das ist nicht der Hauptgrund. Schi-pi-ku-pi-neß ist viel zu habsüchtig, als daß er sich um seine Verwandten viel kümmerte. Aber Regen-ins-Gesicht gibt ihm immer Geld und Wishky —"

„Whisky? — Wo bekommt er denn Whisky her? Es steht doch strenge Strafe darauf, einem Indianer Whisky zu verkaufen."

„Ich weiß nicht, wo er ihn her hat," erwiderte sie nachdenklich, „und weiß auch nicht, wo er das Geld her hat, aber er hat beides reichlich, und ich habe ihn und Schi-pi-ku-pi-neß schon oft betrunken gesehen. Deshalb tut der Muskick-ki-wi-ni-ni, was Regen-ins-Gesicht will. Er hat dem Stamme gesagt, daß Kitschi-Manitu uns wieder zu einem großen Volke machen würde, wenn ich die Squaw von Regen-ins-Gesicht würde. Du weißt, Sir, die Indianer glauben, daß Kitschi-Manitu ihnen seinen Willen im Traume kundgibt.

Ich weiß aber, daß Schi-pi-ku-pi-neß das bloß erfunden hat. Ich glaube ihm überhaupt nichts. Er ist ebenso schlecht wie Regen-ins-Gesicht."

„Und was sagt deine Mutter dazu?"

„O, sie weiß, daß Regen-ins-Gesicht ein schlechter Mensch ist, der seine Squaw schlägt, und daß er auch mich mißhandeln würde, aber sie sagt, was Kitschi-Manitu verlangt, das muß man tun. Ich wäre eine Sioux, und es wäre meine Pflicht, den Stamm groß und blühend zu machen. Und wenn ich ihr sage, daß Kitschi-Manitu gar nicht existiert, dann ist sie ganz entsetzt, läuft davon und verbleibt so lange in einem andern Tipi*), bis ich sie mit vielen Bitten wieder zurückhole. Für heute hatte Schi-pi-ku-pi-neß den Opfertanz angesagt, an dem alle hervorragenden Stammesmitglieder teilnehmen sollten, und bei dem Schi-pi-ku-pi-neß den Christengott aus mir austreiben wollte. Ich wußte aber, Gott würde mich strafen, wenn ich so etwas zuließe. Ich habe die ganze Nacht gebetet und heute morgen, als noch alles ruhig war im Dorfe, habe ich mich davongeschlichen."

„Aber wo wolltest du hin?"

„Ich dachte an den Vater meines Vaters, an Dead Body, der in der Touchwood-Reserve wohnt, seit unser Stamm sich geteilt hat."

„Good gracious!" (Lieber Himmel) rief ich aus. „Du kannst doch nicht daran denken, bei dieser Kälte und bei diesem Schnee einen Weg von siebzig bis achtzig Meilen zu Fuß zurückzulegen."

„Ich hatte etwas Geld," erwiderte sie, „und wollte von Rocanville bis Southey den Zug benützen. Von Southey

*) Tipi = Zelt der Indianer.

sind es nur noch etwa fünfzehn Meilen*). Und ich hätte dort auch wohl einen Farmer mit einem Schlitten getroffen und einen Teil des Weges fahren können. Dead Body hat mich lieb, und Schi-pi-ku-pi-neß hat Angst vor ihm, denn Dead Body hat viel mehr Macht über den Stamm als er. — Als ich ein paar Meilen gegangen war — ich weiß nicht wie viele — fing die Luft an, dicht zu werden, und ich konnte fast nichts mehr sehen. Ich betete, daß Gott einen Blizzard abwenden möge, denn ich war noch weit von Rocanville. Aber dann brach der Sturm los, als ich bis hierher gelangt war. Und ich wußte, daß ich irgendeinen Schutz finden mußte, um nicht im Schnee begraben zu werden. Ich hatte keine Angst, denn ich vertraute auf Gott, der mich retten würde. Und dann ließ er mich auch in der Bergwand dort eine Nische entdecken, in die ich mich einklemmte. Das Schneetreiben war dort nicht ganz so arg, und ich war entschlossen, auszuharren, bis der Blizzard vorüber war, wenn das auch zwei bis drei Tage dauern sollte. Meine Kleidung war warm, wenigstens warm genug, um mich vor dem Erfrieren zu schützen. — Ich weiß nicht, wie lange ich so zugebracht hatte. Es war mir, als ob ich von Zeit zu Zeit einen Lichtschein bemerkte, einen ganz unbestimmten Schein, der durch das Schneetreiben leuchtete. Du mußt wohl manchmal die Decke dort aufgehoben und wieder zugemacht haben. Jetzt wußte ich, daß Menschen in der Nähe waren. In meinem freudigen Schreck machte ich eine heftige Bewegung, glitt aus und stürzte aus der Nische heraus. Es war gar nicht hoch, aber ich hatte mir doch den Fuß verletzt — er schmerzte furchtbar — und ich konnte nicht weiter. Und dann kamst du — — der heiligen Jungfrau sei Dank!"

*) Englische Meilen: Zwei Meilen ungefähr drei Kilometer.

„Well, Minnehaha," bemerkte ich in beruhigendem Tone, „du bist jetzt in Sicherheit, und in einer Woche ist auch dein Fuß wieder in Ordnung. Ich denke, du hast etwas übereilt gehandelt, aus der Reservation wegzulaufen. Kein Medizinmann der Welt kann dich zwingen, deinen Glauben aufzugeben oder irgend jemandes Squaw zu werden, wenn du das nicht willst. Warum wendest du dich nicht an euren Agenten, der würde dir doch helfen."

„Der Agent," erwiderte sie mit einer gewissen Bitterkeit, „hat nicht das Recht, sich in solche Sachen hineinzumischen. Aber er tut es viel zu sehr. Er hält die Indianer für Kinder, die stets einen Vormund nötig haben. Und wir sind doch ein freies Volk. Wenigstens wollen wir so viel von unsern Freiheiten festhalten, als ihr Weißen uns gelassen habt. Ich kann als eine Sioux nicht die Veranlassung sein, und würde Dead Body schwer kränken, wenn ich dem Agenten Gelegenheit gäbe, sich noch mehr in unsere Angelegenheiten zu mischen, als er es ohnehin schon tut. Du mußt wissen, Sir, daß die Sioux bei der Regierung überhaupt nicht gut angeschrieben sind. Wir haben keinen Vertrag mit ihr, wie die kanadischen Indianer. Als die Sioux nach dem Kampfe mit General Custer aus Amerika*) nach Kanada flüchteten, verteilte sie die Regierung auf verschiedene Reservationen. Sie wollte sie nicht zusammen haben, weil sie ihnen nicht traute. Sie gab ihnen Land und Pferde, aber nicht als Eigentum, sondern es wurde ihnen nur geliehen und kann ihnen jeden Tag wieder genommen werden. Und mehr als einmal schon hat man Dead Body zu verstehen gegeben, wenn es ihm nicht passe, könnte er mit seinem

*) Man spricht in Kanada von den Vereinigten Staaten stets als von „Amerika".

Stamme wieder dort hingehen, wo er hergekommen sei. Verschiedene von unsern jungen Leuten sind auch schon wieder nach Dakota zurückgewandert."

Die Bitterkeit in ihrer Stimme hatte bei den letzten Worten noch zugenommen, und ein Ausdruck tiefer Traurigkeit verschleierte den bisher so klaren Blick ihrer Augen.

„Warum gehst du nicht nach Lebret zurück?" fragte ich. „Du bist doch gern dort gewesen, und ich bin sicher, man würde dich dort wieder aufnehmen, wenn ich mit dem Vorsteher spreche."

„Willst du, daß ich Nonne werden soll?" fragte sie, und ihre Augen nahmen einen Ausdruck an, als ob ihr Blick weit in die Ferne gerichtet sei.

Die Frage kam mir so unerwartet, daß ich einen Augenblick lang keine Antwort darauf zu geben wußte.

„O, man würde schon irgendeine Beschäftigung für dich finden," antwortete ich schließlich, „und es würde ja auch nicht schwer halten, dir eine Stellung in irgendeiner guten Familie zu verschaffen."

Ein trübes Lächeln, das ihrem schönen Gesicht einen Ausdruck unendlicher Weichheit verlieh, umspielte ihre Lippen.

„Du meinst es gut, Sir, das weiß ich. Du bist ein guter Mann. Das sagte auch der Indianerknabe, der in Lebret an der Lungenkrankheit starb, und den du behandelt hattest. — Die Indianer haben aber mit den Weißen nichts zu tun, sie sollen sich von ihnen fernhalten. Es ist der Untergang unserer Rasse, wenn sie sich mit den Weißen mischen. Ihr brüstet euch, daß sich ein Schuhputzer unter euch zu den höchsten Stellen im Lande emporarbeiten kann. Aber der Indianer würde immer Schuhputzer bleiben. Ich habe eure Städte nicht gesehen, aber ich weiß, daß, wenn Weiße Indianerinnen

geheiratet haben, sie sie in der Wildnis verstecken und nicht wagen, mit ihnen in den Städten zu leben. Nein, das Heil des roten Volkes besteht darin, daß es sich fernhält von den Weißen, sich in seinen Reserven abschließt und an seinen Sitten und Gebräuchen festhält. Darin liegt unsere Rettung vor dem Untergange — — und ich weiß nicht einmal, ob es nicht dafür überhaupt schon zu spät ist. Für euren Glauben danken wir euch — für das, was ihr Zivilisation nennt, nicht."

Während sie sprach, hatte ihr Gesicht ganz den kindlichen, mädchenhaften Ausdruck verloren und war überstrahlt von einer leidvollen Hoheit, wie sie den Heldinnen der Vergangenheit eigen gewesen sein mochte, wenn sie für die Rettung ihres Volkes auftraten. Ihre Worte hatten mich merkwürdig bewegt. Ich wußte nichts darauf zu antworten. Das junge Mädchen, das ich bisher für ein einfaches kindliches Gemüt mit dem üblichen beschränkten Ideenkreise gehalten und demgemäß behandelt hatte, ließ mich auf einmal einen Charakter ahnen, der eine seltsame Mischung von Gefühlen der Bewunderung und des Mitleids in mir wachrief.

Sollte ich ihr ein paar Phrasen sagen über die Zukunft ihres Volkes, an die ich selbst nicht glaubte? Eines Volkes, das rettungslos dem Untergange geweiht ist, obwohl es sich an Zahl vermehrt, dem wir die Zivilisation geben wollen, aber nur bis zur Klasse der Schuhputzer und Dienstboten. Hier war sie, ein Geschöpf mit heißem Blut und roter Haut, dessen Schönheit in jedem Salon Aufsehen erregt hätte und dem man doch den Zutritt verweigert hätte, weil ihre rote Haut sie zur Paria stempelte. Hatte sie nicht recht, sich als Indianerin zu fühlen, die Zivilisation, die man ihr bieten wollte, als Beleidigung zu empfinden und den Traum von der Wiedergeburt ihres Volkes zu träumen? — — —

Das bittere Erwachen würde früh genug kommen. —

Es war spät geworden, und ich empfahl ihr, zu ruhen. Vermittels einer aufgespannten Decke stellte ich eine Art Scheidewand her und machte für mich auf der anderen Seite ein Lager zurecht, das der Hauptsache nach aus meiner dicken Pelzjacke bestand.

Nachdem ich das Feuer dann noch für die Nacht versorgt, streckte ich mich auf meiner etwas dürftigen Lagerstätte aus. Aber noch lange lag ich wach und horchte auf die heulende Windsbraut da draußen und dachte nach über das, was die junge Indianerin mir erzählt hatte.

3.

Der Blizzard wütete am andern Tage noch immer, wenn auch mit verminderter Heftigkeit. Es war mir ohne große Schwierigkeiten gelungen, eine Öffnung in die vor meiner Höhle lose aufgetürmte Schneewand zu stoßen. Ein Blick aber, den ich hinauswarf, überzeugte mich, daß an meinen üblichen Rundgang, um nach den aufgestellten Fallen zu sehen, noch nicht zu denken sei.

Als ich mich von meiner kurzen Prüfung der Außenwelt nach dem Innern der Höhle zurückwandte, fand ich die junge Indianerin erwacht. Sie begrüßte mich mit einem freundlichen Lächeln.

„Well, Minnehaha, wie fühlen wir uns heute morgen? Was macht der Fuß?"

„Ich weiß nicht," kam die zögernde Antwort, „ich habe die ganze Nacht geschlafen. Ich war so müde, weißt du. Aber der Fuß scheint besser. Er schmerzt nur, wenn ich ihn bewege."

„Laß sehen!"

Ich löste den Umschlag und untersuchte den Fuß. Er war frei beweglich im Gelenk, wenn die Bewegung auch schmerzhaft war. Der Umschlag hatte ausgezeichnete Dienste getan. Die Schwellung war nur unbedeutend, aber eine blaugrüne Entfärbung der Haut bewies den Bluterguß in die Gewebe.

Ich rieb ihn wieder mit etwas Whisky, massierte ihn leicht, um die Aufsaugung des ausgetretenen Blutes durch die Lymphgefäße zu beschleunigen, und legte einen neuen Umschlag auf.

Dann machte ich das Frühstück zurecht, dem wir beide herzhaft zusprachen.

Obwohl wir so ziemlich zu vollständiger Untätigkeit gezwungen waren, verging der Tag schnell genug. Minnehaha war stets bereit, alle meine Fragen zu beantworten. Sie schien die gewöhnliche Schweigsamkeit der Indianer in der Mission ganz abgestreift zu haben. Der Einblick, den ich am Abend vorher in ihren Charakter getan zu haben glaubte, vertiefte sich dadurch nur noch mehr, und sie offenbarte, ihr selbst ganz unbewußt, eine Intelligenz und geistige Reife, wie sie nur bei denen zu finden ist, die durch eine harte Lebensschule gegangen sind. Zweifellos stand sie geistig weit über dem Durchschnitt ihrer Stammesgenossen. Und doch konnte ich mir keinen Augenblick verhehlen, daß ihr Lebensschicksal untrennbar mit dem ihres Volkes verbunden war und verbunden bleiben mußte, denn auch die geistige Ausnahmestellung, die sie einnahm, konnte ihr nicht die Aufnahme in die Gesellschaft der weißen Rasse sichern, von der ihre rote Haut sie ausschloß.

So vergingen mehrere Tage.

Am dritten Tage hatte der Sturm so weit nachgelassen, daß ich meinen täglichen Rundgang wieder beginnen und einige nötig gewordene Arbeiten vornehmen konnte.

Die junge Indianerin war nicht mehr so hilflos. Die Besserung des Fußes machte gute Fortschritte, und sie konnte einige Schritte in der Höhle tun, wenn ihr das auch Mühe kostete und nicht ohne Schmerzen abging. Sie hatte mit einer Selbstverständlichkeit, die keine Einrede zuließ, die Arbeit unseres kleinen Haushaltes, die aus kaum mehr als der Bereitung der Mahlzeiten bestand, übernommen.

Die langen Abende, die bereits um vier Uhr nachmittags begannen und bisher recht einsam und eintönig gewesen waren, hatten durch ihre Anwesenheit einen eigentümlichen Reiz gewonnen, und ich benützte die gute Gelegenheit, meine Kenntnisse in der Siouxsprache zu vervollkommnen.

Unsere Unterhaltung bezog sich hauptsächlich auf die indianischen Sitten und Gebräuche, und sie sprach von den Zeiten, die sie nicht mehr gesehen hatte, aber von denen die Alten an Winterabenden, wenn sie im Tipi um das knisternde Feuer saßen, erzählten. Von den Zeiten, wo noch die ungeheuren Büffelherden über die Prärie stampften, bevor noch der weiße Mann kam, um sie zu Hunderten und Tausenden zu töten als Nahrung für die Arbeiterkolonnen, die die Stahlschienen in die Wildnis hineinlegten, — als die Indianer noch die einzigen Bewohner der weiten, unermeßlichen Grasflächen und reich waren, da der Moose und der Büffel ihnen alles boten, was sie zum Leben bedurften.

Was die Indianer dem Büffel alles verdankten, ist kaum zu sagen. Jedes Stück des Fleisches wurde getrocknet, so daß es monatelang haltbar blieb, ohne etwas von seinem Nährwert oder seiner Schmackhaftigkeit einzubüßen. In den Jahreszeiten, in denen die wilden Vegetabilien fehlten, die sonst für die nötige Abwechslung in den Mahlzeiten sorgten, lebten und existierten sie ausschließlich von Büffelfleisch.

Die Felle wurden zu weichem Leder gegerbt, das sie zum Bau ihrer Wigwams (Hütten) und Tipis gebrauchten. Die mit ungemeinem Geschick behandelten und kunstgerecht geräucherten Büffelhäute dienten ihnen zur Kleidung und zur Anfertigung von Mokkasins. Die ungegerbten Häute wurden zu Sätteln und Zügeln und zu Lassos und Riemen benutzt. Aus den Hörnern schnitzten sie Löffel und Trinkbecher. Das Gehirn diente ihnen zum Gerben der Häute. Die Knochen wieder lieferten ihnen die verschiedenen Werkzeuge, die sie zur Verarbeitung der Felle gebrauchten, und dienten außerdem als Sattelhörner, an denen das aufgerollte Lasso hing, und zu Kriegskeulen. Oder sie wurden zerstoßen und das Mark herausgeschmolzen oder gekocht. Die Sehnen wurden getrocknet, und die feineren fanden Verwendung als „Zwirn" bei der Anfertigung ihrer Kleidung, die stärkeren dagegen als Sehne für ihre Bogen, die sie mit Vorliebe auch noch dann benutzten, als ihnen der weiße Mann schon längst die Büchse mit ihrem Blitz und Knall gebracht hatte.

Die Füße und Hufe wurden ausgekocht und der daraus gewonnene Leim zum Befestigen der Pfeilspitzen und zu hundert anderen Zwecken verwendet. Das lange Haar vom Kopfe und von den Schultern wurde in dünne Zöpfe geflochten und hing als Zierde von ihren Sätteln oder an ihren Tipis, oder es wurde als Wedel benützt, um die in den Sommermonaten unerträglichen Fliegen und Moskitos zu verjagen.

Die Indianer waren stolz auf ihre Geschicklichkeit und Kühnheit in der Jagd auf diese Tiere und dies besonders, wenn sie ein gutes, auf die Büffeljagd dressiertes Pferd besaßen. Und Kühnheit war sicher ein unentbehrliches Erfordernis für die Büffeljagd, denn die Bullen waren bösartige Burschen und manche brave Rothaut verdankte ihr Ent-

kommen ausschließlich den windesschnellen Sprunggelenken ihres struppigen Ponys. Selbst bei der Büffeljagd wurden Bogen und Pfeile benutzt, und es wird an den Lagerfeuern erzählt, daß mehr als einmal ein indianischer Büffeljäger seinen Pfeil durch ein Tier hindurch in ein anderes schoß.

Die Zubereitung der Felle erfolgte durch die Frauen in der folgenden Weise. Nachdem sie von dem Körper des getöteten Tieres abgestreift waren, wurden sie über einen Baumast gehangen und alle noch daran haftenden Fleisch- und Fettreste mit einem Instrument abgekratzt. Dieses Instrument, gewöhnlich aus dem Unterschenkel eines Vorderbeines angefertigt, das zuerst auf einem Steine flach und scharf gefeilt worden war, hatte an seinem Gelenkende scharfe Zähne wie ein Sägeblatt. Der als Handgriff benutzte Teil war mit Büffelsehne umwickelt, die in eine über das Ende hinausragende Schlinge auslief. In diese wurde der Arm gesteckt, um bei der Arbeit einen festen Halt zu haben.

Nachdem das Fell von allem Fett und Fleisch gereinigt war, wurde es auf der Erde ausgespannt mit den Haaren nach oben, bis die Sonne es ausgetrocknet hatte. Wenn es dann zu Leder verarbeitet werden sollte, wurden die Haare mit einem andern Werkzeug, das einer kleinen Hacke glich und gewöhnlich aus einem Wapitigeweih hergestellt und in gleicher Weise auf dem Steine scharf geschliffen war, abgekratzt. Wenn das geschehen war — und die indianischen Frauen erwiesen sich als außerordentlich geschickt darin —, wurde es für einige Minuten über ein Feuer gehangen, dann wieder auf dem Boden ausgespannt und mit Fett eingerieben, worauf es noch einmal über das Feuer kam, bis das Fett vollständig von dem Leder aufgesogen war. Damit war die Prozedur aber noch nicht zu Ende. Es wurde jetzt eine

Mischung von Büffelgehirn und einer Pflanze, von den Indianern Wurmholz genannt (Artemisia absinthium), in das Leder gerieben, bis auch diese Substanz völlig aufgesogen war. Danach strich man gekochte Büffelleber, zu Brei zerquetscht, darüber und goß dann vorsichtig, um die Masse nicht herunterzuspülen, warmes Wasser darüber, bis das Leder gut durchweicht war. Darauf faltete man es zusammen, ließ es über Nacht liegen, und am andern Tage wurde es über eine Stange gelegt und alle Reste des Gehirns, Wurmholzes und der Leber sorgfältig abgekratzt. Dann wurde es gewaschen und ausgerungen, bis es trocken war.

Das Ausringen geschah auf diese Weise, daß man das Leder um einen jungen Baum und kurzen dicken Stock wand, der dann herumgedreht wurde, bis auch der letzte Tropfen Feuchtigkeit aus dem Leder herausgepreßt war. Danach wurde es wieder in die Sonne gehangen, aber häufig wieder abgenommen, gerieben und geknetet, bis es weich war wie Flanell. Diese letzte Manipulation war stets die ermüdendste, besonders bei den Fellen von älteren Tieren, die viel Arbeit erforderten, bevor sie weich und geschmeidig wurden.

Das so zubereitete Leder war immer ziemlich weiß. Wollte man es zu Mokkasins oder anderen Kleidungsstücken verarbeiten, so hing man es in den Rauch. Das geschah, indem man die Haut zu einer Art Sack zusammennähte und diesen mit der Öffnung nach unten über ein Loch in der Erde hing, in dem man durch verrottetes Holz oder Büffellosung, die man in Brand setzte, einen tüchtigen Qualm erzeugte. Wenn die eine Seite auf diese Weise genügend bearbeitet war, wurde der Sack umgestülpt und die andere Seite auf die gleiche Weise behandelt.

Das so hergestellte Leder war von prächtiger Weiche, und

kein Regen, keine Feuchtigkeit konnte es wieder hart und spröde machen.

In Fällen, wo es zu Verzierungen verwendet werden sollte, färbte man das Leder mit Farbstoffen, die man aus den Wurzeln verschiedener Pflanzen gewann. Man dekorierte es mit Perlen, Muscheln und Stacheln des Stachelschweins, und die lebhaften Farben, die man in der Regel wählte, machten und machen auch heute noch festliche Gelegenheiten der Indianer zu einem so farbenprächtigen Schauspiel.

Von dem Fleische der erlegten Büffel, soweit man es nicht frisch bei den nächsten Mahlzeiten verzehrte, durfte kein Pfund verderben, auch wenn die Jäger des Stammes in den heißen Monaten zehn, zwanzig und noch mehr Büffel auf einem einzigen Streifzug erlegten.

Das Fleisch wurde von den Knochen losgelöst und in dünne Scheiben oder Streifen geschnitten, was nach einem glücklichen Jagdzuge oft sämtlichen Squaws des Stammes Arbeit gab. In dieser Form wurde es dann auf ein Stangengerüst gehangen, unter dem man ein Feuer unterhielt, bis die Trocknung und Räucherung beendet war. Unter Mithilfe der Sonnenglut war das in der Regel schnell geschehen. Man hatte nur darauf zu achten, daß es häufig genug gewendet wurde, um Hitze und Rauch gleichmäßig darauf einwirken zu lassen.

Wenn es zu Pemmikan verarbeitet werden sollte, wurde es in eine Tierhaut gewickelt und mit schweren Knüppeln zu Pulver geschlagen. Unter dieses Pulver wurde dann genügend Fett gemischt, um es für die Verpackung in Lederbeuteln geeignet zu machen. Häufig mischte man auch getrocknete Saskatoonbeeren darunter, was den Geschmack wesentlich verbessert.

Das alles und noch viel mehr erzählte mir die junge Sioux, während der rote Schein des Feuers die Höhle erleuchtete. Nicht im Zusammenhange, sondern in Absätzen und als Antwort auf gelegentliche Fragen von mir. Und ich saß meist auf meiner Lagerstatt, lauschte der wohllautenden Stimme und vergaß darüber ganz die Welt da draußen, die für uns beide so verschiedene Pfade vorgezeichnet hatte.

Fünf oder sechs Tage waren in dieser Weise vergangen. Dem Sturm war eine etwas mildere Temperatur gefolgt, die nicht mehr als zehn Grad Kälte betragen mochte.

Ich hatte meinen gewöhnlichen täglichen Rundgang gemacht, der heute besonders erfolgreich gewesen war, da ich neben zwei Buschwölfen auch noch einen Luchs erbeutet hatte.

In der besten Stimmung näherte ich mich der Höhle und wollte eben das kräftige „Hallo" erschallen lassen, mit dem ich mich gewöhnt hatte, mein Kommen anzumelden, als ich plötzlich Stimmen vernahm.

Sie kamen aus der Höhle, und ich war davon so überrascht und auch etwas beunruhigt, daß ich meine Schritte unwillkürlich anhielt.

Es war die tiefe kräftige Stimme eines Mannes, mit der sich manchmal die schwächere meines Schützlings mischte.

Wie kam dieser Fremde hierher?

Ich war noch zu weit entfernt, als daß ich die gesprochenen Worte hätte verstehen können, aber der laute, drohende Ton bewies, daß die junge Indianerin sich mit dem Fremden, wer immer dieser sein mochte, im Streite befand.

Als ich etwas näher kam, sah ich im Schnee die Eindrücke von Mokkasins. Gleichzeitig wurden mir jetzt auch die gesprochenen Worte verständlich, obwohl der Streit in der Siouxsprache geführt wurde. Ich hatte aber inzwischen in

dieser solche Fortschritte gemacht, daß mir wenigstens jedes von Minnehaha mit ihrer reinen klaren Stimme gesprochene Wort verständlich war. Ihr Stammesgenosse sprach in rauhen, halb heiseren Tönen, und ich hatte Mühe, ihn zu verstehen.

Ich machte noch einige Schritte geräuschlos vorwärts und horchte.

„Geh fort von hier," hörte ich Minnehaha rufen. „Du bist betrunken!"

„O, bin ich?" war die von einem heiseren Lachen begleitete Antwort. „Hat ... Indianer nicht selbe Recht, Whisky zu trinken wie Weißer?"

„Nein, das hat er nicht. Du weißt, es ist verboten, und es steht strenge Strafe darauf. Du bist immer betrunken. Wo bekommst du den Whisky her?"

Wieder erklang das grölende Lachen.

„Dort, wo der herkommt, gibt's noch mehr. Aber komm jetzt!"

„Ich habe dir schon gesagt, daß ich nicht mit dir gehe."

„Du mußt. Was tust du überhaupt bei dem Weißen hier?"

„Er hat mich während des Blizzards draußen im Schnee gefunden und meinen Fuß geheilt, den ich gebrochen hatte. Er ist ein Muskick-ki-wi-ni-ni von Winnipeg."

„Damn him! Er soll bleiben bei seinen Leuten. Die roten Mädchen gehören dem roten Manne."

„Was redest du da," war die in erzürntem Tone gegebene Antwort. „Ich sage dir, du bist betrunken. Pack dich fort!"

„Du kommst mit!"

„Laß mich in Ruhe, ich geh' nicht mit."

„Oho, Indianer ist dir wohl schon nicht mehr gut genug? Hast wohl Weiße lieber? Hilft aber nichts! Was hat Indianerin mit Weißen zu tun? Komm jetzt. Kannst nicht bleiben bei Weißen. Also sträube dich nicht."

„Laß mich los, oder ich rufe um Hilfe!"

Offenbar rangen die beiden miteinander in der Höhle.

„Willst du Weißen ... damn him — zu Hilfe rufen? Laß ihn kommen. Ich werde ihn dorthin schicken, wohin ich Hund von Steuerpolizei vor ein paar Jahren — — —"

Er brach plötzlich ab, als habe er in seiner Betrunkenheit schon zu viel gesagt.

„Komm jetzt, oder ... Gewalt und bei Matschi-Manitu, wenn ... rufst, stoße ich ihm Messer zwischen Rippen, um ihm Appetit auf indianische Mädchen zu verleiden!"

Mit einem Sprunge war ich in der Höhle, wo ein breitschultriger Indianer Minnehaha am Arm gefaßt hielt und die sich Sträubende vorwärtszuziehen versuchte. Die wollene Decke lag am Eingang der Höhle, offenbar von dem Burschen heruntergerissen. Er hatte noch das letzte Wort auf der Zunge, als ihm meine Faust mit einem so wuchtigen Stoße unter das Kinn fuhr, daß er wie ein gefällter Baum zurückschlug und aus der Höhle heraus in den Schnee rollte. Der Schlag schien ihn in seiner Betrunkenheit halb betäubt zu haben, denn es dauerte eine kleine Weile, bevor er sich mit einigen plumpen und ungeschickten Bewegungen wieder erhob und einen Anlauf nahm, sich auf mich zu stürzen.

Ich war darauf vorbereitet, hatte schnell meinen Revolver aus der Tasche geholt und richtete den Lauf der gespannten Waffe auf ihn.

„Wenn du einen Schritt tust, Rothaut," rief ich ihm in englischer Sprache zu, unbekümmert darum, ob er sie ver-

stand oder nicht, „blase ich dir dein schuftiges Gehirn aus dem Schädel!"

Die Drohung mußte doch verstanden worden sein, denn er blieb stehen und richtete ein wutverzerrtes Antlitz auf mich.

Zum ersten Male konnte ich ihn jetzt näher ins Auge fassen. Er war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren und untersetzter Gestalt. Sein Gesicht zeigte eine häßliche graubraune Farbe. Gekleidet war er in einen aus einer dicken wollenen Decke geschnittenen Mantel, dessen Kapuze jetzt zurückgeschlagen war. Das lange, dicksträhnige, schwarze Haar war in der Mitte geteilt und in Zöpfe geflochten, die über seine Schultern hingen. Seine Beine steckten in engen Hosen von weichem Leder mit Streifen von rotem und blauem Muster. Die Füße waren mit Mokkasins bekleidet, deren Schäfte mit Tiersehnen verschnürt waren.

Eine Weile starrte er mich mit frechen, unverschämten Blicken an.

„Mebbiso*), du schlägst mich und mebbiso, du hast Pistol. Damnit!" rief er in dem unter den ungeschulten Indianern üblichen Pitschin-Englisch, „Mebbiso, wir treffen uns wieder!"

Ein haßerfüllter Blick vervollständigte die unausgesprochene Drohung. Dann, ohne ein Wort zu sprechen, wandte er sich ab und schritt langsam über den Schnee, bis er hinter einer Gebüschgruppe verschwand, nicht aber ohne vorher noch die Faust drohend gegen mich zu schütteln.

Ich befestigte die Decke wieder vor dem Eingang und wandte mich nach dem Innern der Höhle.

Minnehaha war auf ihr Lager gesunken, hielt ihr Gesicht mit den Händen bedeckt, und das konvulsivische Zucken ihres

*) Verstümmeltes Englisch. Unter den Indianern sehr gebräuchlich Soll heißen: May be so = Mag wohl sein.

Oberkörpers verriet, daß sie in ein heftiges Schluchzen ausgebrochen war.

Ich versuchte sie zu beruhigen, indem ich ihr die Hand auf die Schulter legte, und sagte: „Sei ruhig, Minnehaha, du bist unter meinem Schutz hier."

Sie gab keine Antwort, aber ihr Schluchzen wurde heftiger.

Ich hielt es für das beste, sie für einige Zeit allein zu lassen, bis sie ihre Fassung wiedergewonnen hatte. Ich konnte überhaupt nicht begreifen, warum sie diese so vollständig verloren zu haben schien. Es handelte sich doch um weiter nichts, als daß ein betrunkener indianischer Schuft frech geworden war und dafür eine gehörige Abfuhr erhalten hatte.

Meine Felle hatte ich draußen abgeworfen, als ich mich auf den Indianer stürzte, der, wie ich keinen Augenblick zweifelte, der Herr Regen-ins-Gesicht war, von dem die Indianerin mir berichtet hatte. Sie waren natürlich steif gefroren, aber wenn ich sie ein paar Stunden ans Feuer hing, würden sie wieder weich genug für die Spannbretter werden, auf denen sie trocknen müssen, um glatt zu bleiben.

Ich schlug dann noch Holz, um für einige Tage Vorrat zu haben. Denn durch die Anwesenheit meines unerwarteten Gastes war mein auf etwa vier Wochen berechneter Proviant früher aufgebraucht worden, und es war notwendig, daß ich mich am folgenden Tag auf den Weg machte, um in Rocanville oder Esterhazy für Ersatz zu sorgen. Meine Fallenstellertätigkeit hier vorzeitig aufzugeben, lag nicht in meiner Absicht. Auch der Fuß meines Schützlings, obwohl besser, verlangte noch einige Schonung.

Als ich nach einer guten Weile wieder in die Höhle zurückkehrte, fand ich Minnehaha ruhig wie sonst und mit der Zu-

bereitung der Mittagsmahlzeit beschäftigt. Der Sturm ihrer Empfindungen schien sich gelegt zu haben, aber sie war schweigsam und blieb auch den ganzen Nachmittag so, und ich überraschte sie oft, daß sie auf ihrem Lager saß und nachdenklich vor sich hinstarrte. Sie gab zwar auf meine Fragen Antwort, aber immer nur kurz und in einer Weise, die erkennen ließ, daß ihre Gedanken stets weitab von der Sache waren.

Am Abend, als wir wieder am Feuer saßen, begann mir diese Stimmung unbehaglich zu werden, und ich bat sie, mir etwas zu singen. Ich hatte sie noch nicht singen hören.

Sie sah mich einen Augenblick wie erschrocken an und schien eine verneinende Antwort auf den Lippen zu haben. Wenn das aber der Fall war, so hielt sie sie zurück, denn sie fragte: „Was willst du hören?"

„Irgendein Lied deines Volkes."

„Du weißt, wir haben keine Lieder mit bestimmten Worten, denn der Indianer hat keine Schrift, um seine Lieder niederschreiben zu können."

„Ich weiß," nickte ich, „aber ihr habt doch bestimmte Gesänge, die die Kinder von ihren Eltern lernen und die die Eltern wieder von ihren Eltern gelernt haben."

„Das ist wahr, und ich will dir etwas singen, was die Frauen unseres Stammes singen, wenn sie an Sommerabenden am Flusse sitzen. — Weißt du, woher der Qu'Appelle-River seinen Namen hat?"

„Qu'Appelle-River? Das heißt so viel, wie der Wer-ruft?-Fluß. Ich muß gestehen, ich habe noch nicht darüber nachgedacht, woher der Name stammt."

„Er hat den Namen von dem Echo, das man in den Bergen hört, die in unserer Reservation seine Ufer bilden. Du mußt

wissen, daß der schönste Teil des Flusses in unserer Reservation ist. — Ich will dir davon singen, wie das Echo entstanden ist."

Und sie begann zu singen, in eigentümlich hohen Kehltönen, die wie eine Flöte klangen. Es war keine Melodie mit einem bestimmten Rhythmus; kein schneller Wechsel von hohen Tönen und tiefen, aber es schlug bei all seiner anscheinenden Einförmigkeit den Hörer in Bann.

Sie sang von einem Indianermädchen, das vom Flusse her die Rufe des Geliebten zu hören glaubte und ihr Rindenkanu bestieg, um ihm entgegenzufahren. Man hatte niemals wieder von ihr gehört. Aber ihre Stimme war von den Wassern des Flusses festgehalten worden und antwortete in klagenden Tönen, wenn man rief.

Der Geliebte, der kurze Zeit, nachdem sie ihr Kanu in den Fluß geleitet hatte, im Dorfe erschien und nach ihr suchte, konnte nicht einmal das Kanu wiederfinden. Aber in mondhellen Nächten erschien es manchmal wieder mit der schönen Schifferin auf dem Wasser, um jedoch sofort in Nebel zu zerfließen, sobald jemand sich ihm nähern wollte.

Niemals hatte ein Lied einen gleichen Eindruck auf mich gemacht. Die eigentümliche, seltsam wohllautende Stimme, die einmal leise silbern klang wie die plätschernden Wellen des Qu'Appelle-Rivers, dann wieder hohl und klagend wie das Echo, oder hoffnungslos sehnsüchtig, wenn sie die Rufe des Geliebten wiedergab, tönte wie unwirklich an meine Ohren, während draußen die Bäume im Froste knallten und hier in der Höhle die roten Flammen an dem duftigen harzigen Holze emporleckten.

Nachdem Minnehaha das Lied beendet hatte, schien sie noch schweigsamer zu werden und noch tiefer in Nachdenken

zu versinken, bis sie schließlich erklärte, müde zu sein, und zeitiger als sonst das Lager suchte.

Auch ich streckte mich auf dem meinigen aus, da ich am andern Morgen früh meinen Marsch nach Rocanville antreten wollte, aber es war schon gegen Mitternacht, als ich endlich in Schlaf sank.

Es mußte wohl schon gegen Morgen sein, als ein eigentümlicher Traum meine Sinne umfangen hielt. Es war anscheinend ein Sommerabend, und ich stand am Ufer eines Flusses, dessen Spiegel im Zwielicht des Mondes seltsam erglänzte. Plötzlich sah ich auf den Wellen ein Birkenkanu erscheinen, in dem ein wunderschönes Indianermädchen stand und mir zuwinkte. Ich überlegte nicht. Eine unbekannte Gewalt zwang mich, in das Wasser zu steigen und nach dem nicht weit entfernten Kanu hinüber zu schwimmen. Das erforderte nicht die geringste Anstrengung, das Wasser trug mich fast allein nach dem Boote. Als ich es erreicht hatte und seinen Rand erfaßte, beugte sich die junge Mädchenerscheinung darin zu mir nieder und drückte einen Kuß auf meine Lippen. Und das Gefühl dieses Kusses war so deutlich, daß ich darüber erwachte.

Es mußte schon spät sein, denn Minnehaha stand an meinem Lager.

„Du bist wach," sagte sie, indem sie sich abwandte und das Feuer zu schüren begann. „Ich habe das Frühstück fertig."

4

Eine Viertelstunde später befand ich mich auf dem Wege nach Rocanville, von wo aus ich den Zug nach Esterhazy benutzen wollte.

Obwohl es nahezu neun Uhr sein mußte, bedeckte noch tiefes, undurchdringliches Graublau die Himmelswölbung. Im Osten, den ganzen Horizont entlang, glänzte ein schmaler Streifen von leuchtendem Orange, eingeschoben zwischen die nach dieser Richtung hin gerade Linie des Horizontes und die kaum weniger gerade Abgrenzung des graublauen Wolkendunkels, das den ganzen übrigen Himmel in gleichmäßiger Farbentiefe bedeckte.

Auf der Schneedecke lag noch tiefer Schatten. Aber die Luft war klar, und mit einiger Mühe konnte ich meinen Weg finden, wenn ich auch manchmal tief in den Schnee versank. Meine Schneeschuhe hatte ich zurückgelassen, da in einiger Entfernung das Land freier wurde und der Schnee dort nur an einzelnen verwehten Stellen so hoch lag, um den Gebrauch von Schneeschuhen nötig zu machen.

Der Weg bot nichts Bemerkenswertes. Allmählich filterte eine zerstreute, fahle Helle durch die Atmosphäre, und die schneebeladenen, laublosen Gebüschgruppen nahmen immer deutlichere Formen an.

Ringsumher schien alles wie erstorben. Nicht einmal der heisere Schrei einer Nachteule unterbrach die froststarre Öde. Auf den ungeschützten Höhen, die ich oft zu überschreiten hatte, blies ein schneidender Wind, der aber nicht vermochte, die fast zu Stein gefrorenen Zweige der Bäume und Sträucher zu bewegen. Ihre Unbeweglichkeit erhöhte noch den Eindruck der Todesstarre, den die ganze Landschaft hervorrief.

Ich mochte so ungefähr eine Stunde gewandert sein, als ich plötzlich ein klagendes Geschrei oder vielmehr Geheul vernahm, das durch die merkwürdigen unartikulierten Töne, in denen es ausgestoßen wurde, kaum noch menschlich klang, und in das sich manchmal eine schrille Weiberstimme mischte.

Der ziemlich dichte Busch, in dem ich mich gerade befand, ließ mich im Augenblicke nicht erkennen, was hier vorging. Ich eilte, so schnell ich konnte, in der Richtung vorwärts, aus der das Geschrei zu mir herübertönte.

Schneller als ich vermutete, lichtete sich der Wald, wenigstens auf Wegesbreite, und ich trat hinaus auf einen Trail, der hier durch den Wald und, wie ich annahm, von Rocanville nach der Siouxreservation führte.

Meine Augen fielen auf einen in einem dicken Pelz steckenden Reiter, der mit einer Lederknute unbarmherzig auf einen Indianerjungen losschlug. Mit einem schrecklich verstümmelten Geheul, wie Stumme es hervorzubringen pflegen, suchte dieser sich hinter einem alten Indianerweibe, wahrscheinlich seiner Mutter, zu verstecken.

„Stop that, you brute (Laß das, du Unmensch)!" schrie ich den Reiter an. „Was geht hier vor?"

Die Überraschung, hier so plötzlich die Stimme eines Fremden zu vernehmen, ließ den Reiter zurückfahren. Er musterte mich mit wutfunkelnden Augen, die aus einem häßlichen, entweder von Frost oder vom Trinken dauernd gerötetem Gesicht — soweit sein hochgeschlagener Pelzkragen es sichtbar werden ließ — herausblickten.

„Was hast du danach zu fragen?" brüllte er mich an, indem er gleichzeitig das Pferd, das infolge meiner drohenden Haltung einen Schritt zur Seite getan hatte, brutal am Zügel riß, so daß es sich hoch aufbäumte und ihn beinah abgeworfen hätte. Ich bemerkte jetzt, daß sein linkes Bein durch einen Stelzfuß ersetzt war.

„Geh mir aus dem Wege!" schrie er. „Und kümmere dich um deine Angelegenheiten. Wenn mir dieser Indianer-

lümmel in den Weg tritt und mein Pferd scheu macht, werde ich ihm wohl eins versetzen dürfen!"

„Mebbiso, Boy ihm nicht Zunge," wandte sich jetzt die alte Indianerin an mich, „ihm no kann sprechen."

Das löste das Rätsel seines unartikulierten Geschreis. Er war stumm.

„Pack dich aus dem Wege, alte Hexe!" schrie der Stelzbeinige ihr zu. „Der Junge hat gekriegt, was er verdient hat, und ich habe nicht Lust, mich mit euch Gesindel länger aufzuhalten."

„Das möchte ich dir auch raten!" rief ich empört über die brutale Behandlung des Jungen, der schon durch sein Gebrechen vollen Anspruch auf die Rücksicht und das Mitleid anderer hatte. „Denn wenn du noch ein Wort über deine faule Zunge bringst, kriegst du von mir, was du verdienst!"

Bevor ich noch ausgesprochen, hatte er sein Pferd angetrieben, machte aber bei meiner Drohung eine Bewegung, als ob er es wieder zurückhalten wollte. Ein zweiter Gedanke schien ihn indessen davon abstehen zu lassen, und er setzte seinen Weg fort, indem er sein Pferd in Trab brachte.

„Mebbiso, du gudd Mann," wandte sich die Indianerin wieder an mich, während der Junge, der bei dem Verlauf der Dinge augenscheinlich wieder Mut gefaßt hatte, hinter ihrem Rücken hervorkam und mich mit Blicken scheuer Bewunderung anstarrte, „Ihm schlecht Mann — Haufen schlecht!"

„Kennst du ihn? Wer ist der Bursche?" fragte ich, mich jetzt der Siouxsprache bedienend.

Ich konnte ihre Überraschung über diesen Umstand bemerken. Sie erzählte mir nun in geläufigerer Form in ihrer eigenen Sprache, daß sie zum Siouxstamme gehörte, sich auf dem Wege zur Reservation befand und der Reiter zwischen

den Bäumen hervor über sie gekommen war, bevor sie ihn hatten sehen und zur Seite springen können. Sie kannte ihn. Er war mehrere Male in der Reservation gewesen und schien ein Kumpan von Regen-ins-Gesicht zu sein. Näheres wußte sie aber nicht über ihn.

Ich forschte sie weiter aus und wollte namentlich wissen, was man in der Reservation von dem Verschwinden Minnehahas dachte, und erfuhr, daß Schi-pi-ku-pi-neß nach dem Blizzard Leute ausgesandt hatte, sie oder vielmehr ihren Leichnam zu suchen, denn daß sie den Blizzard im Freien hätte überleben können, hielt man für ausgeschlossen.

Schi-pi-ku-pi-neß war nach ihrer Meinung ein sehr weiser Mann, der viele verborgene Dinge kannte und mit den Naturgeistern in lebhaftem Verkehr stand. Sie selbst schien aber mit ihm nicht auf besonders gutem Fuße zu stehen, weil er ihr einmal eine „böse Medizin" angetan hatte. Sie hatte einst tagelang Schmerzen im Leibe gehabt und war überzeugt, daß ihr die von dem Medizinmann angewünscht worden waren, weil sie einen seiner vielen nichtsnutzigen Köter, der ihren stummen Sprößling angefallen, im Busche aufgehangen hatte. Obwohl Schi-pi-ku-pi-neß über ihre Täterschaft keinen Beweis besaß, war es ihr doch klar, daß er sie in dringendem Verdacht hatte.

Da es, nachdem Regen-ins-Gesicht den Aufenthalt Minnehahas in meiner Höhle entdeckt hatte, unnötig war, darüber zu schweigen, sagte ich der Indianerin, daß das Mädchen gerettet sei, und erzählte ihr die näheren Umstände ihrer Rettung. Diese Mitteilung machte ihr ersichtlich Freude. Ich trug ihr dann noch auf, Schi-pi-ku-pi-neß zu sagen, daß Minnehaha jetzt unter dem Schutze eines weißen Medizinmannes stände, der mächtiger sei als er, und der auch, wenn das Mädchen

nach der Reservation zurückgekehrt sein werde, nicht dulden würde, daß Schi-pi-ku-pi-neß sie zu irgend etwas zwinge, was sie nicht freiwillig tun wolle.

Daß diese Botschaft bei dem schlauen, ränkesüchtigen Medizinmanne viel nützen würde, darauf rechnete ich kaum, denn er wußte, daß die Indianer in ihren Reserven ihre eigenen Herren sind, und es für die Weißen in der Regel nicht geraten ist, sich in ihre Angelegenheiten hineinzumischen.

Immerhin konnte es aber nichts schaden, ihn wissen zu lassen, daß jemand über Minnehahas Schicksal wachte. So trennten wir uns und setzten unsern Weg nach verschiedenen Richtungen fort.

Kurz vor Mittag langte ich in Rocanville an. Es war keineswegs zu früh, denn kaum zehn Minuten später traf der von Winnipeg und Brandon kommende Zug ein, den ich bestieg, um nach Esterhazy zu fahren, da sich in Rocanville kein Store befand, in dem ich irgendwelche Einkäufe hätte machen können. Die Entfernung zwischen Rocanville und Esterhazy ist nicht sehr groß, und ich traf noch zur rechten Zeit in Esterhazy ein, um an dem Mittagessen im Hotel des Ortes, einem langgestreckten Holzgebäude mit einem oberen Stockwerke, teilzunehmen. Der Zug hielt übrigens zwanzig Minuten, um auch den übrigen Reisenden Gelegenheit zu einer hastigen Mahlzeit zu geben.

Aus diesem Grunde fiel es mir zuerst auch nicht auf, daß das Hotel recht voll war. Erst als der Zug auf seiner Weiterfahrt über die endlose schneebedeckte Prärie aus der Station herausgerollt war, kam es mir zum Bewußtsein, daß das Hotel eine für die örtlichen Verhältnisse ungewöhnliche Menge Gäste — es waren wenigstens neun oder zehn — beherbergte. Sie hatten sich, nachdem das Speisezimmer wieder abge-

schlossen war, meist auf den in der Office herumstehenden Stühlen niedergelassen, rauchten ihre Pfeifen oder Zigaretten oder unterhielten sich in halblautem Tone und spuckten dabei in die großen Messingnäpfe oder auch daneben, wenn sie ihr Ziel nicht richtig abgeschätzt hatten.

Ich hatte mich in das in der Office ausliegende Fremdenbuch eingetragen und mir ein Zimmer anweisen lassen, da erst am folgenden Tage wieder ein Zug nach Rocanville ging. Es war mir nicht entgangen, daß einige der Gäste bald darauf in dem Fremdenbuche herumblätterten. Das mochte aber auf gewöhnliche Neugier zurückzuführen sein.

Ich nahm indessen Gelegenheit, auch meinerseits die Gäste ein wenig zu mustern.

Zwei davon waren offenbar jüdische Viehhändler, wie aus ihrer Unterhaltung, die sie lauter als die übrigen führten, zu erkennen war. Ihre Einkäufe bei den Farmern in der Umgegend waren danach nicht zufriedenstellend gewesen, denn sie klagten über hohe Preise und die Hartköpfigkeit der Farmer. Es wollte mir übrigens scheinen, als ob diese Händler für ihre Geschäfte eine recht ungeeignete Zeit gewählt hätten, da der Farmer sein schlachtreifes Vieh in der Regel vor Beginn des Winters verkauft.

Mehrere andere schienen wohlhabende Geschäftsleute oder Farmer aus der Umgegend zu sein, nebst einem oder zwei Handlungsreisenden. Diese Sammlung von Gästen unterschied sich nur durch ihre verhältnismäßig große Anzahl von derjenigen, die man in den Hotels der kleineren Orte des kanadischen Westens immer antrifft.

Ich hatte eine Weile so dagesessen, da die Zeit für die paar Einkäufe, die ich zu machen hatte, nicht im geringsten drängte. Der in der Mitte der Office stehende Ofen strahlte

eine behagliche Wärme aus, die man nur ungern bereit war, mit der schneidenden Kälte draußen zu vertauschen. Die Fenster boten keine Aussicht, da die Scheiben, wenigstens die der äußeren Fenster, zolldick gefroren waren. Das lässige Nichtstun war mir auf die Dauer aber doch etwas zu langweilig und ich war eben im Begriff, meinen Pelz anzulegen und einen Gang durch den Ort zu machen, als sich die nach dem Hof führende Tür öffnete und eine Gestalt sichtbar wurde, die hier zu sehen mich etwas überraschte, denn es war niemand anders als mein Freund mit dem Stelzbein. Er mochte wohl eben sein Pferd im Stalle untergebracht haben, da er von der Hofseite aus die Office betrat.

„Hello, boys!" rief er als eine Art Begrüßung, indem er sich aus seinen Hüllen zu schälen begann.

„Hello, Jack!" war die Antwort von einigen, die ihn zu kennen schienen.

Sein Blick streifte jetzt mich, und ein Grinsen überflog sein Gesicht. Das war indessen die einzige Notiz, die er von meiner Anwesenheit zu nehmen geruhte.

„Come on, boys!" (Kommt, Jungens) rief er dann, mit einer halbkreisförmigen Armbewegung eine Anzahl der Anwesenden einladend. „Have a drink!" (Trinkt eins.)

„That 's right."

Vier oder fünf der Anwesenden, darunter die beiden Viehhändler, erhoben sich und verschwanden mit ihm in der Bar.

Ich schenkte den weiteren Vorgängen keine Aufmerksamkeit, sondern zog meine Pelzjacke an, und die Mütze über die Ohren und das halbe Gesicht gestreift und die Hände durch die Pelzhandschuhe geschützt, trat ich hinaus ins Freie. Die beiden Straßen, aus denen Esterhazy bestand, konnte ich von den Stufen des Hotels aus überschauen, da sie rechtwinklig

gegeneinanderlaufen, und das Hotel den üblichen Eckplatz mit Fronten nach beiden Seiten hin einnahm. Sie waren leer. Ich begann an den vier oder fünf Häusern, die die eine Seite der Straße bildeten, während die andere nur von zweien oder dreien und einem Leihstall flankiert wurde, entlang zu schreiten, um nach einem Store zu suchen, in dem ich meine Einkäufe machen konnte. Neben dem Leihstall stand ein Lastschlitten mit einer Plane aus grauer Leinwand überspannt, und wohl nur weil er das einzige Objekt war, dem man hier überhaupt Aufmerksamkeit schenken konnte, lenkte ich meine Schritte darauf zu. Ich hatte ihn aber noch nicht erreicht, als sich das große Tor des Leihstalles öffnete und ein in dicke wollene Decken gekleideter Indianer herausschlüpfte. Wir standen uns einen Augenblick lang gegenüber.

Das Erkennen war gegenseitig.

Ich war offenbar bestimmt, hier meine sämtlichen Freunde zu treffen. Erst den Herrn mit dem Stelzfuß und nun Regen-ins-Gesicht.

Meine Gegenwart hier war für den letzteren aber nicht wichtig genug, als daß er mehr als einen heimtückischen Blick auf mich verschwendet hätte. Er wandte sich dem Schlitten zu, der ihm zu gehören schien, und während er ihn bestieg und unter dem Segeltuchdache verschwand, betrat ich den einzigen Store der Straße, da auch mir schließlich nichts an einer Unterhaltung mit ihm gelegen war. Ich mußte aber doch noch weiter an das unerwartete Zusammentreffen mit diesen beiden Menschen denken, die ich mir, das verhehlte ich mir nicht, zu erbitterten Feinden gemacht hatte.

Die alte Indianerin hatte den Stelzbeinigen als einen Kumpan von Regen-ins-Gesicht bezeichnet. Das erklärte wohl zur Genüge den Besitz von Whisky, über den der letztere stets

und in so reichlichen Mengen verfügte, daß er diesen unschätzbaren Besitz noch mit dem Medizinmanne seines Stammes teilen konnte.

Aber das Geld? Minnehaha hatte auch von Geld gesprochen, mit dem Regen-ins-Gesicht gewöhnt war, um sich zu werfen.

Wenn ein Indianer überhaupt Whisky erhält, so muß er ihn, da der Verkauf und selbst die Verabreichung von Whisky an Indianer bei schwerer Strafe verboten ist, mit unverschämten Preisen bezahlen. Woher nahm also Regen-ins-Gesicht das viele Geld, um nicht nur all den Whisky zu bezahlen, sondern auch noch freigebig damit zu sein? Hatte er Gold gefunden? Das war in Saskatchewan nicht wahrscheinlich. Die geographischen und geologischen Verhältnisse schließen dort das Vorhandensein von Gold so ziemlich aus. Es hätte auch schon Placer-Gold, also freies Gold sein müssen, denn für die Ausbeutung einer Goldmine und die Verarbeitung von Golderz wäre ein richtiger Minenbetrieb nötig gewesen, der nicht hätte verborgen bleiben können. Und an Placer-Gold war in Saskatchewan mit seinen zwei Flüssen, dem Qu'Appelle-River und Saskatchewan-River, die beide in schlammigen Flußbetten dahinströmen, nicht zu denken.

Von Diebstählen konnte es ebensowenig herrühren, denn diese hätten so zahlreich sein müssen, daß sich die ganze Gegend darüber in Aufruhr befunden hätte.

Die Sache war jedenfalls auffällig und ich nahm mir vor, sobald ich einen von der Mounted Police (Berittene Polizei) treffen würde, deren Stationen über das ganze Land verteilt sind, ihm von diesen verdächtigen Umständen Kenntnis zu geben. Wenn Regen-ins-Gesicht scharf beobachtet würde und man die zweifellos unehrliche Herkunft seiner Geld-

mittel entdeckte, war Minnehaha wenigstens einige Jahre vor seinen Nachstellungen sicher. Wahrscheinlicher war es freilich, daß die durchtriebene Rothaut zeitig genug entdeckte, daß sie beobachtet wurde und ihre Maßregeln danach traf. Wenn dann der Polizist eines Tages einen schweren und vielleicht tödlichen — ein toter Mund kann nichts verraten! — Unfall erlitt, so war das eben etwas, das zu den Gefahren seines Berufes gehörte.

Meine Einkäufe waren bald erledigt, und die Stunden bis zum Supper verstrichen bleiern langsam. Ich hatte sie meist mit der Lektüre von Zeitungen ausgefüllt, die ich wochenlang nicht gesehen. Es waren weniger Gäste in der Office anwesend, als ich zurückkam, und auch der Stelzfuß war nicht mehr zu sehen. Sie fanden sich aber alle im Speisezimmer ein, als es geöffnet wurde und die Aufwärterin die Klingel schwang.

Nach dem Supper begaben sich der Stelzfuß und seine Freunde wieder nach der Bar, wo sie eine ziemlich geräuschvolle Unterhaltung, mit derben Kraftausdrücken vermischt, begannen. Einige der übrigen in der Office zurückgebliebenen Gäste versuchten mich in eine Unterhaltung zu ziehen, und stellten allerlei Fragen über Woher und Wohin, nachdem ich früher schon beobachtet hatte, daß sie mich mit ziemlicher Aufmerksamkeit, wenn auch möglichst verstohlen, gemustert hatten. Mir wurde es aber bald lästig, alle die, wie ich annahm, aus müßiger Neugier gestellten Fragen zu beantworten, und ich begab mich deshalb zeitig auf mein Zimmer, um dort den Rest des Abends mit Lesen zu verbringen.

Ich hatte aber keine rechte Stimmung dazu, denn ich ertappte mich immer und immer wieder dabei, daß meine Gedanken weit abwanderten. Schließlich warf ich die Zeitung beiseite, löschte das Licht und begab mich zur Ruhe.

Mein Zimmer lag nach dem Hof hinaus, und ich lauschte den Windstößen, die gegen die dick mit Frost belegten Scheiben drückten. Auf der Treppe und in den zwischen den beiden sich gegenüberliegenden Zimmerreihen entlang führenden Korridoren ließen sich verschiedentlich schwere Schritte vernehmen. Wahrscheinlich suchten auch verschiedene der anderen Gäste ihre Zimmer auf.

Ich war müde von der Wanderung am Morgen, und allmählich verschleierten sich meine Sinne, und ich fiel in Schlaf.

Wie lange ich so gelegen hatte, wußte ich nicht. Es konnten eine oder auch zwei Stunden sein, als ich wieder erwachte. Es war unangenehm warm in dem kleinen Zimmer. Man hatte unten augenscheinlich gehörig für die Nacht eingeheizt, und eine Ofenröhre führte, von unten kommend, an der dünnen Außenwand meines Zimmers hinauf nach der Decke des Korridors, an dem sie entlanglief. Eine unangenehme trockene Hitze teilte sich dadurch meinem Zimmer mit. Sie war so lästig, daß ich es unmöglich fand, wieder einzuschlafen. Schließlich, nachdem ich mich von der Vergeblichkeit meiner dahin zielenden Versuche überzeugt hatte, stand ich auf, öffnete das innere Fenster und schob die in den Rahmen des äußeren Fensters eingelassene Luftklappe hoch, um die frische Winterluft einzulassen. Dann begab ich mich wieder zu Bett.

Ich hatte noch nicht lange gelegen, als ich unten auf dem Hofe quietschende und knarrende Geräusche wie von einem Schlitten und das weiche Stampfen von Pferdehufen im Schnee vernahm.

Sollten so spät in der Winternacht noch Gäste kommen?

Gleich darauf ertönte ein halb unterdrücktes: „Woah!“ und dem Anruf gehorchend, standen die Pferde still.

„Bist du des Teufels, Rothaut!“ ließ sich gleich darauf

etwas leiser eine andere Stimme vernehmen, die ich als diejenige des Hotelbesitzers erkannte. „Willst wohl mit deiner Schreierei ganz Esterhazy aufwecken!"

Mit einem Sprung war ich aus dem Bett und am Fenster und versuchte, durch die Luftlöcher des Rahmens hindurch nach dem Hofe zu schauen. Die Nacht war schwarz, und das einzige, was ich erblickte, war der Schein einer Laterne, die hin und wieder einen Streifen des Hofes erleuchtete, meist aber dunkel gehalten wurde. Einmal fiel ihr Schein auf einen mit Segeltuch überspannten Schlitten, und jetzt wußte ich, daß hier etwas vorging, von dem ich mir genauere Kenntnis verschaffen mußte. Mein Beobachtungsposten am Fenster war dazu aber nicht geeignet. Ich mußte hinunter auf den Hof. Ohne die Lampe anzuzünden, deren Schein unten bemerkt worden wäre, fuhr ich in meine Kleider, öffnete dann vorsichtig die Tür und trat hinaus in den Korridor. Er war leer und nur am Ende durch eine kleine rote Lampe erleuchtet, die den Weg nach dem einen Fenster wies, durch das bei Feuersgefahr die Gäste sich retten konnten, indem sie an eisernen in die Außenwand eingelassenen Klammern hinabkletterten.

Nur in einem einzigen Zimmer, nach dem Lichtschein zu urteilen, der durch die Ritze zwischen dem Fußboden und der Tür sichtbar war, schien man noch wach zu sein.

Vorsichtig schritt ich den Korridor entlang, ohne daß ich aber hin und wieder ein Knarren der Bretter des Fußbodens hätte vermeiden können. Niemand schien das aber zu hören, und ich atmete erleichtert auf, denn wenn mich jemand überrascht hätte, wäre ich jedenfalls um eine Erklärung meines nächtlichen Umherwanderns im Hause verlegen gewesen.

Als ich an dem Zimmer, in dem ich Licht bemerkt hatte, vorüberkam, hörte ich Stimmen. Es befanden sich also

mehrere Personen darin. Das interessierte mich aber augenblicklich nicht, und ich schritt weiter nach der Treppe, deren aus den Fugen getrocknete Bretter ebenfalls unter meinen Schritten knarrten, als ich mit aller Vorsicht hinabzusteigen begann.

In der Office brannte eine Lampe, so daß ich keine Mühe hatte, meinen Weg zu finden. Das verhinderte mich aber, den Ausgang nach dem Hofe zu benützen, da der durch die geöffnete Tür fallende Lichtschein den Männern auf dem Hofe, deren Tun ich belauschen wollte, meine Anwesenheit verraten hätte. So blieb mir nichts weiter übrig, als den Frontausgang zu wählen und mich dann um das Gebäude herum nach dem Hofe zu schleichen. Ich öffnete die Glastür, die außen gegen die Unbilden der Witterung durch einen Vorbau mit einer weiteren Tür geschützt war. Dieser auch an den Stores übliche Vorbau wird während der Sommermonate beseitigt. Ich hatte die Glastür kaum hinter mir geschlossen und wollte eben die äußere Tür öffnen, als ich den schon erhobenen Arm wieder sinken ließ und mich in die dunkelste Ecke drückte.

Die zur Bar führende Tür hatte sich zu meinem nicht geringen Schrecken geöffnet, und heraus traten der Stelzbeinige und der Bartender, beide mit Gläsern und Bier- und Whiskyflaschen beladen. Sie blieben einen Augenblick stehen, da der Bartender die Tür erst wieder verschließen mußte.

Würden sie mich in meinem Versteck bemerken?

Die Frage verursachte mir einiges Herzklopfen. Es war keineswegs dunkel in dem Vorbau, denn die in der Office brennende Lampe warf genügendes Licht durch die Scheiben der Innentür, um meine Gegenwart hier zu verraten, wenn man mit einiger Aufmerksamkeit hierher schaute. Und der

Weg nach der Treppe führte die beiden dicht an der Tür vorüber.

Die nächsten Sekunden mußten darüber entscheiden. Nicht daß ich für mich eine persönliche Gefahr fürchtete. Ich war bereit, es mit beiden aufzunehmen, wenn es dazu kommen sollte. Aber mit meiner Mission wäre es zu Ende gewesen gerade in dem Augenblicke, wo ich erwarten durfte, über Leben und Treiben von Regen-ins-Gesicht einige interessante Aufschlüsse zu erhalten.

In der nächsten Sekunde konnte ich aber erleichtert aufatmen, denn die beiden waren an der Tür vorübergeschritten, ohne sie auch nur mit einem Blick zu streifen. Es schien, als ob sie viel zu vertieft in ihre Unterhaltung waren, von der ich nur die eine Bemerkung des Stelzfußes verstehen konnte: „Verdammtes Pech heute! Dem Juden werd' ich aber auf die Finger sehen. Er denkt, er hat hier lauter Sucker*) vor sich, aber ich kalkuliere, er täuscht sich. Ich sag dir, Johnny, wenn er noch weiter beschummelt, schlag ich ihm mit meinem Stelzbein eins vor seinen Gehirnkasten, daß er seinen Verstand in einem ganzen Monat von Sonntagen nicht wiederfindet."

Damit schritten sie die Treppe hinauf und verschwanden in dem Korridor.

Ich hörte dann noch, wie sich oben eine Tür öffnete, zweifellos die Tür des Zimmers, in dem ich Licht bemerkt hatte, denn einen Augenblick lang hörte ich Stimmen, die aber wieder verstummten, als die Tür geschlossen wurde.

Ich wartete nicht länger. Vorsichtig die Tür des Vor-

*) Sucker, spr. Sacker = wörtlich Säugling. In der amerikanischen Gaunersprache Bezeichnung für unerfahrene Leute, die man zu beschwindeln denkt.

baues öffnend, trat ich ins Freie. Es war stockdunkel, so dunkel, wie ich es mir für mein Vorhaben nicht besser wünschen konnte. Für jeden Schritt, den ich tat, mußte ich erst den Weg fühlen, und mehr als einmal konnte ich es nicht verhindern, daß ich von den Holzplanken, die den an der Häuserreihe entlang führenden Fußsteg bildeten, hinab in den tiefen weichen Schnee sank. Endlich hatte ich aber doch das Ende des Hauses erreicht und wandte mich hier um die Ecke. Zehn oder zwölf weitere Schritte ließen mich den Hof erreichen. Hier blieb ich stehen und hielt einen Augenblick Umschau.

Die dem Hotel gegenüberliegende Hofseite wurde durch eine Anzahl als Stall und Schuppen dienender Holzbaracken begrenzt. Das Tor eines der Schuppen stand geöffnet, und in der Öffnung erblickte ich den Hoteleigentümer mit einer Laterne, die er mit seinem Körper nach außen hin möglichst zu verdecken suchte, in eifrigem Gespräch mit Regen-ins-Gesicht.

Der Schein der Laterne schien die tiefe Finsternis der Nacht noch undurchdringlicher zu machen, und ich konnte es ohne Gefahr der Entdeckung wagen, mich näher heran zu schleichen.

„Wieviel Barrels (Fässer) hast du?" hörte ich den Wirt fragen.

„Sechs," war die Antwort.

„All right! Bring sie herein! Aber spute dich, 's ist ein Fremder im Hause, dem ich nicht traue. Sein Zimmer ist dunkel, aber der Teufel weiß — "

„Mebbiso, du zahlen Geld erst," verlangte Regen-ins-Gesicht in unverschämtem Ton.

„Du verdammte Rothaut," fuhr der andere auf, „hast du nicht immer dein Geld bekommen?"

„Mebbiso, du haben gegeben Geld," beschuldigte ihn der Indianer, „aber Haufen zu wenig."

„Soll ich dir etwa so viel zahlen, als wenn ich verzollten Whisky kaufe? Du roter Halunke mußt froh sein, wenn ich dir deine verdammte Giftbrühe abkaufe."

„Mebbiso, du wollen nicht haben Whisky, du so sagen," war die kühle Erwiderung. „Mich verkaufen Whisky an Indianer. Indianer Haufen gut zahlen für Whisky. Und mich nicht brauchen zwanzig Meilen fahren."

„Quassele nicht, du vom Galgen heruntergefallener Gegenstand!" rief der andere wütend, fügte dann aber einlenkend hinzu: „Was soll ich dir für den Jammersaft geben?"

„Du mir geben hundert Dollar und halb hundert Dollar."

„Hundertundfünfzig Dollar? Bist du verrückt, Rothaut? Denkst du, ich bin Rockefeller? Hundertfünfzig Dollar für sechs Barrels Scheidewasser! Hat man so etwas schon gehört? — Ich will dir was sagen, mein Freund, du verdammter Indianer — ich geb' dir hundert Dollar und zehn Sack Korn, damit du das nächste Mal das Zeug nicht wieder aus Lumpen und Moschusratten zusammenzubrauen brauchst. Und nun kein Wort weiter! Her mit dem Zeug!"

Regen-ins-Gesicht schien protestieren zu wollen, aber nur halbherzig, denn er nahm eine Anzahl Banknoten, die der andere von einem ganzen Bündel, das er aus der Tasche hervorgeholt hatte, abzählte und ihm reichte.

„So, und nun schaff' die Pferde in den Stall bis morgen früh und dann bring den Schlitten hier heran zum Abladen. Ich habe auch noch einige leere Barrels, die du mitnehmen kannst," kommandierte der Wirt, und ohne noch ein weiteres Wort zu sprechen, machte sich Regen-ins-Gesicht daran, den erhaltenen Auftrag auszuführen.

Das war es also!

Regen-ins-Gesicht destillierte irgendwo an einem unbe-

kannten Ort Whisky, war also ein „Mondscheiner"*). Und er war sicher genug vor Verdacht in dieser Beziehung, denn wer würde vermuten, daß ein Indianer heimlich Whisky fabriziere? Tat er es allein? Wer hatte es ihn gelehrt? Und wo hatte er die nötigen Gerätschaften dazu erlangt? Ich mußte unwillkürlich wieder an den Stelzbeinigen denken, den mir der Office-Clerk auf meine Frage als einen Yankee-Farmer bezeichnet hatte, der da irgendwo im Süden auf einer Heimstätte hause, und der nach der Aussage des alten Indianerweibes ein Kumpan von Regen-ins-Gesicht war. Waren sie Kumpan-Mondscheiner?

Mit welcher Schlauheit der Indianer seine Verbindung mit dem Hoteleigentümer geheim zu halten wußte, bewies der Umstand, daß er seine Pferde den Tag über im Leihstall untergebracht hatte. Erst abends, in völliger Dunkelheit, hatte er sie herausgenommen, jedenfalls unter der Angabe, nunmehr den Heimweg antreten zu wollen. Er war dann, vielleicht sogar auf Umwegen, obwohl es in dieser Dunkelheit und bei der bitteren Kälte kaum wahrscheinlich war, daß ihm jemand nachschaute, nach dem Hotel gefahren, um hier seine nächtlichen Geschäfte zu erledigen, und ich zweifelte nicht daran, daß er am Morgen noch vor Tagesanbruch sich auf den Weg machen würde.

Der Wirt hatte ihm beim Abschirren geholfen, dann den Pferden nach dem Stall vorangeleuchtet. Nach einigen Minuten kamen sie zurück und schoben den Schlitten näher nach dem Tore des Schuppens, zweifellos, damit am nächsten Morgen die Spuren der Whiskyfässer nicht im Schnee sichtbar sein sollten.

*) So genannt, weil die ungesetzliche Schnapsbrennerei heimlich, oft bei Mondschein, erfolgt.

Das Abladen nahm nicht viel Zeit in Anspruch. Als es beendet war, schoben sie den Schlitten wieder beiseite, verschlossen das Tor, sicherten es noch dazu durch ein derbes Vorlegeschloß, und nachdem der Wirt seine Laterne gelöscht hatte, begaben sie sich nach dem Hotel, dessen Fenster, mit Ausnahme eines einzigen, vollkommen dunkel waren.

Ich folgte ihnen nicht sofort, sondern ließ erst einige Zeit verstreichen, bis ich vermuten konnte, die Office und den Treppenaufgang leer zu finden. Das Warten in der jetzt fürchterlich gewordenen Nachtkälte war nicht sehr angenehm, besonders da ich mir nicht Zeit genommen, meine warmen Überschuhe anzuziehen. Wenigstens konnte ich jetzt aber im Schnee umherstampfen, ohne meine Gegenwart zu verraten.

Ganz unwillkürlich wandten sich meine Augen dem erleuchteten Fenster zu, das als einziger Punkt in der Dunkelheit die Blicke naturgemäß auf sich lenkte.

Was ging in diesem Zimmer vor?

Nach dem, was ich hier bereits mit angesehen, schien es der Mühe wert, der Sache nachzuforschen. Bei genauerem Hinsehen bemerkte ich, daß ein Stück aus der dick gefrorenen Scheibe der Außenfenster herausgebrochen war. Vielleicht war es möglich, unter Benutzung dieses Umstandes einen Blick in das Zimmer zu werfen. Freilich war es wahrscheinlich, daß infolgedessen die Scheiben des inneren Fensters ebenfalls gefroren waren, doch es mußte versucht werden.

Wie aber an das Fenster hinauf gelangen?

Unwillkürlich, fast rein automatisch, ließ ich meine Blicke umherschweifen, obwohl das in der dicken Finsternis vollständig zwecklos erschien. Und doch war es nicht so zwecklos. Der aus dem Fenster dringende Lichtschein ließ einen kurzen Streifen der fast greifbaren Finsternis wie transparent er-

scheinen. Die in diesem Lichtausschnitt wie Nebel umherwallende zerstreute Helle war jedoch genügend, mich an der Wand des Hauses eine große Tonne, wahrscheinlich zum Auffangen des Regenwassers im Sommer bestimmt, erkennen zu lassen.

Das war, was ich brauchte. Sie stand dicht unter dem Fenster. Wenn sie nur nicht zu sehr an den Boden festgefroren war, so daß ich sie umdrehen und mich daraufstellen konnte!

Leise schlich ich mich heran und versuchte sie zu bewegen. Ebensogut hätte ich aber den Versuch machen können, den Berg Sinai auf den Kopf zu stellen. Sie war in einem Kranze von Eis festgefroren, als wäre sie in Eisenbeton gemauert.

Aber wozu sie überhaupt umdrehen? Sie war so übereist, daß sie meine Last auch tragen würde, wenn ich mich auf ihre Ränder stellte. Das führte ich denn auch sofort aus. Es kostete einige Mühe, in meinem dicken Pelz Kletterarbeit zu tun, und noch mehr, für meine Füße auf dem schlüpfrigen beeisten Rande einen festen Stützpunkt zu finden, aber es gelang, und, mich langsam aufrichtend, brachte ich meine Augen in die Höhe der Öffnung der gebrochenen Scheibe.

Das Glück war mir günstig. Die inneren Scheiben waren zwar gefroren, wie ich vermutet hatte, aber das innere Fenster war in die Höhe geschoben und zeigte am unteren Ende einen offenen Spalt, der mich das ganze Zimmer übersehen ließ.

Es war geräumiger als das meinige und mit zehn bis zwölf Personen angefüllt, zu denen sich in diesem Augenblicke auch noch der Wirt mit seinem indianischen Geschäftsfreunde gesellte, die eben in der Tür erschienen. Die Anwesenden saßen oder standen um einen Tisch herum, der in der Mitte stand. Eine Schirmlampe beleuchtete eine Kreidezeichnung auf der

schmutzigen Tischplatte und ein Spiel Karten, von dem der eine der beiden jüdischen Viehhändler regelmäßig abhob und die abgehobenen Karten auf zwei bestimmte Haufen legte. Die Zeichnung bestand aus einer Anzahl Vierecken mit eingeschriebenen Namen — der Figur des Pharao. Auf einigen der Felder lagen Banknoten, die entweder von dem andern „Viehhändler", der hier als Bankhalter auftrat, je nach dem Stand des Spiels, eingezogen oder mit andern Banknoten belegt wurden.

Auf einem Seitentische standen Bier- und Whiskyflaschen, aus denen sich die Anwesenden ihren Bedarf häufig in Gläser schenkten. Daß es ihnen unter dem reichlichen Alkoholgenuß allmählich im Zimmer zu warm geworden war und sie deshalb das Fenster einen Spalt breit geöffnet hatten, war nicht zu verwundern und mein Glück.

Auch mein Freund, der Stelzbeinige, gehörte zu der Versammlung. Er saß dem Bankhalter direkt gegenüber, erhob sich aber beim Eintreten des Wirtes und des Indianers und fluchte: „Da geht meine letzte Fünfdollarnote hin! — Damn it!"

„Nu, kenn Se doch nich erwarten, daß Se immer Glück haben," erwiderte der jüdische Bankhalter mit einem gleichmütigen Achselzucken.

Der Stelzbeinige wandte sich an den Indianer.

„Komm her, Regen-ins-Gesicht, gib mir Geld. Der verfluchte Jude hat mir alles abgenommen. — Wieviel hat der alte Gauner herausgerückt?" fragte er dann etwas leiser.

Was der Indianer ihm darauf antwortete, konnte ich nicht verstehen. Der Stelzbeinige schien aber ein gewisses Recht auf dessen Geld zu haben, denn ohne jede Weigerung überreichte ihm der Sioux einen beträchtlichen Teil der eben erst von dem Wirt empfangenen Banknoten.

„Jetzt will ich's ihm aber zeigen!" rief der Stelzfuß, indem er sich wieder an den Tisch drängte. Sein Platz dort war inzwischen von einem der Leute eingenommen worden, die ich am Nachmittage in der Office — und wohl auch mit vollem Recht — für Geschäftsleute oder Farmer aus der Umgegend gehalten hatte. Wenn sie mir aber gleichzeitig den Eindruck der Wohlhabenheit gemacht hatten, so schienen sie jetzt auf dem besten Wege, ihren Anspruch auf diese Eigenschaft wieder zu verlieren.

„Time!" rief der Spielleiter.

Der Stelzbeinige hatte eine Note auf eines der Felder gelegt, während die übrigen Spieler andere besetzten.

Die Karten wurden abgezogen.

Das Feld, auf dem die größte Zahl Banknoten lag, hatte für die Bank gewonnen, denn der Leiter zog diese ein, während er dem Stelzfuß eine Banknote zuschob.

„Du haben gewinn," sagte der Indianer zu ihm.

„Yes, — die Zehn lohnte sich besser," erwiderte jener mit einem nicht mißzuverstehenden Grinsen. „Es standen hundert Dollar darauf."

Der Bankhalter warf einen stechenden Blick auf ihn.

„Se sollten nich so viel Whisky trinken, Mr. Craig," erklärte er in spöttischem Tone. „Se sein ganz meschugge geworden."

„Ich doppele," entschied der Stelzfuß, ohne etwas auf die Bemerkung zu erwidern, indem er die eben erhaltene Note auf das von ihm besetzte Feld legte.

„Nu, will der Herr Regen-ins-Gesicht nich auch sein Glück versuchen?" wandte sich der Bankhalter an den Indianer.

Der letztere brachte von irgendwoher unter seiner wollenen Decke den Rest der von dem Wirt erhaltenen Banknoten,

nahm eine davon und legte sie auf das von dem Stelzfuß gedeckte Feld.

„Time!" erklang es wieder.

Die Hände der Spieler verschwanden von der Zeichnung, und ihre Blicke richteten sich mit Spannung auf die vom Bankhalter gezogenen Karten.

„Damn it!" rief der Stelzfuß. Seine Karte hatte verloren, während die mit dem größten Einsatz, wie um seine kurz zuvor ausgesprochene unzweideutige Beschuldigung zu widerlegen, gewonnen hatte.

Wieder flogen die Banknoten auf die Felder. Der Indianer besetzte diesmal aber ein anderes, während der Stelzfuß seinen Einsatz auf das frühere schob. Auch einige andere Spieler besetzten das Feld des letzteren, der, wie ich bemerkte, seine lauernden Blicke unverwandt auf den Händen des Bankhalters ruhen ließ.

„Time!"

Die Karten flogen.

„Bube verliert — König gewinnt!"

In demselben Augenblick fuhr der Arm des Stelzbeinigen über den Tisch, und die lange, blitzende Klinge eines scharfen Messers, das er augenscheinlich unbemerkt in der Hand bereitgehalten, bohrte sich in die Hand des Bankhalters, diese auf die Tischplatte festnagelnd.

Eine in seinem Rockärmel verborgen gewesene Karte flatterte auf den Boden, während er einen lauten Schrei des Schmerzes und Schreckens ausstieß.

„Hab' ich dich endlich erwischt, du verfluchter Jude!" schrie der Stelzbeinige.

Ich wartete das Weitere nicht ab, denn ich mußte mein Zimmer gewinnen, noch bevor die hier Anwesenden das

Spielzimmer verließen. Von meinem Beobachtungsposten herabspringend, war ich mit zwei Schritten an der Tür. Das Öffnen und Schließen ging nicht ohne Geräusch ab, aber es war nicht wahrscheinlich, daß in dem Tumult da oben irgend jemand darauf achtete.

Ich eilte durch die Office und über die Treppe, die beide noch leer waren, und kam auch, ohne gesehen zu werden, durch den Korridor nach meinem Zimmer. Kaum hatte ich es aber betreten und die Tür hinter mir zugemacht, als ich hörte, wie sich die des anderen Zimmers öffnete und eine Anzahl der Spieler, in halblauter und erregter Weise durcheinandersprechend, heraustraten.

Ich kümmerte mich nicht mehr darum. Es war auch nicht wahrscheinlich, daß man zu mir um Hilfe für den Verwundeten kommen würde, denn ich hatte nur einfach meinen Namen, ohne jede Standesbezeichnung, in das Fremdenbuch eingetragen. Das entsprach meinen Gewohnheiten, da ich keine geregelte ärztliche Tätigkeit ausübte, sondern mich mehr mit Naturstudien und literarischen Arbeiten beschäftigte. Schließlich besitzt auch wohl jeder im kanadischen Westen einige Erfahrung in erster Hilfe.

Ich hatte mich entkleidet und zu Bett begeben, und nach einer Viertelstunde war auch draußen alles wieder ruhig geworden. Eine Zeitlang dachte ich noch über die Ereignisse nach, dann aber machte sich die Müdigkeit geltend, und ich fiel in einen tiefen Schlaf, aus dem ich erst spät am andern Morgen erwachte.

Im Hotel schien alles seinen gewöhnlichen Gang zu gehen, und nichts deutete darauf hin, daß die Nachtruhe durch irgend etwas gestört worden wäre.

Mein Frühstück nahm ich im Speisezimmer allein ein. Die

Farmer, die jedenfalls mit Schlitten gekommen waren, hatten den Heimweg angetreten, wie mir der Office-Clerk erklärte, und die beiden „Viehhändler", nach denen ich nicht fragen wollte, waren nicht sichtbar.

Ich hatte lange darüber nachgedacht, ob ich dem nächsten Friedensrichter von dem, was ich in der Nacht beobachtet hatte, Mitteilung machen sollte, hatte mich aber zuletzt entschlossen, nichts zu tun, bevor ich nicht mit Minnehaha über die Sache gesprochen, da es noch gar nicht abzusehen war, welche Folgen ihren Stamm treffen würden, sobald erst einmal die Behörden die Sache in die Hand bekamen.

Am Mittag benutzte ich den Zug nach Rocanville und begann von dort aus meine Wanderung nach der Höhle, den Sack mit dem Proviant in der Form eines Tornisters über dem Rücken tragend.

Es war schon spät abends, als ich in der Nähe meiner Höhle anlangte, und durch ein lautes, fröhliches „Hello!" mein Kommen anmeldete.

Die gewohnte Antwort blieb aber aus, und von einem unbestimmten Gefühl der Beunruhigung ergriffen, ließ ich den Ruf noch einmal ertönen.

Alles blieb still.

Die Finsternis, Einsamkeit und Öde, die mir bisher kaum zum Bewußtsein gekommen waren, legten sich jetzt auf einmal mit voller Wucht auf meine Sinne.

Warum antwortete Minnehaha nicht?

Eilig legte ich die letzte kurze Entfernung nach der Höhle zurück. Als ich die Decke am Eingang zurückschlug, starrte mir tiefe Dunkelheit entgegen.

„Bist du hier, Minnehaha?"

Nur die Wände der Höhle gaben den Ton meiner Stimme zurück.

Ich warf bestürzt meinen Sack ab, holte einige Streichhölzer hervor und, eins davon anzündend, leuchtete ich in der Höhle umher. Sie war leer. Minnehaha mußte sie schon vor Stunden verlassen haben, denn das Feuer war bis auf einige, kaum noch glimmende Asche niedergebrannt.

Eines meiner Gewehre lehnte gegen die Wand, und im Ende seines Laufes steckte ein Zettel.

Ich nahm ihn und bei dem unsicheren Lichte mehrerer Streichhölzer las ich die folgende mit Bleistift und in einer Kinderhand geschriebenen Worte:

„Minnehaha sagt dir Lebewohl! Sie war eine Woche lang glücklich. Aber sie hört den Ruf ihres Volkes und muß ihr Rindenkanu besteigen, um ihm zu folgen. Farewell for ever!"

Ich ließ das Blatt sinken.

Draußen in der Ferne tönte das Heulen eines durch die Nacht streifenden Wolfes. — — Es klang wie der Klageruf einer verlorenen Seele.

Mich fröstelte. — —

Freilich, das Feuer war ausgegangen. — —

5

Am andern Morgen, nachdem ich mir ein Frühstück bereitet, überdachte ich, was ich tun wollte. Daß ich meinen Aufenthalt in der Höhle abbrach, war sicher. Nachdem ich eine Woche lang Gesellschaft gehabt hatte, war mir der fernere Aufenthalt hier allein unerträglich.

Der Farmer, der meine Ausrüstung hierhergebracht hatte, sollte freilich, unserer Verabredung gemäß, erst in einer Woche kommen, um sie nach Rocanville zurückzuschaffen. Das störte mich aber nicht. Ich konnte ihm leicht genug von der Station aus Nachricht geben, sie abzuholen, und mir nach Winnipeg nachzusenden.

Sollte ich aber schon nach Winnipeg zurückkehren?

Farewell for ever, hatte Minnehaha geschrieben.

Sollte ich es dabei bewenden lassen? Sollte ich sie ihrem Schicksal, was immer es sein mochte, ruhig entgegentreiben lassen?

Vor einem wenigstens, vor der ihr verhaßten Verbindung mit Regen-ins-Gesicht, konnte ich sie bewahren, indem ich den Schlichen des Burschen und seines nicht weniger schuftigen Kumpans nachspürte und beide für eine Anzahl Jahre hinter den Mauern der Strafanstalt in Prince Albert unschädlich machte.

Und wo hatte sich Minnehaha hingewandt?

Hatte sie ihren ursprünglichen Plan, Dead Body aufzusuchen, ausgeführt, oder war sie nach ihrer Reserve zurückgekehrt? Die Abschiedsworte, die sie mir zurückgelassen, schienen auf das letztere zu deuten. Sie klangen wie das Aufgeben aller persönlichen Wünsche, wie der Entschluß, sich selbst zu opfern, wenn es sein mußte, für die Sache der Wiedergeburt ihres Volkes, von der sie geträumt hatte.

Mein Entschluß stand fest.

Ich wollte nach der Reserve gehen und feststellen, ob sie dort eingetroffen war. Was ich dann weiter tun würde, mußten die Umstände entscheiden.

Mit diesem Entschluß im reinen, wollte ich auch nicht länger zögern. Ich packte meine Felle und sonstigen Gerätschaften

zusammen, da mir noch unklar war, ob ich nach der Höhle zurückkehren würde, füllte meine Taschen für alle Fälle mit Biskuit, und, meine Schneeschuhe anlegend, begann ich meine Wanderung.

Die Richtung war mir bekannt. Ich hatte nur darauf zu achten, sie zwischen den Hügeln und in dem vielen Gebüsch nicht zu verlieren. Den Trail aufzusuchen, auf dem ich den Stelzfuß bei seiner brutalen Behandlung des stummen Indianerknaben überrascht hatte, wäre wohl das sicherste gewesen. Ich hätte mich aber dann erst zwei oder drei Meilen westlich halten müssen, während, wenn es mir gelang, eine einigermaßen gerade Richtung einzuhalten, der direkte Weg von der Höhle aus so viel näher war.

Der Weg war ermüdend, denn er führte bergauf und bergab. Nirgends ein Zeichen, daß der Fuß eines menschlichen Wesens diese Gegend schon einmal betreten hatte.

Im Anfang konnte ich meinen Weg mit Hilfe meiner Taschenuhr, die mir als Kompaß diente, ziemlich gut verfolgen. Wenn man nämlich die Uhr wagrecht hält und den Stundenzeiger nach der Sonne richtet, so braucht man nur die Differenz zwischen dem Stundenzeiger und der Zahl zwölf abzuschätzen, Eine Linie vom Mittelpunkt des Zifferblattes durch die Mitte dieser Differenz deutet immer nach Süden. Wenn also beispielsweise der nach der Sonne weisende Stundenzeiger auf der Zahl sechs steht, so würde eine Linie vom Mittelpunkte durch die Zahl drei nach Süden deuten. Bald war mir dieses Hilfsmittel aber nicht mehr zugänglich, denn die Luft wurde dick und die Sonne unsichtbar, nachdem sie noch eine Zeitlang als ein fahler Lichtfleck durch den über der Landschaft liegenden Frosthauch geschienen hatte.

Gegen Mittag machte ich in einer Talsenkung, wo ich etwas

vor dem schneidenden Winde geschützt war, eine kurze Rast. Ich hatte sicher verschiedene Meilen zurückgelegt und mußte der Reserve beträchtlich näher gekommen sein. Trotzdem hatte ich aber weder die Fußspuren eines indianischen Trappers, noch irgendwelche sonstigen Anzeichen der Nähe von Menschen bemerkt, und ich begann mich, nicht ohne ein Gefühl der Beunruhigung, zu fragen, ob ich nicht etwa doch während des letzten Teiles meiner Wanderung, bei dem ich mich ausschließlich auf meinen Ortssinn hatte verlassen müssen, vom rechten Wege abgekommen war. Das würde bedeuten, daß ich mich auf eine Nacht im Freien gefaßt zu machen hätte, und was das während eines kanadischen Winters bedeutet, darüber hatte ich bereits einige Erfahrung.

Der scharfe Wind, der mich hin und wieder auf einer Bodenerhöhung traf, hatte mir jetzt schon das Wasser aus den Augen gepreßt, und es war zu kleinen Eiszäpfchen gefroren, die mir von den Wimpern über die Augen herabhingen und die ich nur auftauen konnte, indem ich mein Gesicht für einige Zeit in meiner glücklicherweise genügend geräumigen Pelzjacke verbarg.

Auf jeden Fall hatte ich aber noch drei bis vier Stunden vor mir, bevor die Dunkelheit hereinbrach, und in dieser Zeit hoffte ich auf eine Spur zu stoßen, die mich nach dem Siouxdorfe leitete.

Nach einer Mahlzeit, die aus einigen Biskuits und einem Schluck Whisky bestand, und einer kurzen Rast setzte ich meinen Weg fort. Zu längerem Ausruhen konnte ich mich trotz meiner Neigung dazu nicht entschließen, denn nichts wirkt auf einer anstrengenden Wanderung so ermüdend und macht zu weiteren Leistungen so unfähig wie eine längere Rast.

Irgendeine Schätzung der Richtung nach der Sonne blieb auch weiter unmöglich, und ich konnte daher nichts weiter tun,

als darauf zu achten, daß ich möglichst in gerader Linie fortschritt und nicht etwa im Kreise herum. Ob diese Linie mich dann nach der Reservation führte oder nicht, mußte sich in den nächsten Stunden herausstellen. Auf jeden Fall war aber eine Wanderung in gerader Richtung eher geeignet, mich in die Nähe von Menschenspuren zu bringen, als etwa ein Umherirren im Kreise.

Ich bedauerte, daß ich mich nicht an das elementarste Gesetz eines Trappers gehalten hatte, stets lieber einen bekannten längeren Weg, als einen unbekannten, anscheinend kürzeren zu wählen. Denn gerade, wenn Eile am nötigsten ist, kann man sicher sein, auf dem letzteren sein Ziel zu verfehlen oder es zu spät zu erreichen.

Hätte ich den Trail gewählt, so säße ich jetzt schon längst in einem warmen Tipi. Es war aber meine Gewohnheit, immer das Unbekannte vorzuziehen, und diese Gewohnheit hatte mich schon in recht arge Klemmen gebracht.

Ich war unter diesen Gedanken weiter in die Wildnis, an die sich die sonst schon ziemlich lebhafte Kultur der Provinz noch nicht herangewagt hatte, weil sie keinerlei landwirtschaftliche Möglichkeiten bot, hineingeschritten, als ich plötzlich vor einem riesigen Haufen aufgetürmter Schneemassen zu einem Halt kam.

Ich blickte auf.

Vor mir sah ich über den Schneehügel hinweg einen Berg, in dessen Mitte sich ein vom Gipfel nach dem Fuße verlaufender breiter schwarzer Streifen scharf von der Schneebedeckung der Seitenhänge abhob.

Hier hatte ein Schneerutsch stattgefunden, wie ich ihn in den Felsengebirgen verschiedentlich beobachtet hatte. Der Schnee dort ist infolge der großen Kälte viel zu trocken, um Lawinen

zu formen, aber an kahlen Berghängen, wo ihnen der Stützpunkt des Waldes fehlt, kommen die schweren Schneemassen oft ins Rutschen, und manche blühende Ortschaft am Fuße solcher Berge, deren Bewohner sich weit genug von einer solchen Gefahr glaubten, ist bereits unter den treibenden und alles vor sich niederreißenden Schneefeldern begraben worden.

Auch hier hatte der gleitende Schnee den Bergabhang glatt rasiert. Was etwa an Bäumen und Gesträuch vorhanden gewesen war, existierte nicht mehr, und der gefrorene Moos- und Rasenboden war bis auf die schwarze Erde abgeschoren. Der Vorgang mußte sich auch erst vor kurzem ereignet haben, da die fast niemals ruhenden scharfen Winterwinde die Bahn des Rutsches sonst wieder mit Schnee bestreut haben würden.

Die gerade Richtung des von mir eingeschlagenen Weges führte aber direkt über diesen keineswegs sehr steilen Berg, der nach einer Art Hochplateau zu führen schien, hinweg, und ich stand vor der Wahl, entweder den Berg zu umgehen oder die Schneemassen zu überschreiten und den Berg hinaufzusteigen. Eins schien so wenig ratsam wie das andere. Die aufgeschichteten Massen von losem Schnee als Übergang zu benutzen, war selbst mit Hilfe von Schneeschuhen einegewagte Sache. Wenn ich irgendwo an einer weichen Stelle versank, war ich verloren.

Anderseits war ich aber so gut wie sicher, meine Richtung zu verlieren, wenn ich versuchte, den Berg zu umgehen oder an einer anderen Stelle zu ersteigen. Von zwei gleichschlechten Dingen wähle ich immer das nächstliegende — wenn ich mir die Wahl nicht überhaupt ersparen kann. So begann ich ohne weiteres Zögern, aber jeden Schritt sorgfältig prüfend, die Schneemassen zu erklimmen. Mehr als einmal versank ich beängstigend tief an weichen Stellen, da ich mich aber nur ganz langsam und mit größter Vorsicht vorwagte, gelang es mir

jedesmal wieder, meinen Fuß auf festeren Grund zu setzen. Die gefährlicheren Stellen nach links oder rechts umgehend, wobei mir die schwarze Bahn des Schneerutsches stets als Landmarke diente, gelang es mir endlich doch, über die Schneehöhe hinwegzukommen.

Die Arbeit hatte mich in meiner schweren Pelzbekleidung warm gemacht. Der Schweiß trat mir aus allen Poren, während ich das Gesicht, soweit es der Pelzkragen nicht verdeckte, kaum vor dem Erfrieren schützen konnte und der Schnurrbart mit festem Eis behangen war. Bevor ich meinen Weg fortsetzte, mußte ich erst ein wenig ruhen.

Ich hatte mich am Fuße des Berges, der gerade hier sehr flach abfiel, niedergesetzt und versuchte, mir durch zeitweiliges vorsichtiges Öffnen meiner Pelzbekleidung die nötige Lüftung zu schaffen. Ich überlegte eben, ob es mir leichter sein würde, die Höhe an einem der schneebedeckten Seitenhänge oder auf der reichlich glatten schneefreien Spur des Rutsches zu ersteigen, als meine Augen zur Seite kaum zwei oder drei Schritte von mir auf eine Figur fielen, die sich auf dem schwarzen Erdboden abzeichnete.

Was war das?

Ich trat überrascht näher und untersuchte die in dem Erdboden festgefrorenen Teile der Figur. Mein erster Blick, dem ich nicht hatte trauen wollen, hatte mich nicht getäuscht — es war ein ziemlich gut erhaltenes menschliches Skelett. Es lag so dicht an der Oberfläche, daß es sicher war, der Tote, wer immer er sein mochte, war nicht vergraben gewesen. Allmählich war das Skelett dann wohl in den Boden eingesunken und mit Vegetation, die es unsichtbar machte, überwuchert gewesen. Diese hatten aber die talwärts treibenden Schneemassen zusammen mit der dünnen Erdschicht, die Wind und Regen im

Laufe der Zeit darüber gelegt haben mußten, fortgeführt. Es lag mit dem Rücken nach oben und schon dieser Umstand war ungewöhnlich und deutete darauf hin, daß der Tote hier nicht auf natürliche Weise, durch Krankheit vielleicht oder infolge Verschmachtung, sein Leben verloren habe, denn dann hätte das Skelett sicher mit dem Gesicht nach oben dagelegen.

Mir fiel aber ein weiterer, noch viel merkwürdigerer Umstand auf.

Das Skelett lag nicht ausgestreckt in seiner gewöhnlichen Form, sondern die Arme und Beine lagen auseinandergespreizt in der Form eines Andreaskreuzes. Der Unterschenkel des rechten Beines fehlte zwar, aber alles übrige war erhalten, und die Form des Andreaskreuzes nicht zu verkennen. Niemand stirbt in dieser Lage auf natürliche Weise, und sie war zu künstlich und zu symmetrisch, als daß der Körper sie nach dem Tode infolge irgendwelcher Ursachen hätte einnehmen können.

Es war sicher, daß ich hier vor den Spuren eines grauenhaften Verbrechens stand. Das war die qualvolle Art, in der früher die Indianer ihre Feinde unter fürchterlichen Schmerzen zu Tode marterten. Man band das unglückliche Opfer mit Händen und Füßen an zwei junge kräftige zur Erde gebeugte Bäume, die man dann wieder emporschnellen ließ, wobei sie die Glieder in unmenschlicher Weise auseinanderrissen, bis das arme Opfer unter unbeschreiblichen Qualen seinen Geist aufgab.

Ich blickte mich unwillkürlich nach Bäumen um. Wenn solche hier gestanden, so waren sie jetzt nicht mehr vorhanden. Das Skelett nahm übrigens diese Form auf der Erde ein. Der Tote mußte also auf der Erde in dieser Weise festgebunden gewesen sein.

Vor welcher grauenvollen Entdeckung stand ich hier?

Mir war heiß gewesen, jetzt aber schien mir das Blut in den Adern zu gerinnen, wenn ich mir vorstellte, welche unsäglichen, fürchterlichen Qualen ein Mensch hier hatte ausstehen müssen, bevor der mitleidige Tod ihn davon erlöste.

Dann setzte ich die Untersuchung meines schrecklichen Fundes fort.

Meiner Rechnung nach konnte das Skelett drei bis vier Jahre hier gelegen haben. Die Knochen waren schon ziemlich mürbe, aber der Verwesungsprozeß war natürlich beschleunigt worden durch den Umstand, daß der Leichnam nicht vergraben gewesen war. Das Fleisch hatten die Wölfe wohl gleich nach dem Tode von den Knochen abgenagt — der Gedanke, daß sie mit ihrer unheimlichen Arbeit vielleicht schon vorher begonnen haben könnten, war mir zu entsetzlich, um ihn auszudenken. Und das erklärte wohl auch das Fehlen des Unterschenkels.

Reste von Kleidungsstücken konnte ich nicht entdecken, und das war wieder auffällig. Sollte der Körper nackt in diese Lage gebracht worden sein?

Auch irgendwelche Überbleibsel von Stricken, mit denen der Unglückliche gebunden gewesen sein mußte, konnte ich nicht entdecken. Ich fand wohl in der Nähe der Gelenke Fasern, die in der Erde festgefroren waren, aber es ließ sich nicht entscheiden, ob sie von abgestorbenem zähen Präriegras herrührten oder vermoderte Hanffasern waren.

Noch ein anderer Umstand fiel mir auf.

Beide Hände waren zur Faust geballt und in die Erde gedrückt. An der rechten Hand aber stand der Zeigefinger geradeaus ungefähr in der Richtung, die ich im Begriff gewesen war, weiterzuverfolgen. Was bedeutete das? Hatte irgendein Tier daran genagt und ihm diese Stellung gegeben? Das schien die natürliche Erklärung — und doch wollte sie mich nicht zu-

friedenstellen. Es mochte die ganze Naturstimmung sein, die mich hier in der frosttrüben Atmosphäre, durch die bereits langsam das Dunkel der frühen Winternacht zu sickern begann, auf meine Seele legte, daß ich mehr geneigt war, an das Ungewöhnliche, Wunderbare, als an das nüchtern Einfache zu glauben.

Wie, wenn der Unbekannte in den letzten Augenblicken seines Todeskampfes versucht hätte, der Welt eine Mitteilung zu hinterlassen, auf etwas hinzuweisen, das man in der Richtung des ausgestreckten Zeigefingers finden würde?

Die Annahme erschien phantastisch, und ich wollte mich von ihr freimachen, aber es gelang mir nicht. Die ganze Kette der Ereignisse, die mir der schauerliche Fund vorgestellt hatte, erschien im Zusammenhange und in ihrer logischen Aufeinanderfolge phantastisch. Die einzelnen Glieder waren in sich selbst wirklich genug.

Daß ich Minnehaha, nachdem sie meine Teilnahme so lebhaft geweckt hatte, nicht einfach fallen lassen, sondern mich in der Reservation nach ihr erkundigen wollte, war erklärlich. Daß ich nicht den Weg über den Trail von Rocanville wählte, ebenfalls. Daß ich meine Richtung verlor und in einen Teil dieses Hügellandes kam, den augenscheinlich seit Jahren kein Mensch betreten hatte, war an sich ebenso natürlich wie der Schneerutsch, der sich hatte ereignen müssen, um mich das Skelett des Gemordeten entdecken zu lassen. Und daß ich mich entschlossen hatte, lieber die Schneemassen zu übersteigen, als um den Berg herumzuwandern, war gleichfalls durchaus nichts Wunderbares. Phantastisch wurde das alles erst durch seinen Zusammenhang, der mir in diesem Augenblicke fast zu logisch erschien, um als reiner Zufall ausgelegt zu werden.

Im Rahmen dieser Ereignisse erschien es mir nicht im geringsten unglaublich, daß der Unbekannte, wenn er der Welt

nach seinem Tode eine Botschaft hinterlassen wollte, den Zeigefinger nach der Richtung gestreckt, in der man die Entdeckung machen würde, und die andern Finger in die Erde gedrückt hatte, so daß die eintretende Todesstarre sie nicht verschieben konnte.

Und was mochte es sein, auf das er verweisen wollte?

Welcher Gedanke konnte das unter den unmenschlichen Qualen erstarrende Gehirn wohl beherrscht haben?

Zweifellos, an seinen Mördern gerächt zu werden. Dort, in der Richtung des ausgestreckten Fingers, mußten sie zu finden sein.

Aber das war vor Jahren gewesen. Was immer er auch mit seiner stummen Botschaft anzeigen wollte, würde es jetzt noch vorhanden sein?

Ich war fest überzeugt davon. Wenn ich jemals daran gezweifelt hatte, daß den Toten Macht verliehen sei, in unser irdisches Leben hineinzuwirken — in diesem Augenblicke kam mir solcher Zweifel nicht. Die Botschaft des Toten, auf deren Erfüllung er so lange gewartet hatte, würde ihre Enträtselung finden.

Der heisere Schrei eines Nachtvogels, der mit schweren Flügelschlägen durch die Dämmerung schoß, ließ mich erschrocken zusammenfahren. Es war mir gewesen, als hörte ich die Stimme des Toten, der mich aufforderte, sein Rächer zu sein.

Er sollte nicht vergeblich gemahnt haben.

Einen letzten Blick auf die Gebeine werfend, begann ich meine weitere Wanderung über die durch den Schneerutsch geschaffene Straße. Meine Schneeschuhe hatte ich abgelegt, und da der Hügel nicht übermäßig steil war, verursachte mir der Aufstieg trotz der Glätte der Bahn keine allzu große Mühe.

Auf dem Kamme angelangt, sah ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Das Hügelland schien hier sein Ende zu erreichen, denn soweit ich bei dem unsicheren Lichte des mehr und mehr voranschreitenden Winternachmittages sehen konnte, dehnte sich ein mit Gebüsch ziemlich stark bewachsenes Hochplateau aus. Wenn ich aber erwartet hatte, hier eine menschliche Behausung oder auch nur die Überreste einer solchen zu erblicken — denn so hatte ich die Botschaft des Toten unwillkürlich ausgelegt — so sah ich mich getäuscht. Durch das laublose Gebüsch hindurch hätte ich eine solche trotz der beginnenden Dämmerung auf eine ziemliche Entfernung hin bemerken müssen.

Meine erste Vermutung war also falsch gewesen, und ich hielt mich nicht auf, weitere, die wahrscheinlich ebenso falsch sein würden, aufzustellen, sondern schritt rüstig weiter. Das war der einzige Weg, die Lösung des Rätsels zu finden, wenn sie vorhanden war.

Nach einer weiteren halben Meile nahm auch das Hochplateau ein Ende. Es fiel in schroffen Wänden nach einem Tale ab, auf dessen Grunde ein flacher, schneebedeckter Streifen, der sich in dem Tale entlang schlängelte und auf dem sich deutliche Schlittenspuren abzeichneten, einen Fluß anzeigte.

Das konnte nur der Qu'Appelle-River sein, und ich atmete erleichtert auf, denn hatte mir Minnehaha nicht erzählt, daß ihre Reservation an den Ufern dieses Flusses läge?

Das beseitigte meine Zweifel über die Richtung bis auf die Frage, ob ich mich östlich oder westlich wenden sollte, was bei den vielen Krümmungen des Flusses übrigens gar nicht so leicht zu entscheiden war.

Bevor ich einen Abstieg nach dem Flußbett suchte, wollte ich aber noch etwas rasten, und es war wohl auch Zeit für eine weitere Mahlzeit.

Ich stand vor einem alten dicken Baume, der sich augenscheinlich überlebt hatte, denn eine Anzahl seiner Äste und Zweige sahen nicht aus, als ob sie im Frühjahr Neigung hätten, sich einen frischen grünen Laubschmuck anzulegen. Das ist etwas für junge Bäume, denen der Wind hier oben noch nicht zwei- bis dreihundert Jahre lang um die Nase geweht hat. Ein alter Baum, der sich das Leben so lange mit angeschaut, will seine Ruhe haben.

Ich ließ mich auf einer der aus der Erde hervorstehenden dicken Wurzeln nieder und begann, einige Biskuits zu verzehren. Als Getränk mischte ich etwas Schnee mit Whisky, was seinen Zweck wenigstens einigermaßen erfüllte.

Der Baum stand in der genauen Richtung, nach welcher der Finger des Skelettes zeigte, und da ich den Rand des Hochplateaus mit den Blicken erreichen konnte und nichts irgendwie Auffälliges wahrnahm, so kam mein Suchen hier zu Ende, denn es war nicht anzunehmen, daß der Gemordete auf irgend etwas auf dem jenseitigen Flußufer hatte aufmerksam machen wollen.

Wenn also wirklich hier etwas vorhanden gewesen war, so war es in den Jahren, die seit dem Morde verstrichen waren, verschwunden. Wahrscheinlich war aber gar nichts vorhanden gewesen, und ich hatte mich nur durch die Stimmung des Augenblicks und den Eindruck der ganzen Umgebung verleiten lassen, etwas so Phantastisches anzunehmen.

Jetzt, nachdem mein Suchen sich als erfolglos erwiesen hatte, dachte ich viel nüchterner darüber.

Plötzlich fuhr ich herum.

Jemand hatte ganz in meiner Nähe gesprochen.

Ich strengte meine Augen an und blickte im Kreise umher,

denn ich konnte nicht entscheiden, ob es vor oder hinter mir gewesen war, wo ich die Stimme gehört hatte.

Und jetzt klang sie wieder — es schien fast unter mir zu sein. Die gesprochenen Worte konnte ich nicht verstehen, die Stimme aber war deutlich genug. Sicher war es, daß sie nicht vom Flußbett herkam, denn die Entfernung war zu groß dafür. Hier waren Menschen in der Nähe. Obwohl die Dunkelheit schon ziemlich weit vorgeschritten war, konnte ich doch noch in einem weiteren Umkreise um mich blicken, als die Distanz betrug, aus der ich die Stimme, oder vielleicht auch Stimmen, denn so genau hatte ich es nicht entscheiden können, gehört hatte.

Niemand war zu sehen.

Ich wußte nicht, was ich daraus machen sollte. Getäuscht konnte ich mich nicht haben, dafür waren die Stimmen zu deutlich gewesen, und ich hatte sie auch zweimal gehört. Ebenso war kein Zweifel, daß es sich um Menschenstimmen handelte. Daß man mich bemerkt und sich im Gebüsch verborgen hatte, weil man aus irgendeinem Grunde unentdeckt bleiben wollte, war ebenso ausgeschlossen, denn das Gebüsch war nicht dicht genug, und der Baum, an dessen Fuße ich Rast gemacht, der einzige dicke Baum in der Runde.

Die Sache war merkwürdig, und ich fand keine Erklärung dafür. Nur das eine stand fest, es war keine Sinnestäuschung gewesen.

Ich hatte meinen Sitz wieder eingenommen und ließ meine Augen fortwährend umherschweifen. Alles blieb still. Nicht eine Spur der Nähe von Menschen. Einmal richtete ich meine Augen empor, und meine Blicke wurden gefesselt durch eine eigentümliche Naturerscheinung. Über dem Wipfel des Baumes schwebte ein leuchtender Schein, der sich von dem Nachtdunkel,

das jetzt mit Gewalt hereinbrach, scharf abhob. Wie lange er dort bereits geschwebt haben mochte, konnte ich nicht entscheiden, während ich aber noch erstaunt darauf hinsah, wurde er dunkler und verschwand dann gänzlich.

Von dieser Naturerscheinung hatte ich schon oft gehört. Man bezeichnet sie als St. Elmsfeuer, und sie entsteht in gewitterschwülen Nächten, wenn die Atmosphäre mit Elektrizität geladen ist, durch den Erdmagnetismus, der aus hohen Bäumen, Schiffsmasten und anderen hohen und spitzen Gegenständen ausstrahlt. Ich hatte dieses Phänomen nie vorher beobachtet und auch angenommen, daß es sich dabei mehr um eine blaue, phosphoreszierende Lichterscheinung handle, während der Schein hier rot wie ein Feuerabglanz erschien. Und es war auch eigentümlich, daß er sich mitten im Winter einstellte und bei einer Atmosphäre, von der man glauben sollte, daß die brausenden, schneidendkalten Winde sie von jeder Spur statischer Elektrizität gereinigt hätten.

Daß es etwa in Wirklichkeit der Abglanz eines Feuers war, mußte aus mehreren Gründen als ausgeschlossen gelten. Ein Feuer hätte ich in der Dunkelheit auf eine weite Entfernung hin erkennen müssen, und dann hätte es sich auch um einen wagrechten oder wenigstens schräg strahlenden Lichtreflex gehandelt, der außerdem nicht vollständig isoliert nur gerade über dem Baumwipfel zu sehen gewesen wäre. Ich hatte den Schein dagegen als einen aufrechtstehenden Lichtkegel beobachtet, dessen Quelle hätte von unten kommen müssen, wenn man die Feuertheorie aufrechterhalten wollte.

Augenscheinlich befand ich mich hier in einer Gegend, die voll von allen möglichen rätselhaften Erscheinungen war.

Ich verweilte noch eine Zeitlang auf meinem Sitze, aber weder wiederholte sich die Lichterscheinung, noch ließen sich die

Stimmen wieder vernehmen. Längeres Warten war augenscheinlich zwecklos, und da es außerdem geraten war, den Abstieg nach dem Flußbett zu machen, bevor die dicke greifbare Dunkelheit einsetzte und das Unternehmen gefährlich machte, erhob ich mich und setzte meine Wanderung fort.

Ich hatte eine Richtung gewählt, die mich nach meiner Schätzung westlich führte. Wenigstens eine halbe Meile fiel die Uferböschung steil ab, und ich schritt am Rande des Plateaus entlang, bis ich einen Einschnitt fand, der mir das Hinabsteigen gestattete. Das dichte Himbeer- und Haselnußgestrüpp, das die Wände der Einsenkung bedeckte und dessen Dornen meinen Händen durch die dicken Pelzhandschuhe nichts anhaben konnten, diente mir dabei als ein willkommener Halt.

Nach wenigen Minuten hatte ich den Talboden erreicht, und jetzt hatte ich wenigstens einen geraden und bequemen Weg vor mir. In dem Augenblicke aber, als ich hinaustreten wollte auf die freie Schneebahn, hielt ich meinen Fuß wieder an. In nicht weiter Entfernung hörte ich Pferdestampfen und das Knarren eines Schlittens. Mein erster Gedanke war, mich durch einen lauten Anruf den Näherkommenden bemerkbar zu machen. Noch bevor ich aber den Ruf ausstoßen konnte, klang eine Stimme an mein Ohr, die ich als diejenige des Stelzbeinigen erkannte:

„Hier reite ich ab. 's ist ebenso richtig, daß man uns nicht so oft beisammen sieht, obwohl ich es niemand raten möchte —"

Die weiteren Worte wurden vom Winde verweht, bis ich zuletzt nur noch: „Also vergiß nicht!" vernahm.

Ein Schlitten mit zwei Pferden bespannt und daneben ein Reiter waren inzwischen auch in meinen Gesichtskreis gelangt. Die Figur des Reiters löste sich jetzt ab und bewegte sich nach dem gegenüberliegenden Flußufer zu, wo sie in einem Taleinschnitt verschwand.

Ich war rasch einige Schritte in die tiefe Dunkelheit der Uferböschung zurückgetreten, wo ich für jeden Vorübergehenden völlig unsichtbar sein mußte, während ich noch recht gut beobachten konnte, was draußen auf dem Flußbett, wo der blinkende Schnee die Finsternis etwas weniger dicht machte, vorging.

Gleich darauf glitt der Schlitten an meinem Versteck vorüber. Wenn ich einen Zweifel daran gehabt hätte, daß Regen-ins-Gesicht der Insasse sei, so wäre der durch die Pferde behoben worden. Es waren der Schimmel und der Braune, die ich in Esterhazy gesehen.

Einen Augenblick lang hatte ich den Gedanken, dem Schlitten nachzueilen, mich ungesehen hinten auf die Kufen zu stellen und so in recht bequemer Weise nach dem Indianerdorfe zu gelangen. Ich drängte ihn aber sofort wieder zurück. Wenn Regen-ins-Gesicht mich entdeckte, dann wußte er, daß ich auf seiner Fährte war, noch ehe ich etwas Greifbares entdeckt hatte, und es war sicher, daß er seine Maßregeln danach treffen würde.

Unwillkürlich mußte ich wieder an die Stimmen denken, die ich oben auf der Höhe gehört. Waren es etwa die des Indianers und des Stelzfußes gewesen?

Es war unmöglich. Ich hatte sie dicht neben mir und sicher nicht mehr als drei oder vier Schritt entfernt von mir gehört. Die Lichterscheinung über dem Baume etwa mit einem Feuer in Verbindung zu bringen, das die beiden Burschen irgendwo hier im Tale angezündet hatten, fiel mir gar nicht ein, denn es fehlte ihr der strahlende Lichtschweif, der sie mit einer solchen Lichtquelle hätte verbinden müssen.

Und wo kam Regen-ins-Gesicht her? Daß er sich auf dem Wege nach der Reservation und nicht etwa von dort befand, machte nicht nur die späte Abendstunde wahrscheinlich, sondern

auch die Bemerkung des Stelzfußes, die nur besagen konnte, daß er es ablehne, seinen Freund in die Reserve zu begleiten, „damit sie nicht so oft zusammen gesehen würden".

Regen-ins-Gesicht hatte Esterhazy am vergangenen Morgen verlassen, davon hatte ich mich überzeugt, denn sein Schlitten war verschwunden, als ich von meinem Hotelzimmer aus nach dem Hofe schaute. Wann der Stelzfuß Esterhazy verlassen, war mir unbekannt. Zu Gesicht bekommen hatte ich ihn nach den Ereignissen der Nacht nicht mehr.

In seiner Unterhaltung mit dem Hotelbesitzer hatte Regen-ins-Gesicht erklärt, daß er den Whisky aus einer Entfernung von zwanzig Meilen nach Esterhazy bringe. Das konnte das Indianerdorf bedeuten, das meiner Schätzung nach ungefähr so weit von Esterhazy entfernt war, oder auch den Ort, wo er seinen Mondscheinwhisky herstellte. Eine Strecke von zwanzig Meilen hatte er, Weg und Gegend in Betracht gezogen, ohne die Pferde übermäßig anzustrengen, bis gestern nachmittag zurücklegen können. Es handelte sich jetzt darum, ob er gestern in der Reservation eingetroffen war. In diesem Falle konnte sein heutiger Ausflug, von dem ich ihn eben hatte zurückkehren sehen, einen ganz unverfänglichen Zweck haben. Oder befand er sich erst jetzt auf dem Wege nach der Reservation? Dann war zehn gegen eins zu wetten, daß er mit den leeren Fässern, die er in Esterhazy aufgeladen, sich nach seiner geheimen Whiskydestillation begeben und dort auch die Nacht zugebracht hatte — und damit war die Richtung entschieden, in der ich nach dieser zu suchen hatte.

Die letztere Annahme war die wahrscheinlichere. Darauf deutete schon die Anwesenheit des Stelzfußes hin, der seinen Freund und Genossen dahin begleitet hatte. Eine sichere Beantwortung dieser Fragen konnte ich aber erst in der Reservation erhalten.

Der Schlitten des Indianers war mir kaum aus dem Gesicht gekommen, als ich ihm zu folgen begann. Ich mußte auf eine Wanderung von mehreren Meilen gefaßt sein und hatte keine Neigung, später in dem Indianerdorfe einzutreffen als unbedingt nötig war.

Der Weg wand sich in unaufhörlichen Krümmungen dahin. Da er aber von allen Hindernissen frei war, konnte ich wenigstens rüstig ausschreiten. Die Ufer wurden allmählich niedriger, und als ich etwa zwei Meilen gewandert war, hörte ich ganz in der Ferne das wütende Gekläff von Hunden. Es zeigte mir an, daß Regen-ins-Gesicht das Dorf erreicht hatte.

Nach einer Viertelstunde hatte meine Wanderung ebenfalls ihr Ende erreicht, wie mir eine Anzahl pyramidenförmiger schwarzer Schatten auf dem rechten, hier ganz flach abfallenden Ufer, aus denen manchmal Lichtschimmer blinkte, verriet. Ich hatte kaum das Ufer zu ersteigen begonnen, als auch bereits von allen Seiten her die Meute der in jedem Indianerdorf in Überzahl gehaltenen Hunde auf mich losstürzte und mit einer Wut um mich herumbellte, die nur noch von ihrer Feigheit und Hinterlist übertroffen wurde. Aus jedem Tipi schienen einer oder mehrere herauszuschießen, da ihnen das Gekläff ihrer Kameraden anzeigte, daß sich da draußen etwas Ungewöhnliches ereignete — der Besuch eines Fremden, eines Weißen. Ich hatte diese Indianerhunde in den Städten des Westens häufig genug beobachtet, wie sie auf den freien Plätzen unter den Wagen ihrer Herren lagen, die sie bewachen sollten, wie sie aber jedesmal mit eingekniffenem Schwanze davonrannten, wenn jemand sich ihnen auf zehn Schritt näherte. Hier dagegen fühlten sie sich offenbar „zu Hause", und einige waren so verwegen, nach meinen Beinen zu schnappen. Erst

als ich meine Schneeschuhe ausgiebig als Waffe gebrauchte und eine Anzahl mit kläglichem Geheul, das zu der empfangenen Tracht Prügel in gar keinem Verhältnis stand, wieder nach Hause gesandt hatte, hielten sich die übrigen in etwas respektvollerer Entfernung.

Ich war in der Nähe des ersten Tipi angelangt, das etwas getrennt von den anderen stand. Die übrigen bildeten, in zwei Reihen stehend, eine Art Straße, die aber erst wenigstens zweihundert Schritt von dem ersten Tipi begann.

Ich schloß daraus, daß dies das Zelt des Medizinmannes war, das in der Regel abseits von den anderen steht. Den großen ledernen Kräutersack zu sehen, der an einer Stange vor den Tipis der indianischen Medizinmänner hängt, verhinderte mich die Dunkelheit. Vielleicht hatte Schi-pi-ku-pi-neß ihn auch bei Einbruch der Nacht hereingenommen.

Plötzlich schrak ich zusammen.

Dicht vor mir in der Dunkelheit stand regungslos die Gestalt eines Indianers, der mein Herankommen beobachtet haben mußte, ohne die geringste Bewegung zu machen.

„Ist das der Siouxkamp?" fragte ich ihn, obwohl ich mich darüber kaum im Zweifel befand.

Es dauerte eine ganze Weile, bevor ich Antwort erhielt. Der Indianer stand in seine Decken gehüllt, und wenn ihn meine Anwesenheit überraschte, so gab er das wenigstens in keiner Weise zu erkennen.

„Was du wollen?" fragte er endlich.

„Seit wann ist es bei den Sioux Sitte, einen Fremden, der in kalter Winternacht ihren Kamp betritt, zu fragen, was er will? Was kann er wollen, als einen Platz am Feuer und eine Mahlzeit?"

Es dauerte wieder eine geraume Zeit, bevor ich Antwort

erhielt. Dann deutete seine Hand nach einem Tipi in der gegenüberliegenden Reihe, aus dem, wie aus den meisten anderen, an einigen Stellen Licht schimmerte.

„Du gehen dort!"

Ich wußte jetzt, daß es der Medizinmann selbst war, auf den ich hier so plötzlich gestoßen war, denn kein anderer Indianer im Kamp würde einen Fremden, der Obdach suchte, nach einem anderen Tipi verwiesen haben. Die Medizinmänner nehmen aber in dieser, wie in vielen anderen Beziehungen eine Ausnahmestellung ein, tun außerordentlich geheimnisvoll und wichtig, und leben selbst im eigenen Kamp ziemlich isoliert. Das hilft ihnen wesentlich, ihren Nimbus aufrechtzuerhalten.

„Bist du der Muskick-ki-wi-ni-ni?"

Keine Antwort.

„Ich besuche dich morgen. Ich bin ein weißer Muskick-ki-wi-ni-ni, ein Freund von Dead Body, und ich habe so viel von den Künsten des Schi-pi-ku-pi-neß gehört, daß ich ihn aufsuchen wollte, um zu sehen, ob ich nicht einiges von ihm lernen kann."

Welchen Eindruck diese Bemerkung auf den roten Schuft machte, war nicht zu erkennen. Die Gestalt blieb regungslos wie zuvor. Bei der Eitelkeit der Indianer aber, die sich besonders bei den Medizinmännern durch die ehrfürchtige Scheu, die sie ihren Stammesgenossen einflößen, meist zu einer kolossalen Einbildung auswächst, war es sicher, daß auch die plumpste Schmeichelei hier gute Aufnahme finden würde.

Es war indessen nicht indianische Gewohnheit, das irgendwie zu erkennen zu geben, und da ich mich nach meiner langen und beschwerlichen Wanderung jetzt tatsächlich nach einer warmen Mahlzeit und einem Platz am Feuer sehnte, so hatte ich einstweilen keine Lust, eine Unterhaltung fortzusetzen, bei der die

Würde des einen Teils verlangte, daß er seine Antworten immer erst in Pausen gab.

Ich wandte mich daher ab und lenkte meine Schritte dem angedeuteten Tipi zu, vor dem ich mich der Sitte gemäß durch ein lautes „Hello!" bemerkbar machte. Dann hob ich die Decke auf, welche die Eingangsöffnung verschloß, und schlüpfte, mich tief bückend, in das Innere.

Es war ein geräumiges, bequemes Zelt, frisch und rein gehalten. Die Wände bestanden freilich nicht aus Tierhäuten, wie in früheren Zeiten, sondern aus geteertem Segeltuch, das die Hudsons-Bay-Kompanie oder irgendein Store in den Ansiedelungen geliefert haben mochte, zweifellos als Bezahlung für eine reichliche Menge Seneggawurzeln, die eine so wichtige Rolle auf dem Gebiete der amerikanischen Patentmedizin spielen und von den Indianern und weißen Trappern in den Sommermonaten, wo die Jagd sie nicht in Anspruch nimmt, eingesammelt werden.

In der Mitte des Tipis brannte ein Feuer, dessen Rauch durch eine an der windfreien Seite geöffnete Klappe in der Spitze des Zeltes seinen Abzug fand. An den Seiten befanden sich zwei Lagerstätten, und an den Wänden hingen neben einer Anzahl mit Perlen und Stachelschweinskielen besetzten Zieraten eine Anzahl Moschusratten- und Minkfelle, die den gegenwärtigen Erwerbszweig der Bewohner des Tipis andeuteten.

Diese letzteren waren niemand anders als das alte Indianerweib mit ihrem stummen Sprößling, die ich ein paar Tage zuvor auf dem Trail getroffen. Sie saßen beide am Feuer auf der Erde, die sehr sauber mit Tannennadeln bestreut war. Der Junge war beschäftigt, eine Anzahl Patronen für eine doppelläufige Schrotflinte von ganz veraltetem System, die neben

ihm lag, zu füllen, während die Alte Glasperlen auf einen hirschledernen Mokkasin nähte.

Beide blickten bei meinem Eintritt auf. Sie mochten mich wohl schon an meiner Stimme erkannt haben, denn bevor ich noch meinen Pelzkragen herabgeschlagen hatte, las ich einen freundlichen Empfang auf ihren Gesichtern.

„Ta-tawa!"*) begrüßte sie mich, indem sie aufstand und mir nach indianischer Sitte die Hand reichte.

Das gleiche tat der Junge, und seine Augen wichen nicht von mir, als ich meinen Pelz abnahm, zusammenlegte und mich darauf, ihn als Sitz benützend, am Feuer niederließ.

Die Sitte hätte es nun eigentlich erfordert, daß Gast und Wirt sich einige Minuten schweigend gegenübergesessen und ihre Pfeifen geraucht hätten. Da aber hier kein Mann vorhanden war und ich keine Pfeife besaß, suchte ich dieser Sitte durch eine Zigarette gerecht zu werden, die ich mir am Feuer anzündete, während die alte Indianerin, ohne ihrem Gast durch irgendwelche neugierige Fragen lästig zu fallen, dem Jungen einen Kessel reichte, mit dem dieser, gewandt wie ein Aal, aus dem Tipi schlüpfte. Im nächsten Augenblick war er auch schon wieder zurück, den Kessel mit Schnee gefüllt.

Ohne eine weitere Weisung, die auch überflüssig war, abzuwarten, hing er ihn an den Haken eines Drahtes, der von der Decke des Tipis herab über dem Feuer hing.

Währenddessen brachte die Alte eine Blechdose und eine gefüllte Schweinsblase zum Vorschein. Aus der ersteren entnahm sie eine Handvoll getrockneter Kräuter, die ich als Wintergrün (Gaultheria procumbens) erkannte, ein Kraut, aus dem nicht nur von den Indianern, sondern vielfach auch von den

*) Hier ist Raum für dich! Gewöhnliche indianische Begrüßung.

Weißen ein recht wohlschmeckender Tee bereitet wird. Diese Kräuter tat sie in eine Schale. Darauf füllte sie eine andere ungefähr zum dritten Teil mit Pemmican, den sie der Schweinsblase entnahm. Als das Wasser dann zum Sieden gelangt war, goß sie beide Schalen voll und setzte sie mit einem Löffel neben mich auf die Erde.

„Kas-pu!"**)

Noch immer schweigend ließ sie sich dann auf der gegenüberliegenden Seite des Feuers nieder, während der Junge sein Gewehr nebst Munition beiseite räumte, um mich dann von seinem Platze am Feuer aus mit Blicken stiller Bewunderung zu beobachten. Aus Respekt vor dem Gaste würde die Alte das Schweigen auch nicht gebrochen haben, bis dieser die ihm gereichte Mahlzeit verzehrt, wenn ich nicht selbst voll Ungeduld das Wort ergriffen hätte, um mir Klarheit über das, was mich hierhergeführt, zu verschaffen.

„Ist Minnehaha nach dem Kamp zurückgekehrt?"

„Ja — sie kam gestern."

„Hast du mit ihr gesprochen?"

„Ja."

„Was sagte sie?"

„Sie hätte unrecht getan, aus dem Kamp wegzulaufen."

„Das war aber doch nicht alles," drängte ich, „was hat sie noch mehr gesagt?"

„Eine Sioux gehöre zu ihrem Volke."

„Aber du weißt doch, daß Regen-ins-Gesicht ihr nachstellt und sie zur Squaw haben möchte."

„Weiß ich."

„Was sagte sie darüber?"

**) „Kas-pu" = Wohl bekomm's.

„Nichts."

„Und wo ist sie jetzt? — Bei ihrer Mutter?"

„Ja."

„Denkst du, daß ich sie morgen dort aufsuchen kann?"

„Kannst du."

„Noch eins, hast du Regen-ins-Gesicht gestern oder heute gesehen?"

„Nein. War nicht im Kamp."

Das genügte. Ich hatte ihn also sicher angetroffen, als er von seiner geheimen Whiskydestillerie zurückkam.

Die kurze Unterhaltung war in der Siouxsprache geführt worden. Ich beherrschte diese zwar noch lange nicht vollständig, aber für eine einfache Unterhaltung reichten meine Kenntnisse aus.

Die Mitteilungen der alten Indianerin hatten mich von einer großen Sorge befreit. Minnehaha war in Sicherheit, und von Regen-ins-Gesicht wußte ich genug, um ihn in gehöriger Entfernung von ihr zu halten. Ich war mir nur noch nicht darüber klar, ob ich von meiner halben Kenntnis der Tatsachen schon Gebrauch machen oder lieber warten sollte, bis ich alle Beweise in Händen hatte.

Mit vollem Appetit machte ich mich jetzt über meine Mahlzeit her. Der Tee war ausgezeichnet, und der zu einem dicken Brei verrührte Pemmican in Verbindung mit einigen Biskuits, die ich noch übrig behalten und christlich mit dem Indianerjungen teilte, war gerade die Speise, die man sich nach einer so langen, mit halbem Fasten verbundenen Wanderung wünschen mußte.

Während ich mit meiner Mahlzeit beschäftigt war, hatte mir die Indianerin aus ein oder zwei wollenen Decken und einigen Wolfsfellen ein Lager zurechtgemacht, und nachdem ich noch

eine Zigarette geraucht und einige weitere nicht sehr erfolgreiche Anläufe zu einer dürftigen Unterhaltung gemacht hatte, streckte ich mich, meinen Pelz als Decke benützend, auf diesem Lager aus und fiel auch schon nach wenigen Minuten in einen tiefen Schlummer. — —

Als ich am andern Morgen erwachte, waren die Vorbereitungen zu einem frugalen Frühstück bereits im vollen Gange. Das Feuer brannte lustig und hell, genährt durch die harzduftenden Holzscheite, die der Junge von draußen herbeischleppte.

Das Frühstück bestand aus Wintergrüntee, gebratenem Fisch und einer Anzahl kleiner Kuchen, die, hauptsächlich wohl zu Ehren des Gastes, auf einer schwarzen Blechplatte über dem Feuer gebacken worden waren.

Es war eine ganz behagliche Wärme in dem Tipi, und in der Tat beginnen diese erst bei einer Kälte von vierzig Grad unter Null ungemütlich zu werden. Nach einer etwas flüchtigen Toilette und einem etwas weniger flüchtigen Frühstück trat ich hinaus ins Freie, um ein wenig Umschau im Dorfe zu halten. Obwohl es noch früh und ziemlich dunkel war, wurde es im Kamp doch bereits lebendig. Aus dem Tipi des Medizinmannes schossen drei oder vier seiner verwahrlosten Köter, die sich erst ein wenig unter sich herumbalgten, dann aber, als sie mich erblickten, mit einem Gekläff auf mich losstürzten, das im Augenblicke das ganze übrige Hundegesindel herbeirief.

Der kleine Stumme war aber, als ich im Begriff stand, aus dem Zelte zu treten, aufgesprungen und hatte mir einen Knüppel in die Hand gedrückt. Wenn er auch stumm war, seine Intelligenz war scharf genug, und im Fischfang, Fallenstellen und der Jagd suchte er, wie mir seine Mutter am Abend nicht ohne Stolz erzählt hatte, seinesgleichen.

Auch sein Gehör war ganz normal. Daß der Fremde von der Hundemeute des Dorfes arg belästigt werden würde, war ihm sofort klar gewesen, und er hatte mich daher mit dem geeignetsten Mittel versehen, mich gegen die Plage zu wehren.

Einige Drohungen mit dem Knüppel genügten auch, mir die verhungerte Gesellschaft vom Leibe zu halten. Aus den verschiedenen Zelten kamen jetzt auch die Bewohner zum Vorschein, Kinder und Erwachsene.

Auch der Medizinmann erschien vor seinem Tipi und hing seinen Kräutersack heraus. Gesehen mußte er mich haben, aber er nahm keine Notiz von mir, sondern verschwand gleich darauf wieder im Innern.

Von den übrigen Indianern kamen einige auf mich zu und reichten mir die Hand, und da ich wußte, daß ich eine Art „Cour" würde abhalten müssen, begab ich mich mit ihnen in das Zelt zurück, wo sich denn auch nach und nach sämtliche Männer des Kamps und auch einige Frauen einfanden. Alle reichten mir die Hand zum Willkommen und setzten sich auf die Erde, mir zur Ehre eine Pfeife rauchend. Die Unterhaltung war nicht übermäßig lebhaft und beschränkte sich in der Hauptsache auf die Fragen, wo ich herkomme und was mich nach dem Kamp geführt habe.

Meinen wahren Grund anzugeben, hielt ich nicht für angezeigt. Die Angabe, daß ich vom Wege abgekommen und zufällig auf den Kamp gestoßen sei, erschien mir auch nicht ratsam, denn Regen-ins-Gesicht würde sicher dafür sorgen, daß niemand an einen solchen Zufall glaubte. Er wußte jetzt zweifellos ebenfalls, daß Minnehaha nach dem Kamp zurückgekehrt war, und daß er mein Hiersein damit in Verbindung bringen würde, war sicher. Durch eine Angabe, deren Glaub-

würdigkeit nur eine kurze Zeit vorhielt, hätte ich mich also nur verdächtig gemacht.

Ich erklärte ihnen daher, daß ich von Dead Body und anderen soviel über die Künste ihres Medizinmannes gehört hätte, daß ich als weißer Medizinmann gekommen sei, um zu sehen, ob ich nicht einiges davon erfahren könne. Das war wenigstens keine Unwahrheit, wenn es auch nicht die volle Wahrheit war, und es schien ihnen zu gefallen, daß ein Mitglied ihres Stammes einen so weit verbreiteten Ruf genoß.

Der Vormittag war weit vorgeschritten, bevor mich der letzte Besucher verließ. Ich hatte ihnen allen einen Gegenbesuch in ihren Tipis versprochen, schon um deswillen, damit mein Besuch in Minnehahas Tipi nicht zu sehr auffallen sollte.

Hatte sie gehört, daß ich mich im Kamp befand?

Jedenfalls, denn es war sicher, daß die überraschende Neuigkeit von der Anwesenheit eines weißen Medizinmannes im Kamp von Zelt zu Zelt geflogen war und überall den Gesprächsgegenstand bildete.

Ich war ungeduldig, das Mädchen zu sehen, da mein ganzes Verhalten und schließlich auch mein Verweilen im Kamp sich danach richten mußte. Die alte Indianerin hatte mir die Lage des Zeltes beschrieben, ich hielt es aber für richtiger, erst noch ein paar andere zu besuchen, bevor ich meine Schritte auf dieses zulenkte. Nachdem ich mich wieder durch das übliche „Hello!" angemeldet, hob ich ohne weitere Zeremonie die Decke des Eingangs und trat in das Innere.

Es war ebenfalls ein geräumiges und sehr sauber gehaltenes Zelt, nur durch eine Menge Perlenarbeiten und andere Zieraten, in denen ich die Hand Minnehahas zu sehen glaubte, viel anheimelnder gemacht als alle übrigen, die ich bisher gesehen.

Wenn ich aber darauf gerechnet hatte, Minnehaha hier zu finden, so sah ich mich in meiner Erwartung getäuscht.

Auf einer der zwei Lagerstätten, die das Tipi enthielt, hockte eine Indianerin von etwa vierzig Jahren, von guter Figur und ziemlich intelligentem Gesichtsausdruck, der durch ein paar schräg gemalte gelbe Streifen nicht beeinträchtigt wurde. Bekleidet war sie mit einem roten Rock, um dessen Saum ein breiter, schwarzer Streifen lief. Brust und Schultern waren in ein buntgesprenkeltes Tuch gehüllt, und die Füße steckten in einem Paar mit Perlen benähter Hausmokkasins. Das lange schwarze Haar war in der Mitte gescheitelt und hing in zwei sauber geflochtenen Zöpfen über die Schultern.

Sie blickte auf bei meinem Eintritt, aber ohne ein Zeichen von Überraschung.

„Wo ist deine Tochter?" fragte ich nach der ersten Begrüßung.

Es dauerte eine Weile, ehe sie antwortete.

„Nicht hier", erwiderte sie dann, und fügte nach einer weiteren Pause hinzu: „Was willst du von ihr?"

„Ich bin der weiße Medizinmann, der ihren Fuß geheilt hat."

Das schien keine genügende Auskunft zu sein, denn es löste keine Antwort aus.

„Wo ist Minnehaha?"

„Fort."

„Ist sie nicht im Kamp?" fragte ich überrascht.

„Nein."

„Aber ich hörte doch, sie sei hier."

„Von wem du gehört?"

Der Ton, den sie angeschlagen hatte, machte es mir klar, daß ich hier auf kein freundliches Entgegenkommen zu rechnen hatte. Sie handelte offenbar nach Anweisung, und es war nicht schwer, deren Quelle zu erraten.

„Never mind", entgegnete ich daher. „Ich habe gehört, daß sie gestern hier war."

„Gestern? — Pschah! Du nicht gehört, sie heute hier? Haben du?"

Sie bediente sich jetzt auf einmal der englischen Sprache, des Pitschin-Englisch, als ob der Gebrauch ihrer eigenen Sprache eine Vertraulichkeit wäre, die sie unwillig war, mir zuzugestehen.

„Wo ist sie, wenn sie doch gestern hier war?" fragte ich nun ebenfalls auf englisch.

„Weiß nicht. — Warum du kommen hier?"

„Ich wollte sehen, wie es ihr geht."

„Gut. — Nun du können wieder gehen."

Ein deutlicher Hohn klang aus ihren Worten heraus, aber es schreckte mich nicht ab.

„So schnell wirst du nicht mit mir fertig", erwiderte ich. „Es handelt sich nicht nur um Minnehahas Fuß. Sie hat mir auch noch einiges andere erzählt. Es scheint mir, daß sie eines Schutzes bedarf, den die Mutter ihr nicht gewährt."

„Was du meinen?"

„Ich meine," entgegnete ich, nun endlich ungeduldig werdend, „daß sie gezwungen werden soll, die Squaw eines Mannes zu werden, den sie nicht mag, eines Mannes, der nur Schande bringt über den Stamm der Sioux, und der nächstens im Gefängnis sitzen wird."

Sie verlor jetzt doch etwas ihre stoische Ruhe.

„Minnehaha deine Tochter?" fragte sie mit einem schärferen Ton.

„Nein."

„Mebbiso, du ein Sioux?"

„Sicher nicht."

„Dann du besser gehen zurück, woher du gekommen. Sioux nicht mischen in Sachen von Weißen — Weiße sollen nicht kümmern um Sioux."

Damit stand sie auf und begann, mir den Rücken zudrehend, sich mit einigem Kochgeschirr zu beschäftigen, ein nicht mißzuverstehendes Zeichen, daß sie die Unterhaltung für beendet ansah.

Irgendein Versuch, diese fortzusetzen, erschien zwecklos. Ich verließ sie deshalb, ohne noch irgendwelche weitere Bemerkung an sie zu verschwenden, und kehrte, völlig ungewiß darüber, was ich weiter tun solle, nach dem Tipi zurück, in dem ich so bereitwillig Gastfreundschaft gefunden.

Als ich der alten Indianerin den Erfolg meiner Mission berichtete, schien sie überrascht, sagte aber nichts weiter als: „Schi-pi-ku-pi-neß."

Das bestätigte die Vermutung, die ich mir selbst bereits gebildet hatte. Denn daß Minnehaha verschwunden sei, weil sie von meiner Ankunft gehört hatte und mir ausweichen wollte, konnte ich mir nicht gut denken. Welchen Grund hätte sie dafür gehabt?

„Was ist deine Meinung?" fragte ich. „Wohin kann man das Mädchen gebracht haben? Oder glaubst du, daß sie sich noch im Kamp befindet?"

„Weiß nicht", war die nachdenkliche Antwort.

Sie warf dabei einen Blick auf den Jungen, den dieser mit einem kurzen Nicken des Kopfes erwiderte. Nach dem Mittagessen, bei dem wieder gebratener Fisch die Hauptrolle spielte, schlüpfte er aus dem Zelte.

Er war noch nicht zurückgekommen, als ich es nach einiger Zeit auch wieder verließ, um Schi-pi-ku-pi-neß meinen versprochenen Besuch abzustatten.

Es war ein prächtiger klarer Wintertag, als ich, über den gefrorenen, unter den Schritten klingenden Schnee schreitend, mich dem Tipi des Medizinmannes zuwandte. Die Schneedecke glitzerte im goldenen Sonnenschein, und die Tipis und ein dahinterliegendes größeres Haus, das ich vorher nicht bemerkt hatte, und das, wie ich vermutete, das Versammlungshaus des Stammes war, warfen blaue, wunderbar abgetönte Schatten.

Das Zelt des Medizinmannes war wie mehrere andere über dem Segeltuch noch mit einer Anzahl Tierfellen behangen. Der Platz über dem Eingang war aber frei und zeigte das Pa=wa=kun des Bewohners, eine braune Wolke mit einem gelben Zickzack, das zweifellos einen Blitz darstellen sollte. Diese Pa=wa=kuns findet man fast über jedem Tipieingang, und wenn sie auch hauptsächlich in dem Glauben angebracht sind, dem Bewohner dadurch den Schutz dieser besonderen Naturkraft zu sichern, so dienen sie dem Eingeweihten auch gleichzeitig gewissermaßen als Namensschild.

Neben dem Pa=wa=kun tragen die Tipiwände Darstellungen hervorragender Ereignisse aus dem Leben des Besitzers. In dem gegenwärtigen Falle waren diese aber durch die jetzt darüberhängenden Felle verdeckt, und so blieb ich leider unbekannt mit vielen der großen Taten, die der Braune Donner im Leben vollbracht hatte. Das Pa=wa=kun wird aber niemals verdeckt. Das verbietet die Ehrfurcht vor der geheimnisvollen Naturkraft.

Die Zeichnung derselben braunen Wolke mit dem Blitz trug auch der Medizinsack, der an einer schräg angebundenen Stange ging und von der frischen Winterbrise in leichter Bewegung gehalten wurde.

Schi=pi=ku=pi=neß schien seinen ärztlichen Beruf mit seiner

Squaw gemeinsam auszuüben, denn als ich nach dem erforderlichen Anruf das Tipi betrat, sah ich beide mit dem Sortieren von Wurzeln und Kräutern beschäftigt. Der Anruf wäre übrigens kaum nötig gewesen, denn die Leibgarde seiner Hunde hatte mich bereits angemeldet.

Es scheint eine Gewohnheit fast jedes indianischen Medizinmannes zu sein, stets eine ganze Sammlung dieser an Frechheit und Nichtsnutzigkeit kaum noch zu übertreffenden Köter zu halten, so daß es immer eine ziemliche Beherztheit und einen derben Knüttel erfordert, sich ihrer Behausung zu nähern. Das Schlimmste dabei ist die völlige Gleichgültigkeit, mit der ein solcher indianischer Heilkünstler die Not seiner Besucher mit ansieht. Erst im letzten Augenblick, wenn dieser tatsächlich in Gefahr steht, von den vierbeinigen Scheusalen in Stücke gerissen zu werden, entschließt er sich, dazwischenzufahren.

Schi-pi-ku-pi-neß und seine Squaw saßen auf ihren Lagerstätten.

Er trug enge hirschlederne Beinkleider mit breiten bunten Streifen, welche die reichliche Krümmung seiner Beine deutlich erkennbar machten, und ebensolche Mokkasins. Der Oberkörper war mit einer Lederjacke bekleidet, deren Nähte mit Fransen aus dem gleichen Material besetzt waren. Das schwarze Haar war in ruppig aussehende Zöpfe geflochten, und das Haupt schmückte ein hoher Stutz von Adlerfedern. Sein Gesicht war eine echte Sioux-Physiognomie, unförmlich groß, mit Hakennase und dicken Lippen.

Die Squaw trug einen weiten blauen Rock, mit einem roten Streifen am Schweif, eine weitärmlige Bluse, die aber zum Teil unter einem bunten Brusttuche verborgen war, und als besonderen Luxus eine Art breiten Schal aus Stachelschweinkielen, deren kleinere wie ein flacher Kragen um den Hals

liefen, während die aneinandergereihten großen in einem breiten Streifen bis nach unten fielen. Der Kopf mit dem augenscheinlich nur mit den Fingern gekämmten Haar war unbedeckt, und die Füße steckten in hohen pelzgefütterten Mokkasins. In bezug auf das Gesicht hatte sie vor dem Herrn Gemahl nichts voraus. Es zeigte den weiblichen Siouxtypus, dessen Gesichtsform kurz und breit ist.

Sie waren beide offenbar auf Besucher vorbereitet, denn wenn ihre Tracht auch nicht volle Gala war, so gehörte der Federstutz des Mannes wie die Stachelschweinsrobe der Frau doch keineswegs zur gewöhnlichen Haustracht. Ich nahm daher an, daß ich zur regelmäßigen Sprechstunde kam.

Der Fußboden war reinlich mit Heu bedeckt, und an den Wänden hingen eine Anzahl Kräuterbündel und das ärztliche Instrumentarium, das der Hauptsache nach aus einem reichlich großen Si-si-quan (Medizinknarre), sowie einer abscheulichen Maske mit Hörnern bestand. Die Anwendung dieser Instrumente ist aus der Mode gekommen, die älteren Indianer glauben aber noch fest an ihre Wirksamkeit.

Kräuter und Wurzeln lagen auch auf der Erde um die beiden Heilkünstler herum, zum Teil waren sie bereits zu kleinen Bündeln geformt, in weiches Hirschleder gewickelt. Die Außenseite des Leders war mit verschiedenen Farben bemalt, so daß sie leicht voneinander unterschieden werden konnten. Blaue, rote und gelbe Streifen an den Bündeln bezeichneten sie als Magenkräuter, Rheumatismuskräuter oder Kräuter gegen Kopfschmerzen.

Meine Begrüßung wurde von den beiden „Kollegen" freundlich genug erwidert, und sie standen auch auf und reichten mir die Hände, eine Höflichkeit, die ich von ihnen kaum erwartet hatte.

Bevor wir zu einer lebhafteren Unterhaltung kamen, mußte erst das übliche Rauchopfer dargebracht werden. Meinerseits bestand es in einer Zigarette, der Braune Donner dagegen brachte aus irgendeinem Winkel — denn solche gibt's auch in den runden Tipis, da durch quer gehangene Draperien verschiedene Abteilungen geschaffen sind, durch die besonders auch die Lagerstätten voneinander getrennt werden — eine Pfeife von merkwürdiger Form hervor. Es war geradezu ein Kunstwerk, dessen Herstellung bei dem Mangel aller geeigneten Werkzeuge ungemein viel Mühe gekostet haben mußte. Der Kopf war einfach aus einem Astwinkel der wilden Kirsche geschnitzt und ausgehöhlt, das Bemerkenswerteste daran aber war das lange, aus einem einzigen Stück rotem Sandstein bestehende Rohr, das in gleichmäßigen, glatt polierten Spiralen bis zum Mundstück verlief.

Die Füllung bestand aus Tabak und dem getrockneten Mark der roten Weide, die Schi-pi-ku-pi-neß aus zwei Blechbüchsen hervorholte und sorgfältig untereinandermischte. Er hatte in dieser Beziehung der modernen Kultur augenscheinlich erst ein halbes Zugeständnis gemacht und dem getrockneten Weidenmark in der Zeit, als es für den roten Mann nur selten Tabak gab, so viel Geschmack abgewonnen, daß er es auch jetzt noch nicht vollständig aufgeben mochte.

„Dead Body, den ich oft in Southey getroffen, hat mir von dir erzählt", leitete ich das Gespräch ein. „Du hast ihn ja gut zusammengeflickt. Er sagte mir, du seiest ein weiser Mann, von dem ich noch viel lernen könne."

Er tat erst verschiedene Züge aus seiner Pfeife, bevor er sich zu einer Antwort herbeiließ.

„Wo kommst du her?" fragte er dann.

„Von über dem Wasser", entgegnete ich.

„Haben die Muskick-ki-wi-ni-ni in deinem Lande die Gewohnheit, jedem ihre Geheimnisse preiszugeben?"

„Sicher," erwiderte ich. „Wir wollen dem Kranken helfen. Und wenn der eine etwas entdeckt hat, sagt er es deshalb allen anderen."

Eine derartige Auffassung der Dinge schien ihm unverständlich zu sein.

„Dann sind wir Indianer anders. Wir behalten unsere Geheimnisse für uns. Die Kranken sollen zu uns kommen — und nicht zu den andern gehen."

Er blies wieder einige Rauchwolken vor sich hin.

„Wie kann dann jemand bei euch Muskick-ki-wi-ni-ni werden, wenn ihr ihm eure Künste nicht lehrt?" fragte ich weiter.

„Er kommt als Schüler zu uns — und bezahlt dafür."

Das war's also. Ich hatte längst gemerkt, worauf die Redereien des alten Gauners hinausliefen. Ich griff deshalb in meine Tasche und holte eine Zehndollarnote heraus, die ich ihm reichte.

„Ich habe natürlich nicht erwartet, daß ein so weiser Mann wie du seine Geheimnisse umsonst preisgeben wird," erklärte ich ihm dabei. „Hier ist ein Anfang. Ich habe noch mehr von der Sorte."

Er nahm die Banknote und betrachtete sie genau, bevor er sie in die Tasche seiner Lederhose schob. Daß er seine Mitteilungen genau nach dem Werte der erhaltenen Summe abschätzen würde, war mir klar. Aber an seinen sogenannten Geheimnissen lag mir gar nichts, denn ich war sicher, daß mir die meisten überhaupt keine Geheimnisse waren, und wenn er vielleicht auch Kräuter anwandte, die mir nicht bekannt waren, so kannte ich wieder andere, deren Wirkung von der

der seinigen sicher nicht übertroffen werden konnte. Ich hatte bereits einige, die an den Zeltpfählen hingen und auf dem Boden lagen, erkannt. Es waren die bekannte Witch-Hazel (Hamamalis), dann die Ginsengwurzel, welcher der Aberglaube alle möglichen Wirkungen beimißt, das Fußblatt (Rhizoma podophilli) und ein anderes, der Familie der Bryoniae angehörendes Kraut, dessen Namen ich nicht kannte, von dem ich aber wußte, daß es ein Harz enthält, das einige Stunden nach dem Genuß fürchterliche kolikartige Schmerzen im Unterleibe hervorruft.

„Was willst du wissen? Frage!" entgegnete er dann.

Ich war entschlossen, ihn nur über Dinge zu befragen, deren Mitteilung er mit zehn Dollar als reichlich bezahlt erachten mußte, denn mir lag mehr daran, mit ihm auf einen guten Fuß zu kommen, als an irgend etwas anderem. Ich fragte ihn daher zunächst, wie die Medizinmänner der Sioux ihre Kunst erlernen.

Obwohl die Indianer in der Regel eine stoische Schweigsamkeit üben, die bei ihnen aber weder Natur noch etwa das Resultat langsamen Denkens ist — denn sie zeigen in den Versammlungen oft recht beachtenswerte rhetorische Künste — so ließ sich auch Brauner-Donner unter dem befreienden Einflusse von zehn Dollars herbei, mir ziemlich im Zusammenhange zu erzählen, daß dies keineswegs eine private Abmachung zwischen Lehrer und Schüler sei, sondern daß die Aufnahme der letzteren mit einigen kleinen Abweichungen unter denselben Zeremonien erfolge, wie bei meinen Freunden, den Kris, bei denen ich bereits einmal einer solchen Feier beigewohnt hatte.

Sie wird von den Indianern Medizintanz oder auch Hundefest (Mi-ta-win) genannt und findet in der Regel im Sommer

statt, weil sie in einer großen, aus Bäumen und Baumzweigen errichteten Hütte abgehalten wird. Diese hat gewöhnlich die Form eines langgestreckten Dreiecks mit einer Eingangsöffnung an beiden Enden. Weitere Öffnungen befinden sich im Dach, um dem Rauch des Feuers Abzug zu gewähren, das in der Mitte angezündet wird.

Gewöhnlich wird die Feier von den Medizinmännern veranstaltet, und andere Indianer nehmen nur selten teil daran, obwohl ihre Anwesenheit nicht unbedingt ausgeschlossen ist. Die neuen Aspiranten für den Beruf eines Muskick-ki-wi-ni-ni, Frauen wie Männer, haben vorher über eine Lehrzeit mit einem der älteren Jünger dieser Kunst zu verhandeln und dafür je nach dem Rufe, den dieser sich zu schaffen verstanden hat, zu zahlen.

Bei Beginn des Festes wird ein großes Feuer in der Mitte des Versammlungshauses angezündet, und auf einer Seite, gewöhnlich nahe dem Eingang, nehmen eine Anzahl Frauen und Männer Platz, welche die Musik zu liefern haben. Diese besteht aus Trommelschlag und Gesang, bei dem sich die merkwürdig schrillen, aber angenehm abgetönten Stimmen der Frauen keineswegs unharmonisch mit den tieferen der Männer mischen.

Jeder der Tänzer ist im Besitze eines kleinen ausgestopften Tieres, wie Nerz oder Wiesel, das am Ende eines langen dünnen Stockes befestigt ist, und während sie um das Feuer herumtanzen, fahren sie den Umsitzenden mit diesen Medizin-Amuletten ins Gesicht. Die Zuschauer beobachten die Bewegungen der Tänzer mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, und sobald einer von diesen ihr Gesicht mit seinem Fetisch berührt, beugen sie das Haupt als Gegenzauber gegen die üblen Wirkungen, die der Fetisch sonst unfehlbar auf sie ausstrahlen würde. Sie

glauben bestimmt, daß sich bald ein fester Knoten in ihrem Halse bilden würde, wenn sie das Haupt nicht neigten. Und diese Geschwulst würde dann wachsen und wachsen und schließlich den Tod des Behexten herbeiführen. Unter diesen Umständen ist die Spannung, mit der die Zuschauer die Bewegungen der Tänzer verfolgen, erklärlich.

Die rücksichtsvolleren Tänzer machen von dieser Übung nur selten Gebrauch. Aber die älteren Medizinmänner und diejenigen ihrer Jünger, die das Ritual des Mi-ta-win aufs schärfste beobachten wollen, kennen darin meist keine Schonung und setzen selbst ihre besten Freunde der Gefahr aus, auf diese Weise ein vorzeitiges schreckliches Ende zu finden.

Die Festmahlzeit besteht aus Hundefleisch, woraus sich auch der Name Hundefest erklärt. Die Tötung der Hunde wird von den Medizinmännern nach einer bestimmten Vorschrift ausgeführt. Sie werden aufgehangen, und wenn sie tot sind, wird ihnen nicht etwa das Fell abgezogen, sondern nur die Haare werden im Versammlungshause abgesengt. Dann wird der Kadaver über dem Feuer geröstet und in Stücke zerschnitten. Die Medizinmänner, als die Würdenträger der Versammlung, nehmen sich ihren Teil zuerst, den Rest erhalten die übrigen Anwesenden.

Es gilt als eine große Ehre und Auszeichnung, mit den Medizinmännern bei einer solchen Gelegenheit Hundefleisch genossen zu haben, und daher wird Bedacht darauf genommen, daß jeder Anwesende ein Stück erhält.

Nach Beendigung des Festes, das in der Regel vier oder fünf Tage dauert, bringen die Teilnehmer ihrem Pa-wa-kun alle möglichen Geschenke dar, die an Stangen oder Bäumen aufgehangen werden. Sie bestehen aus wollenen Decken,

rotem oder blauem Kattun, Mokkasins oder anderen Kleidungsstücken, Gewehren, Kochtöpfen und anderem mehr.

Während diese dem Pa-wa-kun oder Schutzgeiste dargebrachten Geschenke wochen- und monatelang an ihrem Orte bleiben, werden für Kitschi-Manitu Opfer von Medizinen in der Umgebung des Kamps in die Erde gegraben, damit er dem Geber größere Geschicklichkeit in seiner Kunst verleihe.

Kein Indianer würde wagen, diese Medizinopfer anzutasten, da das sicheres Unglück bringt. Häufig genug besteht die Medizin aus starken Giften. In solchen Fällen ist sie Matschi-Manitu, dem bösen Geist, gewidmet, der dann als Gegenleistung allen Feinden des Geschenkgebers das größte Unheil zufügen muß. Der Umstand, daß diese Medizinen häufig Gifte sind, mag viel dazu beitragen, daß sich niemand an ihnen vergreift.

Schi-pi-ku-pi-neß konnte es sich nicht versagen, bei Beendigung seiner Erklärungen einigen andern Medizinmännern, die, namentlich unter den Vertragsindianern, bereits anfangen, ihre alten guten Sitten zu vergessen und Schüler ohne die Formalität eines Mi-ta-win anzunehmen, einen Seitenhieb zu versetzen.

„Ich sehe, du benutzest auch noch die Si-si-quans", fuhr ich fort. „Diese Dinger sind doch schon von den meisten Muskicki-wi-ni-nis aufgegeben, und du kannst doch schließlich keinen Kranken dadurch heilen, daß du ihn mit dieser Matschi-Manitu-Maske Furcht einjagst oder mit der Knarre Lärm machst."

„Kann ich nicht?" fragte er höhnisch und mit überlegener Weisheit. „Sage mir, habt ihr in eurem Lande nur ein Mittel für alle Krankheiten?"

„Sicher nicht."

„Und wenn ihr einen Kranken gesund machen wollt, müßt ihr wissen, welches Mittel für seine Krankheit paßt?"

„Ganz recht."

„Und wenn ihr ein Mittel anwendet gegen eine Krankheit, für die es nicht paßt, dann könnt ihr dem Kranken nicht helfen?"

„Das ich richtig."

„Siehst du, so ist es mit der Maske. Die andern Muskicki-wi-ni-nis verstehen nicht, für welche Krankheit sie gebraucht werden muß. Wenn jemand von einem Wien-de-go besessen ist, so hilft diese Maske besser als alles andere."

Die Indianer glauben, daß die an vorangeschrittener Hysterie sowie an Epilepsie oder Geisteskrankheit Leidenden von dem Geiste eines Kannibalen (Wien-de-go) besessen sind. Die Behandlung entspricht diesem Aberglauben. Der Medizinmann stülpt sich die Teufelsmaske mit den Hörnern über den Kopf, kleidet sich in Felle und fährt nun, indem er dabei schreckliche Töne von sich gibt, auf den Kranken los, weil der Geist, von dem der besessen ist, dann Furcht bekommt und ausfährt. In Fällen von Hysterie ist es schon möglich, daß sich dieses Mittel hin und wieder von Erfolg erweist, und Schi-pi-ku-pi-neß glaubte vielleicht auf Grund einiger derartiger Erfolge tatsächlich an die Wirksamkeit dieser merkwürdigen Behandlungsmethode. Denn da nach dem Pflügerschen Gesetz jeder größere Nervenreiz den kleineren auslöst, so war es gar nicht unmöglich, daß ein an Hysterie leidender Kranker durch die Furcht vor der Teufelsfratze, unterstützt durch seine abergläubische Überzeugung von der Macht des Muskick-ki-wi-ni-ni, geheilt wurde, indem der größere psychische Reiz der Furcht den vorhandenen kleineren auslöste und die Nervenspannung behob.

Epilepsie und Geisteskrankheit konnten durch eine solche Methode natürlich nicht gebessert werden.

„Ein gebrochenes Bein kann ich mit der Maske nicht heilen," fuhr Brauner-Donner fort, „aber den Wien-de-go, der ihr widersteht, möchte ich sehen."

„Aber die Si-si-quans?" fragte ich weiter. „Soviel ich weiß, wendet ihr die an, wenn ein Kranker im Fieber liegt und irre redet. Wir sind der Meinung, daß ein solcher Kranker zu allererst Ruhe braucht, und ihr macht einen Lärm mit eurer Klapper, daß einem Gesunden dabei Hören und Sehen vergehen könnte."

Brauner-Donner lächelte überlegen.

„Das zeigt, wie weit ihr noch zurück seid!" meinte er. „Sieh, wenn es im Sommer recht heiß gewesen ist, viele Sonnen lang, dann werden die Bäume, die Blumen und das Gras matt. Ist es nicht so?"

„Ganz sicher."

„Und was tut nun der Große Geist, sie wieder zu kräftigen? Er schickt ihnen den Donner, den Blitz und den Regen — und nach einer Weile sind sie wieder frisch und gestärkt und leben wieder. Der Große Geist erweckt die Pflanzen durch den Donner, und wir versuchen die Kranken durch die Si-si-quans zu erwecken und geben ihnen Medizin zu trinken, wie der Große Geist den Pflanzen den Regen sendet."

Das war wieder logisch. Nur schade, daß ich dem alten Burschen nicht begreiflich machen konnte, daß die Wahrheit der Logik noch lange nicht auch die Logik der Wahrheit ist und daß, wenn die armen Kranken die Behandlung überlebten, sie das ganz sicher mehr den ihnen gleichzeitig verabreichten Kräuterabkochungen als der Medizinknarre zu verdanken hatten.

„Ich sehe, wir können wirklich noch viel von euch lernen", bemerkte ich, aber der leise Sarkasmus, in den ich meine Worte gekleidet hatte, war an ihm verloren. „Ihr seid viel mächtiger als wir, denn ich habe auch gehört, daß ihr Liebestränke besitzt, durch die jeder junge Mann und jedes junge Mädchen sich die Neigung einer andern Person sichern kann. Das können wir nicht."

Er nickte gravitätisch.

„Du hast recht gehört."

Es ist in der Tat ein häufiges Vorkommnis, daß die indianischen Medizinmänner in unglücklichen Liebesangelegenheiten von den Stammesangehörigen in Anspruch genommen werden.

Das kann nicht wundernehmen, da die Indianer fest von der Macht der geheimen Künste ihrer Medizinmänner auch in dieser Beziehung überzeugt sind. Und der Glaube bringt den Erfolg, während in dem Kreislauf von Ursache und Wirkung die beobachteten Erfolge wiederum den Glauben verstärken. Die Erklärung für die Erfolge ist aber eine recht natürliche. Denn wenn irgendeine von den indianischen Schönen vernimmt, daß ihr zurückgewiesener Anbeter in seiner Not die Hilfe des Medizinmannes nachgesucht hat — und es wird in der Regel dafür gesorgt, daß sie davon Kenntnis erhält — beginnt sie sofort andere Saiten aufzuziehen. Das wird dann natürlich als ein Erfolg der Medizin angesehen, während es in Wirklichkeit nichts anderes ist, als die heillose Furcht vor der „bösen Medizin" des Muskick-ki-wi-ni-ni, die ihr dieser, wenn sie noch weiter widerspenstig bleibt, sicher antun würde.

„Du sollst mir natürlich nicht sagen, welche Medizin du dafür gebrauchst," fuhr ich fort, „denn ich sehe ein, das Ge-

heimnis ist zu wertvoll, als daß du es so ohne weiteres verraten könntest, aber wie ist es, wenn der andere Teil die Medizin nicht nehmen will?"

„Er hat sie gar nicht zu nehmen", war die Antwort. „Ich habe zwei Figuren, die ich mir aus Ahornholz geschnitzt habe, das man aus dem Walde holen muß, wenn der Mond voll steht. Die eine stellt den Burschen vor, die andere das Mädchen. Die bespritze ich mit der Medizin. Wer zu mir kommt, muß mir Haar mitbringen vom Kopfe der Person, deren Liebe er wünscht. Mit diesem binde ich die Figuren zusammen und wickle sie dann in die Haut eines ungeborenen Kalbes. Der Bursche oder das Mädchen müssen sie dann bei sich tragen, bis der Zauber gewirkt hat."

„Und wenn er nun nicht wirkt?"

„Dann ist es schlimm für die Person, denn sie würde jahrelang an bösen Kopfschmerzen leiden."

Das erklärte mir wieder, warum die Indianer, besonders die jungen Mädchen, ihre ausgefallenen Haare stets sorgfältig verbrennen und die Zöpfe, nachdem diese einmal geflochten sind, so selten wieder auflösen.

Auch die Bemerkung von den jahrelangen Kopfschmerzen als Folge der Widersetzlichkeit gegen den Medizinmann erschien mir durchaus nicht als leere Phrase. Es war ganz wahrscheinlich, daß der alte Halunke aus irgendeiner Pflanze ein Nervengift bereitete, das die geschilderte Wirkung besaß und das der verschmähte Liebhaber dann seiner Schönen auf irgendeine hinterlistige Weise beibrachte.

Die Resultate einer anderen Muschis-mus-ki-ki (böse Medizin) hatte ich bereits einmal bei den Kris beobachtet. Sie wird zur Ausführung gemeiner Racheakte benützt, denn, über das Gesicht gestrichen, färbt sie es vollständig schwarz. Zur

Ausführung eines solchen Racheaktes ist es nur nötig, daß man den Gegner schlafend findet oder ihn betrunken macht. Das arme Opfer ist dann für das ganze Leben verunstaltet.

Das Auffallende bei der Sache ist nur, daß die Medizinmänner und -weiber häufiger als die anderen Indianer von einem solchen Mißgeschick heimgesucht werden, aber das mag seinen Grund in der unglaublichen Eifersucht haben, die unter ihnen herrscht.

Die Indianer sind meist freundlich und gefällig untereinander, aber zugleich sehr empfindlich, und wenn der eine, vielleicht ohne jede böse Absicht, über einen anderen eine Bemerkung gemacht hat, die diesem Spott und Hohn einbringt oder zu unliebsamem Geschwätz im Dorfe Veranlassung gibt, so fühlt er sich tödlich beleidigt und brütet über der Kränkung, bis ihm diese ganz ungeheuer erscheint. Das Verlangen nach Rache, eine Konsultation mit dem Medizinmanne und die Anwendung des Giftes sind dann die nicht ungewöhnlichen Folgen.

Daß die Achtung vor den Medizinmännern mit einem guten Teil Furcht gemischt ist, braucht unter diesen Umständen nicht wunderzunehmen, und ebensowenig, daß sich im Stamme stets Leute finden, die darauf brennen, ihnen eins auszuwischen, infolgedessen sich vielleicht der Muskick-ki-wi-ni-ni eines schönen Morgens um ein Pony ärmer findet, das er vielleicht erst am Tage vorher gegen eine solche böse Medizin eingetauscht hat.

Mein Besuch bei dem Braunen Donner hatte sich ziemlich in die Länge gezogen, und wenn mir seine Mitteilungen, denen er noch andere hinzufügte, auch ganz interessant waren, so lag mir doch an ihnen viel weniger, als daran, etwas über Minnehaha zu erfahren.

Ich hatte immer gehofft, er würde selbst davon beginnen, aber darin sah ich mich getäuscht. Selbst eine direkte Frage

nach ihr zu stellen, schien mir im Augenblicke noch nicht ratsam, denn ich rechnete darauf, daß die alte Indianerin, die mir Gastfreundschaft gewährte, inzwischen vielleicht über ihren Aufenthalt etwas erfahren hätte. Ich wollte durch Voreiligkeit nichts verderben und dachte, mein Verhalten würde mir klarer sein, wenn ich erst eine Unterredung mit dem Mädchen gehabt hätte.

Ich empfahl mich daher von dem roten Herrn Kollegen und seiner Squaw mit dem Versprechen, ihnen am nächsten Tage wieder einen Besuch zu machen, und begab mich nach dem Tipi der alten Indianerin zurück.

Sie war allein, als ich es betrat.

„Hast du erfahren, wo Minnehaha ist?" war meine sofortige Frage.

„Nein", war die Antwort. „Der Junge ist fast in allen Tipis gewesen. Man achtet nicht auf ihn."

„Und er hat nichts erfahren?"

„Nichts."

„Hat denn niemand wenigstens von ihr gesprochen?"

„Nein."

„Das ist auffällig. Findest du nicht auch?"

„Es ist."

„Wo ist dein Sohn jetzt?"

„Wieder fort."

Es war spät abends, als er endlich zurückkehrte. Die Alte fragte ihn nur mit einem Blicke, den er durch ein Kopfschütteln beantwortete.

Das war genug, mir die Erfolglosigkeit seiner Kundschafterei klarzumachen.

Nunmehr war ich entschlossen, am andern Tage die Entscheidung herbeizuführen.

7

Der nächste Tag brachte wieder herrliches Wetter. Leuchtend lag der Sonnenschein über dem Schnee, und durch den klaren Äther hindurch tauchte der Blick in die weltfernen Tiefen des blauen Himmels.

Ich hatte am Vormittag wieder einige Besuche in den Tipis gemacht, immer in der unbestimmten Hoffnung, Minnehaha in einem anzutreffen. Das Dorfleben schien seinen gewöhnlichen Gang zu gehen, nur ein gewisses lebhafteres Hin- und Herlaufen der Bewohner von einem Tipi zum anderen fiel mir auf. Ich legte ihm aber keine Bedeutung bei. Regen-ins-Gesicht blieb wie gestern unsichtbar.

Es konnte zu nichts führen, mich noch länger in der Reservation aufzuhalten und, ich weiß nicht auf was, zu warten. Entweder hatte man Minnehaha heimlich aus dem Dorfe geschafft, und dann war mein fernerer Aufenthalt hier überhaupt nutzlos, oder man hielt sie vor mir verborgen, und dann brachte man sie sicher nicht zum Vorschein, solange ich die Reservation nicht verlassen hatte.

Mein Entschluß vom vorigen Abend, mit dem Braunen Donner nunmehr ohne weitere Umschweife ein ernstes Wort zu sprechen, stand noch immer fest.

Am Nachmittage führte ich ihn aus, nachdem der stumme Indianerjunge wieder den ganzen Vormittag seinen Kundschafterdienst geübt und am Mittag ergebnislos zurückgekehrt war.

Als ich mich dem Tipi des Braunen Donners näherte, tönte mir ein eintöniger, einer gesungenen Litanei nicht unähnlicher Gesang entgegen.

Ich wußte, daß die Medizinmänner, wenn sie nicht gerade anderweit beschäftigt sind, ihre Zeit meist mit derartigen, an

ihr Pa-wa-kun gerichteten Anrufungen verbringen und daß es die Sitte eigentlich verlangt, eine Pause abzuwarten, bevor man die Behausung betritt. Derartige Rücksichten konnten mich jetzt aber nicht mehr stören. Handeln war nötig, und handeln wollte ich, ohne mich durch Nebendinge aufhalten zu lassen.

Übrigens hörte der Gesang auch, jedenfalls infolge des bei meinem Näherkommen wieder losbrechenden Hundegebelles, auf, noch bevor ich den Eingang erreicht hatte.

Bei meinem Eintritt fand ich den Braunen Donner wieder mit seinen Kräutern und Wurzeln beschäftigt, während seine Squaw einen Kessel bewachte, der über dem Feuer hing. Ich ließ mich in seiner Nähe auf einer Kiste nieder und kam ohne Umschweife auf mein Anliegen.

„Kannst du mir sagen, wo sich Minnehaha befindet? Du weißt, ich habe sie im Blizzard aufgefunden und ihren verrenkten Fuß geheilt."

Während die Zehndollarnote gestern seine Zunge merkwürdig gelöst hatte und er in zuversichtlicher Erwartung einer zweiten mich freundlich genug empfangen hatte, war er bei dieser Frage sofort wieder der echte Indianer, dessen Würde es erfordert, Fragen stets nur nach einem mehr oder minder langen Schweigen zu beantworten.

„Weiß nicht", sagte er endlich.

„Ich bin überzeugt, daß du es ganz genau weißt. Warum hältst du sie vor mir verborgen?"

„Sie ist fort", behauptete er nach einer weiteren Pause.

„Wohin ist sie gegangen?"

„Weiß nicht."

„Du bist merkwürdig unwissend heute. Willst du mir vorreden, sie habe den Kamp verlassen, ohne jemand zu sagen, wohin sie gehe?"

„Hat sie es jemand gesagt, als sie das letztemal aus dem Kamp weglief?"

„Soll das heißen, daß sie wieder heimlich weggelaufen ist?"

„Ja, ich habe gehört, daß sie mit dir in einer Höhle war. Vielleicht hat es ihr dort so gut gefallen, daß sie wieder dahin zurückgekehrt ist."

Ein unverkennbarer Hohn lag in den letzten Worten und er brachte mein Blut in Wallung.

„Wenn du sicher bist, daß sie wieder davongelaufen ist," erwiderte ich in etwas schärferem Tone, „so kommen wir zu der Frage, warum läuft sie davon?"

„Frage sie."

„Das habe ich getan. Und sie hat mir zwei Gründe genannt. Ihr wollt sie zwingen, ihr Christentum aufzugeben und die Squaw eines Mannes zu werden, der ein Verbrecher ist und ins Gefängnis gehört."

„Welches Recht hast du, dich in diese Sachen zu mischen?"

„Du hast die Gewohnheit, jede Frage stets durch eine andere Frage zu beantworten. Laß mich dasselbe tun. Angenommen, du siehst, wie ein Mensch überfallen und gemordet wird, wirst du da nicht dem Überfallenen zu Hilfe eilen? Und denkst du, der Mörder wird dich fragen, welches Recht du dazu hast?"

„Niemand will Minnehaha morden."

„Ihr wollt ihr ihren Glauben nehmen, und für ein Mädchen wie Minnehaha ist das nicht weniger schlimm."

„Habt ihr ihr nicht den unseren genommen?" fragte er.

„Nein, sie hat sich ihren jetzigen Glauben selbst gewählt", erklärte ich.

Er richtete nur einen seiner ausdrucksvollen Blicke auf mich, der mich genügend darüber belehrte, was er von meiner Ver-

sicherung hielt. Um aber jede Erörterung über diesen Punkt abzuschneiden, fuhr ich hastig fort:

„Darum handelt es sich jetzt nicht. Es handelt sich nicht darum, was du oder ich über deinen oder ihren Glauben denken. Das Entscheidende ist, daß sie sich in dem ihrigen glücklich fühlt und einen Halt für ihr Leben darin findet. Was wollt ihr sie also mit euren dummen Versuchen von Gottaustreibung, an die du doch wohl selbst nicht glaubst, quälen und ängstigen? Und ich muß euch davor warnen, sie noch länger zu peinigen, die Squaw eines verbrecherischen Halunken zu werden. Es gibt Mittel, das Mädchen dagegen zu schützen."

„Ich möchte dir raten, das nicht vor den andern Stammesmitgliedern zu sagen. Ihr Weißen habt uns nicht ehrlich behandelt, und sie sind nicht gut auf euch zu sprechen, wenn du auch sicher genug bist, solange du als Gast in unserer Mitte weilst und die Rechte der Gastfreundschaft nicht mißbrauchst. Warum ist der Vater Minnehahas nicht meinem Rate gefolgt? Ich habe ihn gewarnt, Minnehaha auf eine Schule zu schicken, denn ich wußte, daß sie als eine Christin zurückkehren würde. Aber er wollte sie die Künste der Weißen lernen lassen, denn es sei eine neue Zeit gekommen, und wir wüßten nicht, was der Große Geist mit seinen roten Kindern vorhabe. — Und wie ich's gesagt, so ist es gekommen. Minnehaha ist Christin geworden."

„Und trotzdem eine echte Sioux geblieben," warf ich ein, „eine Sioux, der die Zukunft ihres Stammes mehr am Herzen liegt, wie dem Manne, dem du sie zur Squaw geben willst!"

„Ein echter Sioux kann niemals Christ sein! Warum wollt ihr uns zu Christen machen? Ihr habt uns unser Land genommen, und nun wollt ihr uns den Glauben an Kitschi-

Manitu nehmen. Warum besteht ihr überhaupt darauf, uns etwas zu geben, was wir nicht wollen?"

„Niemand zwingt euch, etwas anzunehmen, was ihr nicht haben wollt."

„Minnehaha ist, was ihr katholisch nennt?" fragte er weiter.

„Ja."

„Ist katholisch christlich?"

„Was meinst du damit?"

„Ich erinnere mich, daß im vergangenen Jahre ein Weißer hier im Kamp war, ein Methodistenprediger —" er sprach das Wort englisch aus, da die Siouxsprache keinen Ausdruck dafür enthielt, und seine Aussprache war so verstümmelt, daß ich Mühe hatte, zu verstehen, was er meinte —, „der erzählte mir, daß nicht alle Christen dasselbe glauben. Der Methodistenglaube, sagte er, sei der richtige. Und Minnehaha behauptet wieder, ihr Glaube sei der richtige."

„Jeder hat das Recht, seinen Glauben für den richtigen zu halten", sagte ich etwas unsicher, da es mir schien, als sei er im Begriff, der Diskussion eine verfängliche Wendung zu geben.

Wenn er das aber etwa beabsichtigt hatte, so wurde er hier durch die Squaw unterbrochen, die zwei Schalen Tee neben uns stellte, eine Aufmerksamkeit, die mir gestern nicht erwiesen worden war.

„Trink", sagte Brauner-Donner. „Es ist kalt, und eine Tasse Tee tut gut. Aber warte, ich habe noch etwas Honig, den wir im Sommer eingesammelt haben."

Er stand auf, um ihn herbeizuholen.

Dieser unerwartete Beweis von Gastfreundschaft zusammen mit den gestrigen Angaben des Braunen Donners über seine Kenntnisse von bösen Medizinen hatten mich aber vorsichtig gemacht. Außerdem schien es mir, als ob die Schalen so vor

uns gesetzt worden waren, daß ich gerade eine bestimmte ergreifen mußte. Ich hielt es daher für sicherer, in dem Augenblicke, als Brauner Donner mir den Rücken gewendet hatte, die Schalen zu vertauschen. Wenn sich diese Vorsichtsmaßregel als unnötig erwies, so hatte dieser Austausch nichts zu bedeuten. Wenn der Braun-Donner aber etwa beabsichtigt hatte, mir irgendeinen hinterlistigen Streich zu spielen, so sollte der auf ihn selbst zurückfallen.

Ohne etwas von dem Umtausche bemerkt zu haben, kehrte er jetzt mit dem Honig zurück und mischte eine reichliche Quantität in den Tee.

Ich gebrauchte aber noch die weitere Vorsicht, ihn zuerst trinken zu lassen. Dann erst folgte ich seinem Beispiel. Der Geschmack war unverdächtig. Es schien einfacher Wintergrüntee zu sein, und wahrscheinlich hatte ich dem alten Herrn mit meinem Verdacht unrecht getan. Immerhin schien mir etwas zuviel Vorsicht den Umständen besser zu entsprechen als zu wenig.

„Wir waren mit unserer Diskussion übrigens noch nicht zu Ende", setzte ich dann die Unterhaltung fort. „Du hast mir noch nicht gesagt, warum du das Mädchen durchaus einem Rowdy wie Regen-ins-Gesicht zur Squaw geben willst?"

„Ich weiß auch gar nicht, ob ich die Absicht habe, dir etwas darüber zu sagen", entgegnete er mit ruhiger Frechheit. „Was geht es dich an?"

„Das hast du schon einmal gefragt, und ich habe dir darauf geantwortet. Selbst wenn mich die Sache nichts angeht, könnte es etwas schaden, wenn wir sie hier besprechen?"

„Es könnte dir schaden."

„Laß dich das nicht stören. Ich bin ganz in der Lage, für mich selbst auszuschauen. Und dir könnte es vielleicht nützen."

„Inwiefern?"

„Ich weiß auch einiges, das ich dir vielleicht mitteilen würde."

Er blickte auf und warf einen forschenden Blick auf mich. Über den Sinn meiner Worte konnte er nicht im Zweifel sein, und er schien es für geraten zu halten, herauszufinden, wie weit meine Kenntnis der Schliche seines würdigen Neffen eigentlich reichte, denn er nahm erst noch bedächtig einen Schluck Tee und sagte dann: „Seid ihr gewohnt zu tun, was euch euer Großer Geist befiehlt?"

„Wir bemühen uns wenigstens, es zu tun", erwiderte ich, nicht recht wissend, worauf er mit seiner Frage hinauswollte. Er hatte überhaupt eine eigentümliche Gewohnheit, unverhoffte Fragen zu stellen und aus diesen dann ebenso unverhoffte Schlußfolgerungen zu ziehen.

„Und es würde dich nicht überraschen, wenn auch wir tun, was uns unser Großer Geist befiehlt?"

Ich war im Begriff, ihm mit einer längeren Auseinandersetzung zu antworten. Das hätte uns aber auf das endlose Gebiet eines religiösen Streites geführt. Das wollte ich vermeiden, deshalb antwortete ich einfach: „Gewiß nicht."

„Nun, Kitschi-Manitu hat mir in verschiedenen Träumen geoffenbart, daß Regen-ins-Gesicht unser Häuptling werden soll, und das kann nur geschehen, wenn Minnehaha, die Tochter unseres letzten Häuptlings, seine Squaw wird. Nun weißt du den Grund."

Daß er diesen Unsinn auf mich abladen zu können glaubte, ging mir denn doch etwas zu weit, und der Blick, den ich auf ihn richtete, drückte das auch aus. Er verriet aber durch nichts, ob er den Hohn, den er darin gelesen haben mußte, bemerkt hatte.

„Sag mal," erwiderte ich, „trinkt euer Kitschi-Manitu Whisky?"

Er fuhr auf. Ich konnte aber nicht entscheiden, ob aus Schreck über meinen Mangel an Ehrerbietung seinem Großen Geist gegenüber oder aus andern Gründen.

„Was willst du damit sagen?" fragte er mit einiger Schärfe.

„Oh, ich meine nur, Kitschi-Manitu könnte in seinen Weisungen an dich beeinflußt sein durch die Whiskyopfer, die ihm Regen-ins-Gesicht durch deine Vermittlung dargebracht hat. Denn ich nehme an, daß der Whisky, den er dir häufig bringt, als Opfer für Kitschi-Manitu bestimmt ist."

„Wer hat dir gesagt, daß er mir Whisky bringt?"

„Genügt es nicht, daß ich es weiß?"

„Das sagt nicht viel."

„Du hast recht, ich muß es beweisen können, wenn ich es etwa dem Sheriff mitteilen wollte."

„Du hast nicht gesehen, daß er mir Whisky gebracht hat?"

Er schien mich ausholen zu wollen, und bis zu einer gewissen Grenze war ich ganz bereit, ihm das zu gestatten.

„Nein", entgegnete ich. „Aber andere Leute haben es gesehen."

„Pschaw!" erwiderte er wegwerfend. „Und du kannst auch nicht behaupten, daß Whisky in den Flaschen war, die er mir brachte?"

„Ich kann mich nicht erinnern, daß ich etwas von Flaschen gesagt habe."

Er merkte, daß er sich bloßgestellt hatte, und lenkte ein.

„Man kann Whisky nicht in der Hand bringen — kann man?"

„Nicht in den Quantitäten, die erforderlich sind, um Kitschi-Manitu genügend zu beeinflussen."

„Ist es ein Verbrechen, wenn ein Indianer Whisky trinkt?"

„Vielleicht nicht. Aber du weißt, es steht schwere Strafe darauf, wenn ihm irgend jemand Whisky verabreicht."

„Aber sagtest du nicht selbst, man muß erst Beweise haben, bevor man jemand bestraft?"

„Man hängt keinen, bevor man ihn hat. Aber es ist manchmal schon unangenehm, wenn der Sheriff nachforscht, woher der Whisky stammt, von dem jemand behauptet, daß er vorhanden sei, wenn er ihn auch nicht gesehen hat. Du weißt, der Sheriff und die Mounted Police haben eine scharfe Nase und die lästige Gewohnheit, sie immer in die Angelegenheit anderer Leute hineinzustecken."

„Und wozu sagst du mir das alles?" fragte er, mich jetzt mit ein paar tückischen funkelnden Augen musternd, die mir klar und deutlich verrieten, daß wir das Stadium offener Feindschaft erreicht hatten, das ich aber dem Versteckenspiel, das wir bisher geübt, vorzuziehen geneigt war.

„Ich sage es dir, um dich zu warnen, Minnehaha etwa zu zwingen, Regen-ins-Gesicht zum Manne zu nehmen. Das Mädchen steht unter meinem Schutz, und wie weit der reicht, werden wir sehen. — Ich denke übrigens, daß unsere Unterhaltung damit zu Ende ist", fügte ich, mich von meinem Sitze erhebend, hinzu. „Oder hast du mir noch etwas zu sagen?"

„Nicht jetzt," erklärte er in einem Tone, aus dem ich eine geheime Drohung herauszuhören glaubte, „ich werde dich's wissen lassen, wenn ich dir noch was zu sagen habe."

„All right. Good by!"

Damit empfahl ich mich, diesmal ohne Händeschütteln, und begab mich nach dem Tipi der alten Indianerin zurück.

Ich fand sie wieder allein. Der Junge war nicht sichtbar.

Auf meinem Lager sitzend, suchte ich mir über meine nächsten

Schritte klar zu werden. Ich war geneigt, den Angaben des Braunen Donners, daß Minnehaha sich wieder aus dem Kamp entfernt habe, Glauben zu schenken, denn sonst hätte ich, da ihr meine Anwesenheit hier längst hätte bekannt sein müssen, wohl schon ein Lebenszeichen von ihr erhalten. Daß man sie etwa gefangen hielt und bewachte, wollte mir nicht in den Sinn, denn Schi-pi-ku-pi-neß, das hatte mir meine letzte Unterredung mit ihm deutlich gezeigt, war schlau genug, um die bei dem Charakter des Mädchens völlige Nutzlosigkeit einer solchen Gewaltmaßregel einzusehen.

Wenn sie sich aber nicht im Lager befand, war auch mein fernerer Aufenthalt hier überflüssig, und es blieb nur noch die Frage, ob ich alles weitere Suchen nach ihr aufgeben und nach Winnipeg zurückkehren, oder ob ich erst noch einen Versuch machen sollte, die geheime Destillerie von Regen-ins-Gesicht aufzufinden, um meine Entdeckung dann dem nächsten Sheriff mitzuteilen. Das würde, ob ich das Mädchen wiedersah oder nicht, wenigstens den einen Erfolg haben, sie davor zu bewahren, die Squaw dieses Schuftes zu werden.

Ich hatte so wohl eine Stunde lang oder auch noch länger meinen Gedanken nachgehangen, und die Dunkelheit war bereits hereingebrochen, als die den Zelteingang verschließende Decke beiseite geschoben wurde und der Indianerjunge hereinschlüpfte.

Seine dunklen Augen leuchteten in einem stillen Triumph, als er mir einen Zettel reichte, den ich mit ziemlichem Erstaunen in Empfang nahm. Ihn auseinanderfaltend, erkannte ich dieselben kindlichen Schriftzüge, die ich schon einmal in meiner Höhle gesehen, und las die folgenden mit Bleistift gekritzelten Worte:

„Ich weiß, daß du hier bist. Aber du kannst nichts für

mich tun. Ich gehöre zu meinem Volke, und mein Geschick muß sich erfüllen. Du schwebst in Gefahr nnd mußt die Reservation sofort verlassen. Regen-ins-Gesicht spendet reichlich Whisky und reizt den Stamm gegen dich auf. Ich habe Angst. Also geh!"

Mit einem bitteren Lachen knüllte ich den Zettel zusammen und warf ihn in das Feuer.

Da hatte ich's ja! Nachdem ich mir, einem närrischen Trieb zum „Schutz des Schwachen" gehorchend, Mühen und Strapazen verursacht, um einem Indianermädchen, das mich schließlich gar nichts anging, zu Hilfe zu eilen, wurde mir deutlich gemacht, daß sie meine Einmischung in ihre Angelegenheiten gar nicht wünschte.

Ich war ein Narr gewesen und fühlte, daß ich mich vor mir selbst lächerlich gemacht hatte.

Hatte es da unten in Spanien nicht früher einen Ritter Don Quixote gegeben? Well, hier war ein anderer von diesem Schlage, und es war gut, daß sich in dem Zelte kein Spiegel befand, denn ich hätte mich wahrscheinlich geschämt, hineinzublicken. Aber die Sache war jetzt wenigstens zu Ende, und in Zukunft würde ich wahrscheinlich meine Zeit hauptsächlich damit ausfüllen, mich um meine eigenen Angelegenheiten zu kümmern.

Die Warnung, die der Zettel enthielt, unterschätzte ich nicht. Wenn der Indianer Whisky erhält, fängt er an, Amok zu laufen, und ist zu allem fähig. Aber sofort davonzulaufen, kam mir nicht in den Sinn. In meiner augenblicklichen Stimmung wäre mir ein Angriff ganz erwünscht gewesen, und wir würden ja dann gesehen haben, wer den kürzeren zog.

Bei etwas ruhigerer Überlegung sagte ich mir freilich, daß dies wohl das Schlimmste oder wenigstens das Dümmste wäre,

das mir passieren könne. Denn mochte der Ausgang sein, wie er wollte, in welches Licht mußte ich meinen Freunden gegenüber kommen, wenn nicht nur der Angriff, sondern auch die Veranlassung dazu bekannt wurde! Welche Witze würden die Zeitungen über mich reißen! Über mich, der einem Indianermädchen nachlief, um ihr als Ritter ohne Furcht und Tadel Hilfe zu bringen, die sie gar nicht wünschte!

Well, die Sache war zu Ende. Am nächsten Morgen wollte ich die Reservation verlassen — wo ich ja auch in der Tat nichts mehr zu suchen hatte — aber keineswegs vorher. Vor einer Bande betrunkener Indianer Reißaus zu nehmen, fiel mir gar nicht ein, — in tausend Jahren nicht.

Die Stunden vergingen, während ich so mit meinen, nicht sehr angenehmen Gedanken beschäftigt war. Ich hatte kaum bemerkt, daß der kleine Stumme wieder verschwunden und auch zur Abendmahlzeit nicht zurückgekehrt war. Freilich, auch die Abendmahlzeit war mir kaum recht zum Bewußtsein gekommen, da sie für mich ohnehin nur aus einer Tasse Tee bestand, die ich gedankenlos schlürfte.

Es mochte gegen neun Uhr sein, und ich dachte bereits daran, mein Lager aufzusuchen, obwohl ich keineswegs müde war, während die alte Indianerin am Feuer saß und mit Perlenarbeiten beschäftigt war, als der Kleine wieder zurückkehrte.

Sein Gesicht verriet, daß er etwas Außergewöhnliches zu berichten hatte, woran ihn aber die Lähmung seiner Stimmbänder verhinderte. Er beschränkte sich daher darauf, mir erregt zuzuwinken, daß ich ihm folgen solle. Anstatt sich aber dem gewöhnlichen Ausgang zuzuwenden, begann er, an der Rückwand des Tipis das Segeltuch aufzuheben, und mir von neuem zuwinkend, schlüpfte er durch die entstandene Öffnung in die Nacht hinaus.

Verwundert, aber ohne Zögern, folgte ich ihm, indem ich über den niedrigen Schneewall, der das Tipi umgab, um es warmzuhalten, hinwegstieg.

8

Die Nacht war dunkel, trotzdem die Luft klar war und einige Sterne und die eben aufgehende Sichel des Mondes am Himmel sichtbar waren.

Der kleine Stumme hatte auf mich gewartet und faßte, nachdem er die Öffnung des Tipis wieder verschlossen, meine Hand und führte mich in die Dunkelheit hinein.

Unser Weg führte uns an der Rückseite der Zeltreihe entlang und ein Stück über diese hinaus. Dann wandten wir uns wieder zurück und wanderten an der Rückseite der gegenüberliegenden Zeltreihe entlang, dem Versammlungshause zu, das ich gestern bereits bemerkt hatte und aus dem ich jetzt Licht schimmern sah und auch ein undeutliches Gemurmel von Stimmen vernahm. Mein kleiner Führer zog mich nach der Rückseite des Bauwerks, wo er stehen blieb und auf eine kleine Öffnung wies, die, wie ich mich sofort überzeugte, mir einen Einblick in das Innere gewährte.

Das Versammlungshaus, Lodge genannt, war ein Gebäude aus Fachwerk. Seine Wände bestanden aus dicken Pfosten, die eine Höhe von nahezu drei Metern hatten. Sie umgaben kreisförmig einen dicken Pfosten in der Mitte. Ihre Zwischenräume waren mit Baumzweigen ausgefüllt, die mit Lehm verkleidet waren. Das Dach war ebenfalls aus starken Pfosten gebildet, die durch sprossenartig befestigte Äste untereinander verbunden waren und einer Bedeckung von ausgestochenen Rasenstücken als Stütze dienten.

Der innere Raum hatte einen Durchmesser von wenigstens

zwölf bis fünfzehn Metern, wurde aber fast zur Hälfte von einer Anzahl käfigähnlicher Verschläge ausgefüllt, die aus kürzeren Pfosten bestanden und deren Abteilungswände nur aus ineinandergeflochtenen und mit Heu verstopften Baumzweigen bestanden. Bedeckt waren diese Käfige mit Tannenzweigen, und an jedem Pfosten war ein Tannenbaum befestigt, deren frisches Aussehen darauf schließen ließ, daß sie erst ganz vor kurzem zur Ausschmückung hier Verwendung gefunden hatten. Ein schmaler Gang trennte die Käfige von der Wand des Gebäudes, und hier, an der hinteren Seite, befanden sich Öffnungen, die gerade groß genug waren, daß ein Mensch hindurchkriechen konnte. Die vordere offene Seite war durch die an den Pfosten befestigten dichten Tannenbäume ziemlich vollständig verdeckt. Diese Abteilungen waren von gleichmäßiger Form und Größe und gewährten Raum für einen Menschen in sitzender Stellung.

Sie waren auch alle besetzt, denn ihre Verkleidung von Tannenzweigen war nicht dicht genug, als daß ich nicht dunkle Figuren sich darin hätte bewegen sehen können, wenn ich auch nicht unterscheiden konnte, ob es Frauen oder Männer waren.

An den Wänden herum saßen eine Anzahl Indianer, Männer und Frauen, auf der Erde, die dick mit Tannennadeln bestreut war. Unter ihnen befanden sich Regen-ins-Gesicht und Minnehahas Mutter, die einen Platz nahe am Eingang eingenommen hatte. Übrigens bemerkte ich auch mehrere von denen, die mich in meinem Tipi besucht und denen ich Gegenbesuche gemacht hatte. Das ganze Dorf schien hier versammelt zu sein, und alle hatten sich nach Kräften herausgeputzt, was bei den grellen roten, gelben und blauen Farben, mit denen sie bemalt waren, ein außerordentlich farbenprächtiges Schauspiel gewährte.

Neben dem Mittelpfosten brannte ein großes Feuer, dessen Rauch durch eine Öffnung im Dache Abzug fand.

Auf einer Seite des Feuers stand Schi-pi-ku-pi-neß, das Haupt mit dem Stutz aus Adlerfedern geschmückt, das Gesicht auf beiden Seiten mit drei nebeneinander laufenden gelben Streifen bemalt und in Galakleidung, die durch die perlenbesetzten Mokkasins und einen aus einer wollenen Decke zurechtgeschnittenen Mantel noch eindrucksvoller wurde.

Ihm gegenüber auf der anderen Seite des Feuers saß auf einem Baumblock Minnehaha, die Arme auf die Knie gestützt und das Gesicht in den Händen verborgen.

Auch sie war geschmückt, denn in ihrem schwarzen Haar glänzte eine goldene oder vergoldete Spange, große Ohrringe von seltsamer Form hingen in den kleinen zierlichen Ohren, und silberne Reifen blinkten an den Gelenken der rotbraunen Arme, die von den weiten Ärmeln einer roten Bluse nur zur Hälfte bedeckt wurden.

Sie saß vollständig regungslos und schien den Dingen um sie her nicht die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

Brauner-Donner klatschte jetzt in die Hände, und auf dieses Zeichen hin begannen einige aus der Reihe der Umsitzenden eine Anzahl Trommeln zu schlagen, die aus einem mit nicht sehr glatt gespannten Kalbsfellen überzogenen breiten Reifen bestanden. Die übrigen begannen einen Gesang, in dem die hochgeschraubten schrillen Stimmen der Frauen die Führung hatten und durch die tieferen der Männer begleitet wurden. Zu gleicher Zeit sprangen aus der Masse der grünen Tannenreiser, welche die Käfige verkleideten, nahezu ein Dutzend junge Burschen und Mädchen in festlicher Kleidung, mit Schmuck und Zieraten behangen und die Gesichter in allen Farben des Regenbogens bemalt. Jeder der Tänzer hatte eine kleine aus den Bein-

knochen eines Vogels, wahrscheinlich der wilden Gans, bestehende Flöte im Munde, dekoriert mit schön gefärbten Lederfransen, Glasperlen und Stachelschweinskielen, aber ohne durch diese Verzierungen zu sehr beschwert zu sein. Jedenfalls mit Rücksicht darauf, daß sie während des ganzen jetzt beginnenden Tanzes nicht mit den Händen, sondern nur im Munde gehalten wurden.

Die Tänzer hatten sich in einer Reihe aufgestellt und bewegten ihren Körper nach dem Rhythmus des Trommelschlages und Gesanges auf und nieder, ohne sich indessen von den Füßen zu erheben. Bei jeder Niederbeugung des Körpers wurde die Flöte geblasen, die einen wunderbar angenehmen Mollton erzeugte, der in den Gesang und Trommelschlag der Umsitzenden harmonisch hineintönte.

Während der ganzen Zeit hielten die Tänzer ihre Augen auf das in der Mitte brennende Feuer gerichtet, während der Braune Donner ihre Bewegungen kritisch beobachtete und Minnehaha fortfuhr, den Vorgängen um sie her vollste Teilnahmslosigkeit entgegenzusetzen.

Der Tanz mochte auf diese Weise etwas über eine Viertelstunde gedauert haben. Ich hatte bemerkt, daß über das Gesicht des Medizinmannes manchmal ein heftiges Zucken, wie Schmerz, flog und sein Körper sich krümmte, Bewegungen die ich mir nicht erklären konnte, die aber wohl mit zu dem Zeremoniell gehörten.

Er klatschte jetzt wieder in die Hände, worauf die Musik verstummte und die Tänzer eiligst wieder in ihren Käfigen verschwanden.

Alle Augen richteten sich jetzt auf ihn, als er begann, die Versammelten anzureden.

„Männer und Squaws vom Stamme der Sioux," sagte er,

„ich hoffe, daß die Worte, die ich heute hier spreche, länger leben werden, als die Wellen, die entstehen, wenn man einen Stein in das ruhige Wasser eines Teiches wirft. Zuerst entsteht ein kleiner, aber deutlicher Kreis, dann kommen mehr, einer nach dem anderen. Jeder ist größer als der vorhergehende, aber jeder folgende macht einen weniger tiefen Eindruck auf das Wasser, bis sie sich ganz verlieren, und die Fläche des Teiches wieder ruhig ist wie zuvor. Der Stein machte das Wasser aufspritzen mit einer Kraft, die die ganze Decke des Teiches in Bewegung setzte, und schon nach wenigen Minuten sieht man nichts mehr davon, und er liegt vergessen auf dem Grunde des Wassers. Ich muß heute zu euch sprechen über ernste Dinge, die die Wohlfahrt und die Zukunft des Stammes der Sioux betreffen, und ich hoffe, daß ihr Eindruck nicht verschwinden wird wie die Wellen, die ein Steinwurf erzeugt, sondern daß sie noch Frucht tragen werden nach langen Jahren*)."

Wieder lief ein Zucken über sein Gesicht, gefolgt von einem Krümmen des Körpers, und es war diesmal so heftig, daß er erst nach einer Pause wieder fortfahren konnte.

„Unser Stamm ist, wie ihr wißt, ohne einen Häuptling. Pis-qua-pi-ta**), unser letzter großer Häuptling, ist im vorigen Froschmond in die ewigen Jagdgründe, die Kitschi-Manitu für seine roten Kinder bereit hält, eingegangen und hat uns nur eine Tochter zurückgelassen.

Auf dieser Tochter ruht die Zukunft unseres Stammes.

Pis-qua-pi-ta war ein großer Häuptling, aber er wurde von Matschi-Manitu betört und faßte den Gedanken, daß seine Tochter die Künste der Weißen lernen sollte. Ich warnte ihn.

---

*) Die hier gebrauchten Redebilder sind der Wirklichkeit entnommen, und ein charakteristisches Beispiel indianischer Rhetorik.

**) Haar-im-Knoten.

Ich sagte ihm, daß die Kinder der Kris, Ojibways und der anderen Stämme, die mit den Weißen Verträge geschlossen haben, und für die man diese Schulen errichtet hat, von ihnen als Christen zurückkommen. Und nicht nur das, sondern das Leben in der Reservation gefällt ihnen dann nicht mehr. Sie gehen in die Städte und sind verloren für ihr Volk und meist auch für sich selbst.

Das alles wissen wir, und deshalb warnte ich Pis-qua-pi-ta, Minnehaha auf die Schule der Weißen zu schicken. Aber er sagte, daß die neue Zeit, in der wir leben, auch neue Anforderungen an die Indianer stellt, und daß diese neue Zeit über uns hinwegstampfen und uns zermalmen würde, wenn wir leben wollten, wie unsere Väter gelebt haben. Mit den Waffen könnten wir die Weißen nicht mehr bekämpfen. Die Indianer hätten sich früher nicht untereinander bekriegen sollen. Aber die Weißen waren zu verräterisch. Sie mischten sich unter die roten Stämme und hetzten die Apachen gegen die Sioux und die Blutindianer gegen die Schwarzfüße auf. Und wir töteten uns untereinander, anstatt zusammen den Krieg gegen die Weißen zu führen. Was nützte all die Tapferkeit von Sitting Bull und Regen-ins-Gesicht, wenn die Indianer doch unter sich nicht einig waren. Die Weißen jetzt noch mit dem Tomahawk zu bekämpfen, dazu sei es zu spät. Es bliebe uns nur übrig, den Weißen gleich zu werden und ihre Sprache und ihre Künste zu erlernen.

Männer vom Stamme der Sioux, ich weiß es, daß mancher von euch ebenso denkt. Aber es sind Gedanken, die Matschi-Manitu euch eingibt, um das rote Volk zu verderben.

Ich wünschte, meine Zunge wäre scharf wie ein Messer, um euch vor jeder Gemeinschaft mit den Weißen zu warnen. Was haben wir von ihnen zu erwarten? Alles haben sie uns ge-

nommen. Das Land, in dem wir einst frei herumwanderten, gehört jetzt den weißen Farmern. Mit den Büffelherden, die uns einst unsern Unterhalt lieferten, haben sie die Massen von weißen Männern gefüttert, die ihre Eisenbahnen bauten. Und nun sagen sie, wir sollen auch unsere Kinder in ihre Schulen schicken, damit sie uns auch noch unsern Glauben an Kitschi-Manitu nehmen."

Er hielt wieder inne, wieder von merkwürdigen Gesichtsverzerrungen und Krümmungen des Leibes unterbrochen. Die Pause dauerte diesmal länger als vorher. Endlich richtete er sich aber wieder empor und fuhr fort.

„Die Missionare sind zu uns gekommen und haben uns gesagt, unser Gott sei kein Gott, und wir müßten an den ihrigen glauben. Er sei der rechte. Was würden sie aber sagen, wenn wir zu ihnen gingen und ihnen sagen würden: ‚Euer Gott taugt nichts. Kitschi-Manitu, der Große Geist des roten Stammes, ist der rechte Gott. Und ihr müßt an ihn glauben?' Würden sie es tun? Nein. Sie würden lachen und sagen: ‚Du bist ein dummer Indianer, der nichts weiß! Bringe uns Zeichen, daß dem so ist, wie du sagst!'

Und, meine Brüder, haben die weißen Missionsmänner uns Zeichen gebracht? — Nein, sie verlangen, daß wir ihrem Worte glauben sollen. Ich habe es versucht. Vor langer, langer Zeit, als das Blut noch jung war in meinem Körper und ich nimmer müde wurde, wenn ich dem Moose oder dem Bären nachschlich. Mehr als vierzigmal ist der Schnee seitdem gefallen. Wir hatten die Bleichgesichter bekämpft in dem Lande, das sie heute die Staaten nennen, und ihren Führer, den General Custer, und alle seine Soldaten niedergemacht. Aber dieser Kampf endete auch die Hoffnungen der indianischen Rasse. Es waren schon damals zuviel Blaßgesichter im Land, als daß wir sie

hätten ausrotten können. Wir wußten das; wir wußten, daß wir sie nicht besiegen konnten, aber wir wollten ihre Skalpe, denn sie hatten uns verraten und die Verträge gebrochen, die unsere Häuptlinge mit ihnen geschlossen.

Es war nicht das erstemal. Aber es wäre das erstemal gewesen, daß sie einen Vertrag gehalten hätten. Nichts haben wir von ihnen gesehen als Verrat, Heimtücke, Lüge, Betrug und Grausamkeiten von so unmenschlicher Verruchtheit, selbst gegen unsere Squaws und Papooses, wie kein Indianer sie begehen würde*).

Wir wurden hart verfolgt und mußten uns in Gruppen von fünfzig und hundert auflösen, die sich dann in Sicherheit bringen mußten, so gut oder so schlecht das ging.

Der Truppe, zu der ich gehörte, gelang es, wie mehreren anderen, über die Grenze nach Kanada zu entkommen. Wir hatten Squaws und Papooses mit uns. Auch meine Squaw, die damals noch jung war und frisch wie ein Morgen im Paarungsmonat**), und unser Papoose, ein Mädchen, das vier Sommer geschaut hatte, waren dabei.

Wir zogen weiter, als wir die Grenze überschritten hatten, — immer nach Norden — und weiter nach Norden, um ein Land zu finden, wo die habsüchtigen Weißen noch nicht eingedrungen waren. Dort gedachten wir, unsere Tipis aufzuschlagen, alle Stämme der Sioux zu sammeln und kein Blaßgesicht in unser Land zu lassen. Wenn sie doch kamen, und das würden nur vereinzelte Trapper oder Jäger sein, dann sollten unsere jungen Krieger dafür sorgen, daß ihre Skalpe bald unsere

*) Die Geschichte der nordamerikanischen Indianerkriege rechtfertigt diese Beschuldigung leider nur zu sehr. Sie ist — wie auch Geschichtsschreiber zugeben — eine durch die Jahrhunderte sich hinziehende Kette von Treulosigkeit, Infamie, Verrat und kannibalischer Grausamkeit.

**) Mai.

Tipis schmückten. Es waren damals noch nicht so viele Siedler in Kanada wie jetzt, aber es kamen immer neue dazu, und wir waren nicht mehr zahlreich genug, um sie von dort, wo sie sich schon festgesetzt hatten, zu vertreiben. Deshalb hatten wir beschlossen, weiter nach Norden zu wandern, wo das Land noch unbesiedelt war. Nebenbei hatten wir aber auch noch einen andern Grund. Jäger, die weit im Norden gewesen waren, berichteten uns, daß dort noch große Herden Karibus vorhanden seien, Herden, viel größer, als irgendeiner von euch sich denken kann*). Wir würden dort also Nahrung genug finden, und das war wichtig, da die Weißen die Büffel ausgerottet hatten.

Und so wanderten wir weiter, — immer weiter, — immer nach Norden.

Die Jäger hatten wahr gesprochen, und wir fanden die Herden. Sie waren so groß, daß niemand sie zählen konnte, und wanderten stets gegen den Wind, der Moskitos wegen. Zuletzt kamen wir an einen großen Fluß. Ein Faktor der Hudsons-Bay-Kompagnie, an dessen Posten wir vorübergekommen waren, hatte ihn Friedensfluß**) genannt. Er war freundlich zu uns gewesen, denn auch die Hudsons-Bay-Kompagnie wollte die weißen Siedler nicht in das Land kommen lassen, weil das ihren Pelzhandel schädigte und sie wünschte, daß wir ihr im Frühjahr alle Felle bringen sollten, die wir mit unsern Fallen im Winter erbeuteten.

Hier, an diesem Flusse, ließen wir uns nieder, zufrieden, einen Platz gefunden zu haben, wo unsere Büchse uns Nahrung genug schaffen würde. Denn wenn wir auch nicht mit Sicherheit auf die Karibuherden rechnen konnten, da sie immer auf

*) Diese, oft aus Hunderttausenden bestehenden Herden, sind auch heute noch vorhanden.

**) Peace River.

der Wanderschaft sind, und man in dem großen Lande niemals wissen kann, wo man sie antrifft, so hatten wir doch Moose, Wapitis und Bären in den letzten Wochen genug gesehen und erlegt, um sicher zu sein, daß wir zu jeder Zeit Lebensmittel finden würden. Wir waren daher auch entschlossen, uns von den verräterischen Blaßgesichtern unser neues Land nicht wieder rauben zu lassen.

Es war in der heißen Jahreszeit, als wir unser Lager am Friedensflusse aufgeschlagen hatten. Nicht lange danach kam ein Missionsmann zu uns. Er war jung und trug ein langes schwarzes Gewand, wie die Missionsmänner in Lebret es tragen. Er konnte auch in unserer Zunge zu uns reden. Unsere jungen Krieger wollten ihn töten, und er sagte, sie könnten es tun, wenn sie wollten, aber zuerst sollten wir die Botschaft hören, die er uns von seinem Gott bringe, der ihn zu uns gesandt.

Wir wollten von seinem Gott nichts wissen, aber zuletzt sagten wir ihm, wir würden seine Botschaft anhören, wenn er dafür eine Botschaft von uns zu seinen weißen Brüdern tragen würde. Sie lautete, daß wir kein Blaßgesicht in unser neues Gebiet lassen, uns aber ruhig verhalten würden, wenn man uns ungestört in unserm Besitze ließe.

Der Missionsmann verblieb eine Zeitlang im Kamp und erzählte uns von seinem Gott. Wir hörten ihm zu, wie wir versprochen hatten. Das war alles. Dann befahlen wir ihm, uns zu verlassen, denn Kitschi-Manitu sei der Große Geist der Indianer, und wir wollten keinen andern. Er war sehr traurig, als er ging, und wir, — nun, ich weiß, es gab viele unter uns, die auch traurig waren, denn er war ein guter Mann.

Bevor er ging, sagte er, wir sollten reichlich für frische Nahrung sorgen, wenn die Schneezeit käme, denn dann würde es sehr, sehr kalt werden, und in diesem Lande würden die Men-

schen krank ohne viel frische Nahrung. Wir sollten oft einander in den Mund sehen, und wenn wir dort schwarze Flecke bemerkten und die Zähne lose würden, so sei das ein sicheres Zeichen, daß die Krankheit über uns gekommen sei. Der Häuptling sollte dann darauf halten, daß alle im Stamme, die Squaws und Papooses nicht ausgenommen, viel Arbeit und Bewegung hätten, damit das Blut im Körper nicht zu dick und träge würde. Es sei das einzige Mittel, die Krankheit zu vertreiben, aber auch das würde nicht viel helfen, wenn wir nicht frische Nahrung hätten."

Er machte wieder eine Pause, und in seinem Gesicht zuckte es, als ob die Erinnerung an das eben Erzählte ihm einen physischen Schmerz bereite. Dann seinen Bericht wieder aufnehmend, fuhr er fort:

„Die Schneezeit kam. Wir fingen eine Menge Fische an Schnüren, die wir durch Löcher im Eise in das Wassen ließen, und auch in Netzen. Teils verzehrten wir sie frisch, teils räucherten wir sie über den Feuern in unsern Tipis und Wigwams. Dann kam die große Kälte, und alles Leben erstarb. Das Land wurde zu einer großen Wüste von Schnee und Eis, über der die Stille des Todes ruhte. Kein Ton, als höchstens das Brechen eines Zweiges unter dem fürchterlichen Frost. Die Sonne selbst war geflohen und kam immer nur ein paar Stunden, und das Tageslicht war nichts als ein grauer Frosthauch, der die Luft füllte und den Himmel in seinen Schleiern verbarg.

Wir fingen keine Fische mehr, denn der Fluß war bis auf den Grund gefroren, und die Fische waren geflohen nach dem tiefen Wasser. Aber wir brauchten frische Nahrung. Der Missionsmann hatte uns gesagt, wir müßten sie haben, und wir sandten unsere Jäger aus.

Es war vergebens. Sie kamen stets ohne Fleisch zurück. Nicht einmal die Spur eines Wildes konnten sie auf tagelangen, ja selbst wochenlangen Wanderungen entdecken. Vier von unsern Jägern, die zusammen ausgezogen waren, kehrten überhaupt nicht mehr zurück. Sie kamen in einem Blizzard um, der zu dieser Zeit losbrach. Wir lebten von geräucherten und gefrorenen Fischen — und alles ging gut. Der Missionsmann hatte gelogen.

Hatte er?

Ich war damals noch kein Muskick-ki-wi-ni-ni, aber es blieb mir doch nicht verborgen, daß langsam, so langsam, daß man nicht wußte, wann es angefangen hatte, mit unserm Stamme eine Veränderung vorgegangen war. Die Frische und Heiterkeit war verschwunden, und eine Ahnung von Unheil schien auf jedem Gemüt zu lasten. Die Kinder, die früher lustig umhergesprungen waren, wurden träge, und die Erwachsenen wollten nicht mehr arbeiten. Wozu denn auch, da wir doch genug Nahrung, wenn auch keine frische, für den ganzen Winter hatten? Sie lagen in den Wigwams auf ihren Lagern von Fellen, oft selbst zu träge, das Feuer zu unterhalten.

Und jetzt fingen wir an, einander in den Mund zu schauen. Zuerst lachten wir — oder versuchten es wenigstens, denn das Lachen klang nicht aufrichtig. Eine geheime Furcht, die nicht hinweggelacht werden konnte, die aber auch niemand eingestehen mochte, schien tief in jedem Herzen zu lauern.

Und dann, eines Tages war es da — das Unheil. Die schwarzen Flecke waren da. Wir sahen sie im Munde eines Mannes, der seit einigen Tagen nicht mehr — aus Faulheit, wie wir erst geglaubt hatten — von seinem Lager aufgestanden war. Die Krankheit war über uns gekommen.

Unser Häuptling, Dead Body, der damals noch jung war,

nahm die Sache nun in die Hand. Er gab den Männern Arbeit, sandte sie aus, um Feuerholz zu schlagen. Sie widersetzten sich, und es kam fast zu einem Aufruhr. Aber es half nichts, sie mußten sich fügen. Die Squaws und Papooses mußten hinaus aus den warmen Wigwams in die eisige Kälte, zu spielen, zu laufen, zu springen.

Sie wollten nicht. Die Squaws weinten, und die Papooses schrien, denn es war so bitter kalt. Aber sie mußten. Alle Arten einfältiger Spiele wurden erdacht, nur um sie laufen und springen zu machen.

Es half nichts. Die Krankheit war da. Jeden Morgen war einer, der nicht mehr aufstehen konnte, sein Gesicht dunkelgrau, der Mund geschwollen, das Zahnfleisch wund und die Zähne lose. Sie stöhnten, bis das Stöhnen allmählich verstummte und der Körper sich streckte in der Starre des Todes.

Dann trugen wir ihn hinaus und vergruben ihn im Schnee.

Und die Squaws und Papooses fuhren fort, zu spielen, zu laufen, zu springen. — — —

Sie spielten — spielten um Leben und Tod. Aber jeden Morgen war eine Squaw oder ein Papoose, das niemals mehr spielen, oder ein Mann, der niemals mehr arbeiten oder jagen würde. Sie lagen kalt und steif in ihren Wigwams, bis wir sie hinaustrugen in den Schnee zu den andern.

Jeden Tag trugen wir mehr hinaus. Fast die Hälfte unseres Stammes war der Krankheit bereits erlegen. Und jeden Morgen wurde die Zahl der Toten größer und derer, die sie begraben sollten, kleiner.

Auch unser Papoose war von der Krankheit gepackt worden. Es jammerte und wollte bald auf diese Seite, bald auf jene gelegt werden. Kein Schlaf kam in seine Augen. Tag und Nacht saß die Mutter an seinem Lager, wachend mit brennen-

den, rotgeränderten Augen. Sie tat alles für sie, was sie konnte. Und wie wenig war das — kwahistuck!*) — wie fürchterlich, dazusitzen, ihre Schmerzen anzusehen und ihm keine Linderung bringen zu können.

Dann kam es über die Mutter. Sie brach zusammen und mußte ihr Lager suchen. Ich ging nicht mehr aus, und Dead Body zwang mich nicht mehr dazu. Er sah, daß es nutzlos war, und daß ich genug mit meiner Squaw und meinem Papoose zu tun hatte.

Der Missionsmann hatte gelogen! Nicht in bezug auf die Krankheit, aber in bezug auf ihre Heilung.

Bis dahin hatte ich mich aufrecht erhalten. Aber auch ich fühlte bereits, wie die unheimliche Krankheit durch mein Gebein schlich und mein Blut gerinnen machte. Und jetzt kam die Verzweiflung über mich.

Es war Nacht, und obwohl der rote Schein des Feuers meinen Wigwam durchleuchtete, schien er erfüllt von schwarzen Schatten des Unheils. Der eisige Sturm draußen schlug gegen die Wände, daß sie bebten, aber ich hörte nur das Stöhnen meiner Squaw und meines Papooses, und ein Gefühl tödlicher Verlassenheit kam über mich.

Und wieder dachte ich an den Missionsmann. Hatte er wirklich gelogen in bezug auf die Heilung der Krankheit? Vielleicht hatten wir mit all unserm Arbeiten und Bewegen im Freien nur deshalb nichts erzielt, weil wir nicht zu seinem Gott gebetet hatten? Hatte er nicht gesagt, der Christengott gibt einem alles, um was man ihn bittet? Ja, ganz sicher hatte er das gesagt. Und wie leicht war es, zu dem Gotte des weißen Volkes zu beten! Man brauchte keinen anderen, der für einen betet. Kein Pa-wa-kun. Man betet selbst. Und man kann zu irgend-

*) kwahistuck = Ausdruck des Bedauerns.

einer Zeit und alle Zeit zu ihm beten, während man Kitschi-Manitu nicht zu oft belästigen soll. Vielleicht würde der Gott der Christen, wenn ich zu ihm betete, einen armen, verlassenen Indianer erhören in der Stunde seiner größten Not. — —

Vielleicht? — —

Sicher!

Hatte der Missionsmann es nicht gesagt?

Und ich sank nieder auf meine Knie beim Feuer und sah die Schatten des Unheils nicht mehr, die vorher in den Ecken und Winkeln gelauert hatten, als ob sie den Augenblick erwarteten, sich unversehens auf mich zu stürzen; hörte nicht mehr das Stöhnen meiner Squaw, noch das Wimmern meines Papooses, denn ich betete — betete zu dem Christengott, — — betete, wie ich nie zuvor gebetet hatte. — — —

Die Nacht schritt vor. Das Feuer brannte langsam nieder. Es wurde kalt in der Hütte. Ich merkte es nicht. Ich kniete — und betete — —

Es mußte nach Mitternacht sein, als ich die Kleine nach ihrer Mutter rufen hörte.

Ich schalt sie, sagte ihr, ich wollte alles tun, was sie wünschte, nur sollte sie die Mutter ruhen lassen, die erschöpft sei von ihrer Krankheit und den Nachtwachen und die sicher sterben würde, wenn sie nicht die nötige Ruhe hätte. Aber sie sagte, die Mutter sollte nur kommen und ihr Gesicht an das ihre legen — dann wollte sie schlafen.

Schlafen! Großer Gott der Christen! Er hatte mein Gebet erhört. Viele Nächte war kein Schlaf in ihre Augen gekommen — und jetzt wollte sie schlafen!

Ich brauchte die Mutter nicht zu wecken. Sie hatte selbst in ihrem Erschöpfungsschlafe ihr Papoose gehört, und schwach, wie sie war, und in Schmerzen, kroch sie auf ihren Knien zu

ihrem Kinde und legte ihr Gesicht an seine heiße Wange. Und die Kleine schlang ihre Arme um der Mutter Hals und preßte einen Kuß auf ihre Lippen.

‚Jetzt will ich schlafen', sagte sie und schloß die Augen.

Ich nahm die Mutter in meine Arme und trug sie zurück nach ihrem Lager, wo sie in einen unruhigen Schlaf völliger Erschöpfung verfiel.

Und wieder sank ich auf meine Knie, betend zu dem Christengott für das Leben meines Kindes und meiner Squaw.

Stundenlang betete ich, alles andere um mich her vergessend. Ja, der Gott der Christen war ein großer Gott, war der wahre Gott, denn er hatte das Gebet eines armen Indianers erhört! —

Plötzlich wurde ich aus meiner Andacht erweckt durch einen Kältestrom, der langsam, wie eine Totenhand, über meinen Rücken fuhr.

Ich blickte auf.

Das Morgengrauen hatte sich bereits in unsern Wigwam geschlichen, und das Feuer war niedergebrannt bis auf einen Haufen glühender Asche. Es herrschte eine merkwürdige Stille, und das fahle Licht des frühen Morgens machte mich frösteln wie im Fieber.

Ich erhob mich von meinen Knien und trat an das Lager meiner Squaw. Sie schlief. Ihre Brust hob und senkte sich in den schweren Atemzügen eines tiefen Erschöpfungsschlafes.

Dann wandte ich mich zu meinem Papoose. Einen Augenblick wollte ich mich glauben machen, es schlafe auch — aber ich konnte es nicht. Auf dem kleinen Gesicht lag etwas, das mir die furchtbare Wahrheit verriet — und der Gedanke, daß es von mir gegangen sei — von mir gegangen für immer — gegangen, während ich glaubte, der Gott der Christen habe es gerettet, — fiel wie ein betäubender Schlag auf mich. Mit

einem halberstickten Schrei der Wut und des Schmerzes sank ich neben dem Lager hin — und weinte — — weinte, wie nur völliger Zusammenbruch von Geist und Körper und der Sturz von höchster Hoffnung zu tiefster Verelendung einen Mann weinen machen kann. — —

Ich weinte, Männer vom Stamme der Sioux, und ich schäme mich nicht, es zu bekennen — denn Minnewawa*) war mein einziges Kind." — — —

Seine Stimme brach in einer anscheinend aufrichtigen Gemütsbewegung. Nur ein einziger Ton kam aus der Versammlung als Antwort. Ein einzelnes Schluchzen. Es kam aus dem Munde seiner Squaw, die, das Gesicht in den Händen verborgen, ganz in der Nähe meines Beobachtungspostens saß. Unter den übrigen herrschte eine tiefe Stille, als ob jeder einzelne die Tragödie dieser einsamen Winternacht in der Eiswüste des Nordens vor seinem geistigen Auge sähe.

Ob Brauner-Donner diesen Ton jammervollen Schluchzens gehört hatte, konnte ich nicht entscheiden. Er gab kein Zeichen, sondern fuhr fort:

„Wie lange ich neben dem Lager meines toten Papooses gesessen hatte, ich weiß es nicht. Aber nach einiger Zeit, von einer unbeschreiblichen Wut erfüllt, erhob ich mich und schaute umher, als wenn ich aus einer Art Betäubung erwacht wäre.

Was hatte ich getan? Gebetet zu dem falschen, ohnmächtigen Gott der Blaßgesichter, der mich verhöhnt hatte!

Meine Augen fielen auf ein Bild an der Wand. Der Missionsmann hatte es mir gegeben und gesagt, es sei der Sohn des Christengottes, der einst als Mensch auf der Erde gelebt. Es war nicht groß, das Bild. Er hatte es in einem Buche liegen gehabt, und als er sah, daß mir die schönen Farben gefielen,

*) Singender Wind.

hatte er es mir geschenkt, und ich hatte es an die Wand meines Wigwams gehangen. Jetzt aber in meiner rasenden Wut riß ich es herunter, zerfetzte es in Stücke und warf diese in die glühende Asche, die sie schnell verzehrte.

Niemals — niemals wieder würde ich zu diesem schwachen, verräterischen Gott beten. Es gab nur einen wahren Gott, den Großen Geist der Indianer. Und wieder sank ich auf meine Knie, aber diesmal vor meinem Pa-wa-kun. Es war auf eine Büffelhaut gemalt und hing an der Wand. Und hier betete ich zu dem Großen Geiste der Indianer, daß er einem armen Indianer, der gefehlt hatte, vergeben möchte. Es war zu spät, mein Papoose zu retten, aber meine Squaw wenigstens sollte er mir lassen und den Fluch der unheimlichen Krankheit, der so viele unseres Stammes zum Opfer gefallen waren, von uns nehmen.

Ich mußte wohl eine lange Zeit gebetet haben und endlich in meiner Erschöpfung und Übermüdung in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit verfallen sein, aus dem ich plötzlich durch lautes Hundegebell und eine rauhe, scheltende Männerstimme geweckt wurde. Es mußten fremde Hunde sein, denn die unsern hatten wir längst getötet, um frisches Fleisch zu haben.

Als ich wieder vollständig zu klarem Bewußtsein gekommen war, sah ich einen Mann, in dicke Felle gekleidet, im Wigwam stehen. Ich kannte ihn. Er gehörte zu den Stämmen, die von den Blaßgesichtern Eskimos genannt werden. Er lebte ganz allein in einer Blockhütte nicht viele Meilen von unserm Kamp entfernt, und ich hatte ihn einmal auf einem Jagdzuge besucht. Seine Sprache konnte ich nicht verstehen, aber durch Zeichen hatte er mir erklärt, daß er sich nur während der Schneezeit hier aufhalte, um seine Fallen zu stellen, da er nach Spuren,

die er in der heißen Zeit gesehen, geglaubt hatte, daß die Gegend hier besonders reich an Pelztieren sei. Wenn die Zeit kam, wo die wilden Gänse und Enten wieder aus den wärmeren Ländern zurückkehren, dann wollte er seine Stammesgenossen wieder aufsuchen.

Trotzdem er ein erfahrener Trapper war, hatten ihn seine Erwartungen getäuscht. Seit Wochen und obwohl er seine Fallen in einem Kreise von vierzig und fünfzig Meilen*) aufgestellt, hatte er nicht die Spur eines Pelztieres oder gar Hochwildes gesehen. Zuletzt war die große Stille und Öde dieses eisigen Nordlandes über ihn gekommen wie eine Krankheit. Er mußte Menschen sehen und ihre Stimme hören, wenn auch nur für Stunden. Deshalb war er mit seinem Hundeschlitten nach unserm Kamp gekommen.

Der Blick seines grauen, buschigen Auges wurde ernst, als er mein totes Papoose und meine kranke Squaw sah und erfuhr, wie die tückische Krankheit in unserm Kamp gewütet hatte. Er fragte, was wir getan hätten, die Krankheit zu vertreiben. Als ich ihm deutlich machte, daß die Männer gearbeitet und die Squaws und Papooses gespielt hätten, um ihr Blut in Bewegung zu halten, schüttelte er den Kopf, womit er meinte, das sei alles nutzlos gewesen. Dann verließ er den Wigwam wieder, indem er andeutete, er wolle zurückfahren, um aus seiner Hütte ein Mittel zu holen, das uns alle gesund machen würde.

Würde es sich als wahr erweisen, was er sagte? War es die Hilfe, die Kitschi-Manitu uns sandte?

In einigen Stunden war er wieder da mit einem Sack Kar-

*) Englische Meilen je = 1,6 km. Es ist unglaublich, welche Entfernungen man in diesen Breiten als Fußgänger täglich zurücklegen kann, was wohl an der durch die Kälte verdichteten Luft und dem dadurch erhöhten Quantum von Sauerstoff in jedem Liter Luft liegt.

toffeln, den er in Pelze gepackt und mit heißen Steinen umgeben hatte, um sie vor dem Gefrieren zu schützen. Er nahm einige heraus, vorsichtig, als seien sie kostbar wie irgend etwas in der Welt. Dann schälte er sie, ganz dünn, um nichts davon zu verlieren, drückte sie zu einem Brei und preßte den Saft heraus. Als er einen Löffel davon gesammelt hatte, goß er ihn meiner Squaw in den Mund, worauf er nach den andern Wigwams ging, um dort dasselbe zu tun.

Auch mir hatte er einen Löffel voll eingeflößt, denn ich fühlte mich schlecht, und mein Kopf schien zu schwimmen. Trotz der Abstumpfung aller meiner Sinne wunderte ich mich aber doch, daß ein so einfaches Mittel imstande sein sollte, eine so heimtückische Krankheit zu heilen. Aber schon am Nachmittage wunderte ich mich nicht mehr, denn ich fühlte mich besser. Auch meine Squaw war besser, wenn sie auch, als sie erfuhr, daß unser Papoose tot sei, wieder niedergeworfen wurde und bis tief in die Nacht hinein weinte und schluchzte.

Am nächsten Tage gab uns der Eskimo mehr Kartoffelsaft, und am Abend dieses Tages konnten wir nicht mehr daran zweifeln, daß Kitschi-Manitu sich seiner bedient hatte, uns von dem Fluche dieser Krankheit zu befreien. Jeder von uns fühlte sich kräftiger, das weiche, schwammige Fleisch im Munde wurde wieder hart und die losen, wackelnden Zähne wieder fest.

Der Eskimo gab uns zu verstehen, daß der Saft von frischen Kartoffeln das einzige Mittel gegen diese fürchterliche Krankheit sei*), und daß er den Sack Kartoffeln gerade für einen solchen Notfall, der ihn zu jeder Zeit selbst treffen konnte, aufgehoben habe. Zu diesem Zweck hatte er eine Höhlung in den Boden seiner Hütte gegraben und darüber flache Steine gelegt, auf

*) Die seitdem erfolgte Entdeckung der Vitamine liefert für diese Heilwirkung des Kartoffelsaftes die wissenschaftliche Erklärung.

denen er stets ein Feuer unterhielt, um seinen Schatz vor Frost zu schützen.

Einige Tage später waren wir alle wieder gesund. Und jetzt hatte ich den Beweis, daß Kitschi-Manitu der einzige Gott ist, zu dem die Indianer beten sollen.

Am folgenden Tage bestatteten wir unser Papoose. Nicht im Schnee, sondern nach unserem indianischen Gebrauche in den Zweigen eines Baumes.

Es war anfangs unsere Absicht gewesen, dauernd zu bleiben, wo wir unser Lager aufgeschlagen hatten, aber die Schneezeit dort ist zu lang und die Kälte zu groß. Deshalb zogen wir, als es wärmer wurde, wieder nach Süden, bis zuletzt die Regierungsmänner uns die Reservationen anwiesen, in denen wir noch heute leben.

Zuerst wollte ich den Platz nicht verlassen, wo unser Papoose ruhte. Aber es war ja nicht mein Papoose, das ich dort zurückgelassen hatte. Die heimtückische Krankheit hatte den kleinen Körper so zerstört und entstellt, daß es nicht mehr mein Papoose war, was ich in Matten und Decken gewickelt und in der Krone eines mächtigen Ahornbaumes beigesetzt hatte, wo sein Geist sich auf den Wind schwingen konnte, um nach den glücklichen Jagdgründen zu reiten, die der Große Geist seinen roten Kindern bereitet hat.

Viele Jahre sind seitdem vergangen. Wir sind alt geworden, meine Squaw und ich. Aber unser Papoose haben wir nicht vergessen, und wir haben niemals zu Kitschi-Manitu gebetet, daß er uns ein anderes geben möchte, denn sein Platz in unsern Herzen sollte nicht von einem andern eingenommen werden." —

Er schwieg, und derselbe Ausdruck eines physischen Schmerzes, den ich schon mehrere Male beobachtet hatte, flog über sein Gesicht.

Ich mußte das Urteil, das ich mir über den Mann bereits gebildet hatte, einer Nachprüfung unterziehen. Bisher hatte ich ihn für einen Schuft der allergewöhnlichsten Sorte, einen Heuchler und Intriganten gehalten und mich darüber gewundert, daß die Indianer, denen es nicht nur nicht an Intelligenz mangelt, sondern die durchweg recht verschlagen sind, sich seiner Führung so willig unterwarfen und nicht durch den dünnen Schleier seiner kleinen und großen Betrügereien zu sehen vermochten. Entschieden war er nicht wählerisch oder gewissenhaft in der Wahl der Mittel, die ihm zum Zweck dienten. Aber in seinem Haß gegen die Weißen wenigstens und in der Überzeugung, daß er seinen Stamm vor der Annahme des Christenglaubens bewahren müsse, schien er aufrichtig zu sein. Und in welcher Form sich seine Heuchelei auch immer äußern mochte, seine Gefühle als Vater waren sicher echt. Vielleicht hatte er in den Tagen seiner Jugend auch wirklich einen guten, ehrlichen Charakter besessen, der ihm seitdem aber wohl zum großen Teil verloren gegangen war, vielleicht unter dem Einflusse des von ihm später gewählten Gewerbes eines Muskick-ki-wi-ni-ni, das mit Ausnahme einiger überraschender Kuren, die hin und wieder gelingen, kaum etwas anderes ist als eine Spekulation auf die grenzenlose Leichtgläubigkeit des eigenen Stammes. Auf jeden Fall stellte er eine sonderbare Mischung von Gut und Böse, Aufrichtigkeit und Heuchelei, Hingabe an das Andenken seines verstorbenen Kindes und bedauernswerter Schwäche gegen alkoholische Getränke dar. Und in dieser Form und unter diesem Gesichtspunkt wurde er zu einem menschlicheren Problem als in dem psychologischen Bilde, das ich mir ursprünglich von ihm entworfen hatte.

„Und zu diesem ohnmächtigen Christengotte hat man nun auch die Tochter von Pas-qua-pi-ta bekehrt", fuhr er jetzt wie-

der fort. „Es ist geschehen, wie ich vorausgesagt hatte, — und auf ihr ruht die Zukunft unseres Stammes! Könnt ihr euch vorstellen, was aus der Zukunft des Volkes der Sioux werden soll in der Hand eines Gottes, der nichts vermag? Ich habe sie gefragt, ob sie den Christengott aufgeben will, und sie sagte nein. Darauf habe ich mein Pa-wa-kun gefragt, und es hat mir im Traume mitgeteilt, daß wir ihr den Christengott austreiben sollen und daß sie die Squaw von Regen-ins-Gesicht werden müsse, wenn unsern Stamm nicht großes Unglück treffen soll. Deshalb habe ich euch zusammengerufen zu einem großen Lodgetanz, damit ihr mir helft bei der Austreibung des bösen Geistes aus ihr. Allein würde ich nicht mit ihm fertig werden, aber vor so vielen wird er Furcht haben."

Damit gab er den Anwesenden ein Zeichen, wieder mit der Musik zu beginnen, während zu gleicher Zeit auch die Tänzer wieder aus ihren Käfigen zum Vorschein kamen. Sie hatten die Zwischenzeit benützt, ihre Kleidung nach Möglichkeit zu verändern und sich vor allem die Gesichter anders zu bemalen. Sie begannen ihren Tanz wie vorher und begleiteten ihn mit ihren kleinen Flöten.

Brauner-Donner hatte sich währenddessen hinter die Reihe der Käfige begeben, die nach der Seite der Lodge lagen, auf der ich meinen Lauscherposten eingenommen. Hier hatte er seine Teufelsmaske mit den Hörnern und zwei Büffelfelle zurechtgelegt. Er befestigte die erstere vor seinem Gesicht, während er die letzteren, die wie das Meßgewand eines Priesters zusammengenäht waren, wie ein solches über seine Schultern warf.

Als diese merkwürdige Verkleidung beendet war, begab er sich wieder auf seinen früheren Platz in der Mitte der Lodge zurück und stellte sich vor Minnehaha. Eine Weile versuchte er, den Christengott in ihr durch drohende Blicke, die er durch die

Augenlöcher seiner Teufelsmaske auf ihn richtete, einzuschüchtern. Als das augenscheinlich ohne Wirkung blieb, denn das Mädchen verharrte in ihrer Unbeweglichkeit, bückte er sich und stürmte ein paar Schritte mit einem schrecklichen: „Huh—u—uh!" auf Minnehaha los.

Als auch darauf nichts erfolgte, sprang er wieder zurück und wiederholte die Attacke.

Eben war er im Begriff, sie zum drittenmal auszuführen, als er sich plötzlich mit einem Schmerzgeheul zu Boden warf und sich dort krümmte, wie ein Wurm.

„Uf! — Uf! — Uf! — Der Christengott ist in mich gefahren!" schrie er. „Uf! — Uf! — Helft mir! Schafft mich fort!"

Einen Augenblick lang wußte ich nicht, was diese Komödie bedeuten sollte.

Wollte er damit seine Stammesgenossen an die Wirksamkeit seiner Gott-Austreibungsmethode glauben machen?

Es sprangen tatsächlich einige der Männer hinzu, hoben ihn auf und trugen ihn, während er fortfuhr, zu heulen und sich zu winden und zu krümmen, aus der Lodge hinaus.

Das hieß aber denn doch die Realistik seines Verhaltens weiter treiben, als zur Täuschung der Versammlung unbedingt erforderlich schien.

Hätte es sich nur um diese beabsichtigte Täuschung gehandelt, so hätte er ruhig hier bleiben und seine Grimassen fortsetzen können. Das wäre noch viel eindrucksvoller gewesen. Die Versammlung hier freiwillig zu verlassen, nachdem der Opfertanz kaum begonnen, konnte doch wohl kaum in seiner Absicht gelegen haben. Auch schienen mir seine Krämpfe und seine Gesichtsverzerrungen, die ich ganz deutlich hatte beobachten können, da ihm, als er sich niederwarf, die Maske entfallen

und einige Schritte davongerollt war, zu natürlich zu sein, um auf eine bloße Komödie zu deuten.

Er war ja auch schon während seiner Rede mehrere Male wie von kolikartigen Anfällen gepackt worden — und wenn ich zuerst noch über deren Natur vielleicht im Zweifel gewesen war, jetzt war ich es nicht mehr.

Hatte ich nicht in seinem Tipi das Kraut bemerkt, das derartige fürchterliche Koliken hervorruft?

Es war zweifellos seine Absicht gewesen, mich von dem heute hier stattfindenden Opfertanze fernzuhalten. Daher hatte er mir den Absud dieses Krautes als Tee vorgesetzt, und nur meine Vorsichtsmaßregel des Vertauschens der Schalen hatte es bewirkt, daß er selbst das unglückselige Gebräu genoß. Und während er erwartet hatte, daß ich mich jetzt in Krämpfen auf meinem Lager winden würde und er inzwischen in aller Ruhe Minnehaha gegenüber seinen Hokuspokus üben könnte, war das ganze Unheil seiner „bösen Medizin" über ihn selbst gekommen.

Aber selbst unter den größten Schmerzen hatte ihn seine Durchtriebenheit nicht im Stich gelassen, und er hatte den Anwesenden das Vorkommnis — trotzdem ihm der wirkliche Zusammenhang der Dinge ebenso klar sein mußte wie mir — damit erklärt, „daß der Christengott in ihn gefahren sei".

Die Vorbereitungen zu dem heutigen Lodgetanz ließen mich jetzt auch das lebhafte Hin- und Herlaufen im Dorfe, das mir am Morgen aufgefallen war, verstehen. Man hatte jedenfalls nach bestimmter Verabredung nur alles vor mir geheim halten wollen.

Das Hinausbringen des Medizinmannes, dem seine Squaw gefolgt war, hatte einen gewissen Tumult in der Versammlungshalle hervorgerufen, der sich aber sofort legte und einer atem-

losen Spannung Platz machte, als Minnehaha, jetzt plötzlich ihre anscheinende Teilnahmslosigkeit und Unbeweglichkeit von sich werfend, auf die Füße sprang.

Sie streckte die Hand wie gebietend über die Versammlung aus, ihre Augen strahlten, und ihr Antlitz flammte. Ihre wunderbare Schönheit war mir noch niemals so zum Bewußtsein gekommen, wie in diesem Augenblicke.

„Das ist das Zeichen, auf das ich gewartet habe!" rief sie aus. „Es ist nicht der Gott der Christen, der in ihn gefahren ist, sondern der Teufel, den ihr Matschi-Manitu nennt. Ich wußte es, daß Gott einen Frevel, wie ihr ihn mit mir vorhattet, nicht zulassen würde. Er hat nichts zu tun mit bösen Menschen, sondern er schmettert nieder, wer sich gegen ihn auflehnt, wie er Schi-pi-ku-pi-neß niedergeschmetter hat. Und auch ihr sollt auf ihn hören. Der Christengott ist ein anderer wie Kitschi-Manitu. In alten Zeiten hat er zu den Menschen gesprochen, und was er gesprochen hat, ist in einem Buche aufgezeichnet und wird in den Schulen der Weißen gelehrt.

Männer und Frauen vom Stamme der Sioux, höret auf mich! Wenn der Christengott in Schi-pi-ku-pi-neß gefahren wäre, könnte er jetzt nicht aus mir sprechen. Ich würde ihn lästern, wie er ihn gelästert hat. — Und was tue ich? Ich stehe hier, um ihn euch zu verkündigen, und das muß euch beweisen, daß Schi-pi-ku-pi-neß ein Lügner ist. Ich bin aus der Schule der Weißen wieder zu euch zurückgekehrt, eine echte Sioux im Herzen, die keinen heißeren Wunsch hegt, als den Stamm der Sioux wieder groß und mächtig zu machen. Und wenn es nötig ist, daß ich euch einen Häuptling gebe dadurch, daß ich seine Squaw werde, so bringt mir einen ehrlichen Mann, und ich werde — —" ihre Stimme wurde hier unsicher „ihm sein, — — was ich kann.

Aber verlangt nicht von mir, daß ich einen brutalen, lasterhaften Menschen, wie Regen-ins-Gesicht, zum Manne nehmen soll. Wenn er unser Häuptling würde, so wäre das der Untergang unseres großen Volkes. Die Zeiten sind schwer für uns Indianer. Man hat uns unser Land genommen, und wo ihr früher den Büffel jagtet, da holt heute der Pflug des Weißen goldne Weizenkörner aus der Erde. Uns ist nichts geblieben als unsere Reservation. Aber mein Vater hat recht gehabt, es ist unnütz, davon zu träumen, daß die alten Zeiten wieder zurückkehren werden. Eine neue Zeit ist gekommen, und in diese müssen wir uns hineinfügen. Das geschieht aber nicht dadurch, daß wir von den Weißen nur ihre Laster annehmen und das Gute, das sie besitzen, von uns weisen.

Schi-pi-ku-pi-neß lügt, wenn er sagt, Kitschi-Manitu habe ihm im Traume geoffenbart, daß ich die Squaw von Regen-ins-Gesicht werden müsse. Kitschi-Manitu, den die Christen Gott nennen, hat keine Verbindung mit schlechten Menschen. Und Schi-pi-ku-pi-neß sagt das nur als Belohnung für den Whisky, den Regen-ins-Gesicht ihm gibt, wie er euch auch heute welchen gegeben hat, um — —"

Ich hörte nichts weiter, denn in diesem Augenblicke schnellte ein schwarzer Schatten neben mir empor und zwei eisenstarke Hände legten sich wie ein Schraubstock würgend um meinen Hals.

„Damn you!" zischte eine heisere Stimme, und das wutverzerrte Antlitz von Regen-ins-Gesicht erschien dicht vor dem meinen.

Ich versuchte, mich loszuwinden, aber es gelang mir nicht. Seine Hände legten sich nur fester um meinen Hals, und ich fühlte, wie mir der Atem abgeschnitten wurde. Mein Angreifer hatte alle Vorteile der Überrumpelung für sich und machte von

ihnen den besten Gebrauch. Er stand an meiner Seite, und das ist für den Angegriffenen wohl die schlechteste Lage, um sich erfolgreich zu wehren. Es brauchte aber nur einen Augenblick, um mich von der Überraschung zu erholen, und während ich bereits das Blut in meinen Ohren singen hörte und goldene Sterne mir vor den Augen zu schimmern begannen, stieß ich meinem Angreifer mit aller Kraft, die ich aufbringen konnte, die rechte Faust in die Magengrube. In dem Momente, wo der Schmerz des empfangenen Stoßes ihn ganz unwillkürlich seinen Griff an meinem Halse etwas lockern ließ, machte ich eine Wendung nach ihm hin, obwohl der Hals bei der Bewegung kaum mitfolgen konnte, stieß meine beiden Arme aufwärts zwischen die seinigen. Das hatte die Wirkung, diese dann so wuchtig auseinanderzuschlagen, daß auch die eiserne Muskelstärke, über die er verfügte, dem Stoße nicht widerstehen konnte und er meinen Hals fahren lassen mußte.

Inzwischen war mein stummer Begleiter mit allen Zeichen des Entsetzens und seinem gewöhnlichen, schrecklich anzuhörenden Geschrei in das Innere des Versammlungshauses gerannt und hatte den Anwesenden dadurch verraten, daß da draußen etwas Ungewöhnliches vorgehe.

Ich war zwei oder drei Schritte von meinem Angreifer zurückgesprungen und hatte meinen Revolver gezogen.

„Wenn du mir einen Schritt näher kommst, Schuft," rief ich ihm zu, „schicke ich dir eine Kugel ins Gehirn!"

Ob aus Furcht vor meiner Waffe, oder weil jetzt eine ganze Anzahl Indianer, einige mit brennenden Holzscheiten, die als Fackeln dienten, auf der Szene erschienen — er wiederholte seinen Angriff nicht.

Auf einen Mord, solange nur der kleine Indianerjunge als stummer und daher für ihn ungefährlicher Zeuge da war, wäre

es ihm sicher nicht angekommen. Angesichts so vieler seiner Stammesmitglieder aber, deren Verschwiegenheit ihm doch wohl nicht ganz sicher schien, war das eine andere Sache. Da ich aber durch Minnehaha von der mir keineswegs freundlichen Gesinnung auch der übrigen in Kenntnis gesetzt war, hielt ich es für richtiger, diese durch den Anblick meiner Waffe nicht noch mehr aufzureizen, und ließ daher, in der Mitte der Indianer Deckung suchend, meinen Revolver in die Tasche gleiten.

„Was ist hier los? — Was geht hier vor?" riefen verschiedene Stimmen durcheinander.

„Ein Lauscher", entgegnete Regen-ins-Gesicht höhnisch.

Es kamen immer mehr Indianer aus dem Versammlungshause heraus. Zuletzt auch Minnehaha.

Als sie mich erblickte und erkannte, sah ich, wie ihre Lippen bleich wurden. Aber sie schwieg.

„Er hat gelauscht!" riefen wieder einige den Neuankommenden entgegen.

„Und wem habe ich dadurch geschadet?" rief ich zurück. „Warum soll ich es nicht mit ansehen dürfen, wie ihr eure Feste feiert?"

Die meisten der Anwesenden nahmen aber doch, trotzdem ich kaum etwas getan hatte, das sie berechtigterweise hätte aufreizen können, eine drohende Haltung an.

„Geh nach deinem Tipi!" sagte Minnehaha in englischer Sprache. „Schnell — ich werde die Leute beruhigen!"

„Aber ich möchte — —"

„Geh, bevor es zu spät ist!" wiederholte sie dringender.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als ihrer Weisung Folge zu leisten.

„Was hast du ihm gesagt?" hörte ich noch eine tiefe Stimme fragen.

„Ich habe ihm gesagt," war ihre Antwort, „daß er als Gast der Sioux sicher ist in ihrer Mitte — daß ihr aber seine Anwesenheit nicht länger wünscht, und er wird morgen unsere Reservation wieder verlassen."

Ich hörte noch ein Durcheinander von Stimmen, einige laut und drohend, andere ruhiger, konnte aber bestimmte Wörter nicht mehr unterscheiden, denn ich hatte, den früher gemachten Umweg jetzt vermeidend, mit meinem kleinen Führer, der sich wieder zu mir gesellt und mir nicht von der Seite gewichen war, mich wieder meinem Tipi zugewandt.

Ein Heer von widerstreitenden Empfindungen bestürmte mich. Ich wußte nicht recht, ob ich mich über Minnehahas Verhalten freuen oder ärgern sollte. Die Rolle, die sie mir zugeteilt, war keine besonders heldenhafte.

Vielleicht nicht. Und doch gehörte mehr männliche Selbstbeherrschung dazu, einer Horde aufgeregter und teilweise halbbetrunkener Indianer aus dem Wege zu gehen, als sich ihr mit dem Revolver in der Hand gegenüberzustellen. Freilich, die schauspielerische Wirkung fehlte meinem Abgange gänzlich. Ich hatte nur die eine Genugtuung, zu wissen, daß Minnehaha mir das Rechte geraten und ich das Rechte getan hatte. Das ist aber nicht immer von überzeugender Kraft. Man fühlt sich häufig viel wohler, wenn man das Verkehrte getan, dabei aber Gelegenheit hatte, seinen Mut zu zeigen. Der Gedanke also, das Richtige getan, mich dabei aber vielleicht dem Verdachte der Feigheit ausgesetzt zu haben, wirkte nicht sehr erhebend auf mich ein. Dazu kam das niederträchtige Gefühl, daß ich, der ich hierhergekommen war, ein Indianermädchen zu beschützen, nun gewissermaßen von diesem beschützt worden war.

Unter all diesen Gedanken war ich zu einer Unterhaltung mit der alten Indianerin nicht aufgelegt. Ich erklärte ihr kurz,

was vorgefallen war, und warf mich dann angekleidet — nur den Pelz hatte ich abgelegt — auf mein Lager. Mich auszukleiden, schien mir denn doch nicht geraten. Dazu war die Stimmung im Dorfe zu unsicher.

Morgen wollte ich die Reservation verlassen, hatte Minnehaha dem Stamme gesagt. Es war klar, daß ich nicht länger hier bleiben konnte, denn der einzige Grund, um nicht zu sagen die einzige Entschuldigung für meine Anwesenheit, war der, Minnehaha zu schützen. Und das erschien mir jetzt einigermaßen problematisch. Ihr Geschick würde sich erfüllen, wie sie mir geschrieben hatte. Sie war eine Sioux und würde die Squaw eines Sioux werden. Das einzige, was ich noch für sie tun konnte, war, Regen-ins-Gesicht von ihr fernzuhalten.

Und das sollte geschehen.

Morgen möglichst zeitig wollte ich den Kamp verlassen. Das war entschieden. Ich hätte gewünscht, Minnehaha vorher noch einmal zu sehen, um mich mit ihr auszusprechen. Wenn das aber nicht zu bewerkstelligen war, dann mußte es eben unterbleiben. Vielleicht war das sogar das beste. Unsere Wege führten ja nach verschiedenen Richtungen. —

Noch lange lag ich unter solchen Gedanken wach, bis sich schließlich mein Denken zu verwirren begann und ich in einen unruhigen Schlummer sank.

9

Ich fuhr plötzlich empor.

Eine kleine Hand hatte leicht meinen Arm berührt, und im Augenblick war ich wach und blickte um mich.

An meinem Lager kniete Minnehaha. Sie war offenbar von der Rückseite in das Tipi gelangt, denn die Zeltwand war dort noch ein wenig verschoben. Das Feuer brannte langsam, ge-

nährt durch ein paar kräftige Stämme, die zu seiner Unterhaltung für die Nacht vollkommen ausreichten.

Draußen schien alles noch dunkel zu sein, und ich wußte im Augenblick nicht, ob es spät in der Nacht oder früh am Morgen war.

„Du mußt fort", sagte sie in englischer Sprache.

Sie schien in großer Erregung zu sein. Ihre Brust hob und senkte sich in hastigen Atemzügen, und auf ihrem Gesicht lag ein rosiger Hauch, der selbst unter der leichten Hautfärbung ihrer Rasse nicht zu verkennen war. Sie war wunderbar schön in diesem Augenblicke. Nie zuvor war mir ihre auserlesene Schönheit so zum Bewußtsein gekommen. Und diese Schönheit wurde nicht im mindesten beeinträchtigt durch den Umstand, daß sie ihre Augenlider mit den langen, wie Seide glänzenden schwarzen Wimpern niedergeschlagen hielt, um meinem Blicke nicht zu begegnen. Es war vergebens. Im Moment meines Erwachens hatte ich einen Blick in diese jetzt verhüllten Augen getan. Einen kurzen Blick nur, denn wie in Verwirrung oder Schreck hatten sich die Augendeckel sofort darüber gelegt. Aber er hatte genügt, mich neben der natürlichen und selbstverständlichen Erregung noch etwas anderes darin lesen zu lassen. Etwas anderes, das ich mir nicht klar machen konnte — und durfte. — —

Denn was konnte sie mir jemals sein oder werden? Rot und Weiß darf sich nicht mischen. Es wäre eine Sünde wider das Blut, für die andere — Unschuldige — nämlich die verachtete und überall in der Welt beiseite geschobene Halbblut-Nachkommenschaft büßen müßten.

Ich hatte mich aufgerichtet und nach meiner Uhr gesehen. Es war kaum vier Uhr.

„Well," entgegnete ich, „ich glaube selbst nicht, daß es noch

irgendwelchen Zweck hat, wenn ich hier bleibe. Ich war bereits entschlossen, nach dem Frühstück aufzubrechen. Aber es ist mir lieb, daß du noch einmal gekommen bist —"

„Du verstehst mich nicht", rief sie dringend. „Du mußt sofort gehen."

„Was ist los?"

„Regen-ins-Gesicht hat den Stamm gegen dich aufgehetzt. Er hat reichlich Whisky verteilt, und du weißt, wenn ein Indianer betrunken ist, weiß er nicht, was er tut, und ist wie ein wildes Tier. Sie sind alle gegen dich. Ich bin sicher, sie werden dich überfallen, und dann bist du verloren. Bedenke, einer gegen so viele und die meisten davon wild gemacht durch den Whisky!"

„Und wann denkst du, daß sie mir ihren Besuch machen werden?"

„Wer kann das sagen? Vielleicht warten sie bis morgen früh, vielleicht sind sie schon in wenigen Minuten hier."

„Und was ist aus eurem Fest geworden?"

„Das wurde nicht fortgesetzt. Schi-pi-ku-pi-neß wurde krank."

„Der Halunke. Er hat sich diesmal in seiner eigenen Falle gefangen."

„Was meinst du damit?"

Ich erzählte ihr die Umstände, die es gefügt hatten, daß der alte Gauner das mir zugedachte Gift selbst geschluckt hatte. Sie hörte aufmerksam zu, schien etwas verdutzt, da offenbar diese Lösung des Rätsels in die eigene Theorie, die sie sich darüber gebildet hatte, nicht ganz hineinpaßte. Dann aber sagte sie: „Weißt du, es war doch Gott, der das so fügte. Er sieht das Vergangene und Zukünftige und wollte Schi-pi-ku-pi-neß

für sein frevelhaftes Beginnen strafen. Deshalb gab er dir den Gedanken ein, die Schalen zu vertauschen."

Ich hielt es nicht für angezeigt, etwas darauf zu erwidern, sondern fragte: „Warum hast du dich vor mir nicht sehen lassen? Ich bin doch deinetwegen hierhergekommen."

Sie erschien zerknirscht, schwieg aber.

„Hielt man dich gefangen?"

„Nein."

„Und du wußtest, daß man den Tanz veranstaltete, um dich von dem christlichen Glauben abwendig zu machen?"

„Ich wußte es, aber das gelingt ihnen nie. Ich verließ mich auf Gott, der alles recht machen würde."

„Und Regen-ins-Gesicht?"

„Er ist der böse Geist unseres Stammes. Solange er seinen Whisky verteilt, tut jeder, was er verlangt."

„Das scheint mir auch so. Und weißt du, wo er ihn her hat?"

„Nein."

„Ich weiß es aber. Er braut ihn selbst, zusammen mit einem stelzbeinigen Yankeefarmer namens Jack Craig, der irgendwo in der Nähe eurer Reservation eine Farm hat."

„Woher weißt du das?"

„Ich habe es in Esterhazy entdeckt, wo sie den Whisky verkaufen und den Erlös dafür zum größten Teil wieder im Kartenspiel an andere Gauner verlieren."

„Um Gottes willen, das muß verhindert werden", rief sie erschrocken. „Oh, wenn doch Dead Body hier wäre! Er könnte mir raten, was zu tun ist. Nicht nur, daß Regen-ins-Gesicht den ganzen Stamm mit diesem unseligen Zeug vergiftet, so daß ich fürchte, sie werden nächstens noch alle möglichen Ausschreitungen begehen, sondern wir werden auch, wenn das die Behörden entdecken, sicher bei ihnen noch mehr in Verruf

kommen, als es schon jetzt der Fall ist. Wir werden dann noch viel mehr zu leiden haben."

„Ich denke, es wird nur einer zu leiden haben," erwiderte ich mit Nachdruck, „und das wird Regen-ins-Gesicht selbst sein."

Draußen fiel plötzlich ein Schuß, dem gleich darauf noch zwei oder drei andere folgten.

Minnehaha fuhr zusammen.

„Komm!" rief sie, „wir haben schon zu lange verweilt."

„Oh, ich glaube nicht, daß das Schießen viel zu bedeuten hat", beruhigte ich sie. „Du weißt, wenn ein Indianer Whisky bloß gerochen hat, fängt er schon an, mit seinem Schießeisen herumzufuchteln."

„Mag sein; aber eben deswegen dürfen sie dich hier nicht finden. Sie sind zu aufgereizt gegen dich, und es ist ihnen in solchem Zustande ganz gleich, was sie tun! Sie denken an keine Folgen."

Sie erhob sich bei diesen Worten, faßte meinen Arm, wohl um mir keine Gelegenheit zum Widerspruch zu lassen, und zog mich nach der Rückseite des Tipis.

Es erschien mir jetzt selbst geraten, ihrer Mahnung Folge zu leisten. Vorher wollte ich mich aber wenigstens von der alten Indianerin, die mir Gastfreundschaft gewährt hatte, und ihrem Jungen verabschieden. Der letztere hatte bis jetzt fest geschlafen. Erst bei den Schüssen draußen war er emporgefahren. Die Alte hatte schon während meines ganzen Gesprächs mit Minnehaha wach auf ihrem Lager gesessen und uns beobachtet, ohne aber natürlich zu verstehen, was wir sprachen.

Ich reichte ihr jetzt eine Banknote, die ihr als arme Witwe recht willkommen sein mußte, gab dann ihr und dem Jungen die Hand und folgte Minnehaha durch die Öffnung in der hinteren Zeltwand, diese hinter mir wieder schließend.

Tiefes Dunkel umgab uns.

„Kannst du ohne Sattel reiten?“ flüsterte Minnehaha, indem sie gleichzeitig nach meiner Hand suchte und mich vorwärts zog.

„Ich denke“, erwiderte ich.

„Ich habe zwei Pferde dort im Busch angebunden. Sie gehören Regen-ins-Gesicht. Ich habe sie aus dem Fenz (der Umzäunung) geholt. Aber ich fand keine Sättel.“

„Wozu zwei Pferde? Du willst doch nicht etwa auch die Reservation verlassen?“

„Ich gehe mit dir, bis ich weiß, daß du sicher bist. Ich kenne jeden Fußbreit des Landes hier herum. Sobald du in Sicherheit bist, reite ich zurück und bringe die Pferde wieder in den Fenz.“

„Aber man wird entdecken, daß du mich gewarnt und mir zur Flucht verholfen hast.“

„Was tut das? Vor Gewalttaten bin ich sicher.“

Das langgezogene klagende Geheul eines Wolfes, das von den Wänden der nahen Berge in unheimlichem Echo zurückgegeben wurde, klang durch die dicke Nachtluft. Ein anderes Heulen folgte und wurde aufgenommen wieder von anderen, die sich, aus verschiedenen Richtungen kommend, mit dem ersten mischten.

Noch ehe das Echo verklungen war, fegte ein Windstoß von den Bergen uns entgegen und hob den feingepulverten Schnee in dichten Wolken. Vom Flußbett herauf kam ein anderer Windstoß, und zusammenprallend begannen sie einen wilden Kampf um die Oberherrschaft in der froststarren Landschaft. Und während sie kämpften, fegten frische Wolken von Schneestaub, wie von Furien gepeitscht, aus allen Richtungen nach dem Kampfplatz. Aufeinanderstoßend auf ihrem Wege, balgten

sie sich untereinander, jede unduldsam gegen die Einmischung der anderen, und ihr Sausen und Pfeifen klang wie das Geschrei einer Horde Nachtgeister.

„Laß uns eilen!" schrie meine Begleiterin mit Anstrengung, um sich in dem Brausen des Windes überhaupt verständlich zu machen. „Die Wölfe sind in der Nähe, und ich fürchte, die Pferde könnten unruhig werden und sich losreißen."

Sie zog mich weiter hinein in das Dunkel. Bald nahm uns der Busch auf, der in der Nähe des Kamps mit den Bergen zugleich begann, der uns aber in seiner laubloſen Kahlheit nur geringen Schutz gegen die Windsbraut und die durch die Nachtluft gepeitschten Schneewolken gewährte.

Ein unruhiges, ängstliches Schnauben zeigte mir an, daß wir in der Nähe der Pferde angelangt waren.

„Quiet, Pat! — Be quiet, Dick, old boy!" rief ihnen Minnehaha zu.

Sie kannten wohl die Stimme, denn ein leises Wiehern antwortete ihr.

„Sie sind noch da, — Gott sei Dank! — Hier, nimm du den Braunen. Ich nehme den Schimmel, er kennt mich."

Mit diesen Worten löste sie den Halfter und schwang sich gewandt wie eine Katze auf das eine Pferd, während ich auf das andere kletterte. Ich hatte noch kaum meinen Sitz gefunden, als sie schon beide Pferde antrieb.

„Du brauchst nichts zu tun," rief sie, „ich führe dein Pferd, denn ich kenne den Weg."

Und hinein in das dicke Unterholz brachen wir, und die Zweige der Bäume und Sträucher schlugen gegen uns, daß wir beide uns vornüber auf den Hals der Pferde legen mußten.

Soweit ich erkennen konnte, schlugen wir eine Richtung ein, die nordöstlich vom Flußbett abführte.

Nach einer Weile bogen wir in eine Talsenkung ein. Das Gebüsch wurde weniger dicht, und die Winde, die hoch oben über den Häuptern der Hügel pfiffen, senkten sich nur in einzelnen Stößen auf uns hernieder.

„Wo führst du mich hin, Minnehaha?" fragte ich, denn das Sprechen war jetzt schon wieder ohne zu große Anstrengung möglich.

„Der nächste Weg wäre freilich der Trail nach Rocanville gewesen," antwortete sie, „aber dort und auf dem Flusse hätten sie zuerst nach uns gesucht. Ich hoffe, sie haben noch nicht entdeckt, daß du den Kamp verlassen hast, und werden uns einen guten Vorsprung lassen."

„Wie sollten sie uns hier finden während der Nacht?" erwiderte ich. „Sie können unsere Spuren im Gestrüpp nicht sehen, und bevor es hell wird, sind sie vom Winde verweht."

„Sie haben Hunde", war ihre Antwort.

„Auch die können ihnen nicht viel helfen", beruhigte ich sie. „Die Schneedecke zwischen dem Dorf und der Stelle, wo wir die Pferde bestiegen haben, ist unter dem Winde in steter Bewegung, und jede Spur von Geruch, die unsere Füße etwa zurückgelassen haben, ist längst fortgeblasen. Und hier, wo es ruhiger ist, können sie höchstens die Pferdespuren wittern, und die sind ihnen nicht verdächtig."

Wieder erklang jetzt das langgezogene, jämmerlich klagende Geheul eines Wolfes von irgendwoher aus dem Gebüsch. Es stieg hinauf an den Bergwänden, hinweg über die Wipfel der Bäume, bis das ganze Tal mit seinem schauerlichen Echo erfüllt war. Und den Schrei eines ihres Geschlechts erkennend, kam die Antwort aus den tiefen Kehlen anderer, die, von Hunger gepeitscht, durch den Wald strichen.

Sie klangen näher und näher, bis das Unterholz vor uns

knackte und einige lange, geschmeidige, bis auf die Rippen abgemagerte Formen, die sich mit unheimlicher Deutlichkeit aus dem fahlen Abglanz der Schneedecke abhoben, sich durch das Gebüsch bewegten.

Die Pferde waren stehengeblieben und bäumten sich mit aufgeblähten Nüstern und Schaum vor dem Maule hoch auf. Ohne Zügel, denn sie trugen nur den Halfter und einen daran befestigten Strick, an dem Minnehaha das meinige führte, wäre ich fast von dem Rücken meines Tieres herabgeglitten.

Minnehaha drängte ihr Pferd dicht an das meinige heran und legte ihre Hand, wie Schutz suchend, auf meinen Arm.

„Hast du eine Waffe?" fragte sie, und aus ihrer Stimme klang die Furcht.

„Sei ruhig, ich habe meinen Revolver", entgegnete ich.

Ich war aber weit davon entfernt, selbst ruhig zu sein. Solange wir uns auf dem Rücken unserer Pferde halten konnten, waren wir sicher genug, aber diese gaben jetzt schon Zeichen der lebhaftesten Unruhe von sich, und ohne Zügel hatten wir nur geringe Kontrolle über sie. Wir mußten jeden Augenblick erwarten, daß sie einen entsetzten Sprung tun und uns abwerfen würden.

Und was dann in dem nachtdunklen Busche folgen würde, das gehörte zu den Tragödien, wie sie sich jeden Winter in der schweigenden kanadischen Wildnis abspielen. Denn die kanadischen Wölfe sind einstweilen noch ohne die heilsame Furcht vor dem Menschen, die deren in der Entfernung tötende Waffen dem amerikanischen Wolfe bereits eingejagt haben.

„Dann vorwärts!" rief Minnehaha, indem sie ihre mokkasinbekleideten Füße in die Weichen ihres Pferdes stemmte, ihm mit einem von einem Baume gerissenen Zweige einen Hieb

versetzte und gleichzeitig auch das meinige durch einen lauten Anruf vorwärtszutreiben versuchte. „Wir müssen sehen, daß wir freies Land gewinnen, damit sich die Wölfe nicht an uns heranschleichen können. Sie sind gefährlich dieses Jahr, denn wir haben nicht viel Schnee gehabt, und das Hochwild konnte sich daher meist vor ihnen retten."

Die Pferde schienen aber unwillig zu sein, vorwärtszugehen. Sie griffen zwar etwas stärker aus, aber sie brachen doch nur zögernd und mit allen Zeichen der Furcht durch das unter ihren Hufen brechende, trockene Buschwerk.

„Halt!" rief ich, indem ich gleichzeitig mein Pferd zum Stehen zu bringen suchte, was mir freilich nicht gelang, da Minnehaha mir etwas voraus war und es am Stricke nachzog. „Ich dulde nicht, daß du auch nur einen Schritt weiter reitest. Du mußt zurückkehren, und zwar sofort. Du kannst es jetzt noch ohne Gefahr tun. Aber vor uns scheint es von Wölfen zu wimmeln. Die Rudel der ganzen Gegend scheinen sich hier ein Stelldichein gegeben zu haben."

„Und du?"

„Sorge dich nicht um mich. Ich werde sehen, wie ich mit ihnen fertig werde. Schlimmstenfalles finde ich irgendwo einen Baum, auf dem ich bis zum Anbruch des Tages sicher bin. Die Bestien sind nur in der Dunkelheit gefährlich. Ich würde es mir niemals vergeben, wenn du meinetwillen in Gefahr kämst."

„Woher weißt du, daß die Gefahr hinter uns nicht ebenso groß ist wie vor uns? Wir sind ungefähr drei Meilen geritten. Die Wölfe scheinen überall umherzustreifen, und anstatt einer Gefahr zu entgehen, würde ich vielleicht gerade in sie hineinreiten. Ich gehe auf keinen Fall zurück, bevor ich dich in Sicherheit weiß. Wir haben nur noch zwei Meilen bis zu einem kahlen Hügel, der den Wölfen keine Deckung gewährt. Dort

kannst du sie mit deinem Revolver abhalten. Hast du genug Patronen?"

„Patronen genug, aber es handelt sich um das Laden."

„Dann vorwärts. Unsere Sicherheit hängt von unserer Schnelligkeit ab. Kein Wort mehr!"

Ich war noch nicht zufriedengestellt, trieb aber doch mein Pferd an. Daß der Rückweg für Minnehaha nicht ohne Gefahr war, ließ sich nicht leugnen. Aber ich konnte ihr meinen Revolver geben, damit sie, wenn die Wölfe sie überfielen, das Begleitpferd erschießen und ihnen als Beute lassen konnte. Das hätte ihr Zeit gegeben, den Kamp zu erreichen. Es setzte aber voraus, daß sie imstande war, sich auf dem Pferde zu halten, und nicht etwa bei den zu erwartenden Sprüngen desselben abgeworfen wurde, was trotz der Leichtigkeit und Geschmeidigkeit, mit der sie sich darauf hielt, keineswegs ausgeschlossen war.

Es war jedoch unmöglich, ihr das bei den unsicheren Bewegungen der Pferde und unter den häufigen Windstößen, die uns die Worte vom Munde wegbliesen und sie in den Schneewolken zerstäubten, auseinanderzusetzen. Und schließlich war die Gefahr vor uns in der Tat nicht größer als hinter uns, mit dem einzigen Unterschiede, daß wir hier immer weiter in die Wildnis hineinjagten, während im andern Falle ein Ritt von drei Meilen sie in Sicherheit gebracht hätte.

Schweigend stürmten wir dahin, die Pferde mit gespitzten Ohren und fliegenden Mähnen, ängstlich schnaufend und sich jedesmal entsetzt aufbäumend, wenn zwischen den Baumstämmen hindurch gelbglühende Augen leuchteten, und dunkle, langgestreckte Körper mit kleinen, spitzen Ohren und hervorstehenden Rippen sich durch die Büsche stahlen.

Unsere Augen hatten sich vollständig an die Dunkelheit ge-

wöhnt, und der Widerschein der weißen Schneedecke war genügend, um diese Nachtgestalten unheimlich deutlich zu machen.

Und sie kamen näher und näher. Wohl ein Dutzend waren um uns herum. Die Pferde zitterten, — bockten, — bäumten —

„Stop, Minnehaha!" schrie ich, als eben ein besonders dreister Wolf einen Sprung auf den Rücken meines Pferdes gewagt hatte, durch einen Hufschlag desselben aber heulend in das Gebüsch zurückgeworfen worden war.

Ich war vom Pferde geglitten, bevor meine Begleiterin noch verstand, was ich beabsichtigte; denn sie trabte mit beiden Pferden noch eine Strecke weiter, während ich meinen Revolver schußfertig machte.

Dann knallten in rascher Aufeinanderfolge drei Schüsse. Drei von den heulenden Stimmen schwiegen, und drei Körper lagen dicht beieinander auf dem Schnee. Ja, ich hatte gut gezielt. Das war aber auch nötig gewesen, und sie waren mir nahe genug gekommen, um mir das nicht allzuschwer zu machen.

Ohne mich einen Augenblick lang aufzuhalten, lief ich vorwärts nach der Stelle, wo Minnehaha mit den Pferden hielt, und schwang mich auf.

„Vorwärts jetzt!" rief ich. „Das wird uns wohl für eine Zeitlang Ruhe geschafft haben."

Und wir trieben die Pferde wieder an, während ich mühevoll mit den in der grimmigen Kälte steifgefrorenen Fingern die abgeschossenen Patronen durch neue ersetzte.

„Noch eine Meile!" rief Minnehaha.

Drei der Wolfsstimmen hatte ich zum Schweigen gebracht, aber ein Dutzend anderer wurden laut. So dreist wie diese Nacht hatte ich die Bestien noch kaum gesehen. Aber der Blutgeruch war in der Luft, der Geruch, der ihre Begierde reizte. Und sie witterten ihn mit in die Luft gestreckten Mäulern, vor

denen der Schaum stand, und die heißen, glühenden Zungen leckten die Lefzen. In großen Sätzen sprangen sie nach der Stätte, wo eine Mahlzeit für ihre hungrigen Leiber bereitet war, wütend mit den andern kämpfend, die bestrebt waren, sich ihren Anteil zuerst zu sichern. Den Tod fürchteten sie nicht, aber den Hunger.

Die Augen der Pferde glühten in das Halbdunkel vor uns hinein. Sie sahen dort keine Wölfe und griffen aus mit langen Schritten und Sprüngen, unbekümmert um den Weg und unbekümmert darum, ob sie ihre Beine im Stachelgebüsch blutig rissen.

Nach einer Weile lichtete sich der Wald, und die Gegend wurde sandig und kahl.

Vor uns lag ein Hügel, nur an wenigen Stellen mit einigen kümmerlichen Sträuchern bewachsen.

Minnehaha streckte den Arm aus und deutete darauf hin.

Das war also unser Ziel, die Festung, von der aus ich eine Meute hungriger Wölfe bekämpfen sollte! Nun, sie bot wenigstens den Vorteil einer offenen Landschaft, die den Buschwölfen niemals recht geheuer vorkommt, — wir waren vor hinterlistigem Beschleichen geschützt, und es war hier beträchtlich heller, so daß ich ohne Schwierigkeit mein Ziel finden konnte, wenn sich das als nötig erweisen sollte.

Als wir die Höhe des Hügels erreicht hatten, sprangen wir ab.

„Halte du die Pferde!“ wandte ich mich an meine Begleiterin. „Ich werde sehen, daß ich die Wölfe vertreiben kann.“

Ich entfernte mich etwas von der Spitze des Hügels, um den Kampf, der sich in den nächsten Minuten entspinnen mußte, nicht in zu großer Nähe der Pferde zu führen. Die Wölfe stahlen sich auch schon näher. Die Mahlzeit, die ich ihnen verschafft, hatte nicht lange vorgehalten. Aber sie waren entschieden vor-

sichtiger und hielten oft an, um ihr traurig klagendes Geheul in die Luft zu senden. Ein besonders verwegenes Biest von kolossaler Größe kam bis auf zwanzig Schritt an mich heran, setzte sich in den Schnee und fletschte die Zähne.

Ich richtete meinen Revolver auf ihn. Im nächsten Augenblicke peitschte der Knall des Schusses durch die Morgenluft.

Die Bestie wälzte sich in ihrem Blute, und nach einem Augenblicke furchtsamer Zögerung stürzte sich die Horde der übrigen auf sie, und bald war ihr Körper nichts als eine Masse blutiger, dampfender Fleischstücke, um die sie sich mit grimmiger Wut stritten.

Und wieder und wieder drückte ich meinen Revolver ab, bis ich alle sechs Schuß verbraucht hatte. Ich hatte kaum nötig, zu zielen, denn die Bestien bildeten einen Knäuel, in dem eine Kugel stets ihr Ziel fand.

Schnell leerte ich die Kammer und setzte neue Patronen ein, deren Kugeln den anderen mit gleich tödlicher Wirkung folgten.

Es war ein Kampf, der auch das verhärtetste Gemüt mit Abscheu erfüllt hätte. Die Luft sättigte sich in einem Übelkeit erregenden Grade mit Blutgeruch und Pulverdampf, und in die Schüsse mischten sich die Todesschreie und das Triumphgeheul der Rotte, wenn ihr wieder ein neues Opfer zur Stillung ihres rasenden Hungers geliefert wurde.

Der Mond, dessen Sichel ohne Leuchtkraft am Himmel gestanden, hatte längst seinen Meridian passiert und sank in die Baumwipfel, die sich im Westen als schwarze Schatten aus der Dunkelheit abhoben. Ein fahler, ganz fahler Schimmer im Osten verkündete den anbrechenden Morgen.

Ich hatte meinen Revolver noch einmal geladen und abgeschossen, und es waren nur wenige Wölfe übriggeblieben, die es vorzogen, mit den Kadavern ihrer Kameraden, die noch kurz

zuvor mit ihnen auf der Streife gewesen waren, sich in das schützende Dunkel des umgebenden Gebüsches zurückzuziehen.

In diesem Augenblick hörte ich einen Ruf von Minnehaha.

„Schnell!" rief sie. „Ich höre Pferdestampfen. Man hat deine Schüsse gehört und weiß jetzt, wo wir sind. Wir müssen fort."

Sie saß bereits auf dem Pferde, und ich schwang mich auf das meinige.

„Wohin?" rief ich, denn sie hatte die Pferde schon in entgegengesetzter Richtung angetrieben.

„Wir dürfen nicht weiter in den Wald hinein", erklärte sie atemlos, während wir den Hügel hinabtrabten. Er war flach genug, daß wir das den Pferden zumuten konnten. „Sie würden unsere Spuren finden und verfolgen, denn es wird bald hell werden. Wir müssen uns nach dem Flusse wenden. Dort in der ausgetretenen Fahrbahn kann man einzelne Spuren nicht so leicht sehen. Wir reiten einige Meilen auf dieser Bahn entlang, bis wir irgendwo abbiegen können."

Der Wald hatte uns inzwischen wieder aufgenommen, und wir brachen durch ihn hindurch dem Flusse zu. Um ihn zu erreichen, waren wir gezwungen, unsern Weg in schräger Richtung wieder eine Strecke zurück zu verfolgen, so daß wir, als wir nach etwa einer halben Stunde das Flußufer erreichten, kaum eine Meile in gerader Richtung von dem Indianerdorfe entfernt waren.

Unsere Verfolger mußten unsere Abbiegung bemerkt haben, denn sie waren uns auf den Fersen. Wir konnten in der Ferne das Stampfen von Pferdehufen und einen gelegentlichen in den eigentümlichen, hohen Kehltönen der Indianer ausgestoßenen Kriegsruf vernehmen. Das bewies zugleich den Zustand, in dem sich wenigstens ein Teil von ihnen befinden mußte,

denn sich einem Verfolgten auf diese Weise bemerkbar zu machen, widersprach so sehr den Instinkten ihrer Rasse, daß sie es in nüchternem Zustande sicher vermieden hätten.

Wir hatten unsere Pferde jetzt in Galopp gesetzt und flogen über die Schneedecke des Flusses, über die ich erst vor zwei Tagen zu Fuß gewandert war.

Den Pferden schien der Weg bekannt zu sein, denn sie bedurften kaum eines Antriebes, und mein Brauner wieherte verständnisvoll, als sei ihm jetzt das Ziel unseres nächtlichen Ausfluges völlig klar. Er drehte den Kopf nach dem an seiner Seite galoppierenden Schimmel, um ihm diese Feststellung mitzuteilen.

Bald kamen wir an der Stelle vorüber, wo ich von dem Kamme des Hochplateaus aus nach dem Flußbett abgestiegen war. Eine halbe Meile weiter trat das Ufer an dieser Seite plötzlich eine Strecke zurück, und als wir diese Stelle erreicht hatten, bogen unsere Pferde ganz von selbst um einen Felsenvorsprung, der sich hier kulissenförmig und parallel mit dem Ufer in den Fluß hineinschob und so gewissermaßen einen Seitenarm von diesem abtrennte.

Die dadurch entstandene Einbuchtung war kaum hundert Schritt lang, und die Pferde kamen, ohne daß wir ihnen ein Zeichen dazu gegeben hätten, hier zu einem so plötzlichen Halt, daß wir fast über ihre Köpfe geflogen wären.

Wir sprangen ab.

„Das ist merkwürdig," sagte ich, „die Pferde scheinen den Weg hierher zu kennen. Aber wir sind wohl in eine Sackgasse geraten, denn soviel ich sehen kann, macht der Fluß hier nur eine Einbiegung, und der Weg führt nicht weiter."

Es war dunkler hier als draußen auf dem Flusse, aber nicht dunkel genug, um mich nicht erkennen zu lassen, daß wir hier

ringsum von Bergwänden eingeschlossen waren. Zu irgendeiner Zeit und aus irgendwelchen Ursachen war hier eine Abspaltung der vorderen Bergwand erfolgt, die nur nach dem Flusse zu eine Öffnung aufwies. Die Wände waren nicht sehr hoch, aber mit dichtem Gebüsch bewachsen, wie das Ufer hier überhaupt.

„Es ist kein Zweifel, wir sind in eine Sackgasse geraten", wiederholte ich. „Die dummen Tiere haben uns schön angeführt. Wir müssen wieder zurück und haben nur unnütz Zeit verloren. Komm, laß uns weiterreiten!"

„Halt!" rief das Mädchen, indem sie ihre Hand auf meinen Arm legte. „Ich habe einen Gedanken. Du bleibst hier. Du kannst von hier aus leicht die Uferhöhe ersteigen. Aber warte damit, bis unsere Leute vorüber sind, damit sie nicht etwa durch das Brechen von Zweigen oder Abbröckeln von Steinen auf dich aufmerksam gemacht werden."

„Und du?"

„Ich reite mit beiden Pferden weiter. Sie haben uns noch nicht gesehen und werden mich bei den Krümmungen, die der Fluß macht, auch noch eine ganze Weile lang nicht sehen. Sie folgen einfach den Hufschlägen, und wenn ich sie weit genug von hier fortgelockt habe, biege ich nach der andern Seite des Flusses ab. Das Land wird dort allmählich flach, und ich reite in einem großen Bogen nach dem Kamp zurück."

„Sie würden dich aber vorher einholen."

„Das ist möglich. Aber was schadet's? Sie entdecken dann einfach, daß sie überlistet worden sind, ohne daß sie eine Ahnung davon haben, wohin du ihnen entkommen bist. — Du mußt dich von hier aus nördlich wenden, dann kommst du nach Tantallon, denn es wird nicht ratsam sein, daß du nach der Höhle zurückgehst. Hier ist ein Beutel mit Pemmican. Ich habe ihn

mitgenommen, weil ich nicht wußte, wie lange unser Ritt dauern würde. Du wirst ihn brauchen können, denn du hast einen Weg von fünfzehn bis zwanzig Meilen vor dir."

„Und du willst nach dem Kamp zurück?"

„Du bist in Sicherheit, wenn unsere List gelingt", war ihre mit unsicherer Stimme gegebene Antwort.

„Das meine ich nicht. Ich habe nur ein Gefühl, als ob ich dich nicht zurückgehen lassen sollte. Du gehörst nicht mehr zu den Leuten dort — bist ihnen fremd geworden und kannst dich unter ihnen nur unglücklich fühlen."

„Meine Welt ist dort, — die deinige da! —" antwortete sie, und ihre Stimme schien allen Klang verloren zu haben.

Dabei zeigte sie zuerst in der Richtung nach dem Kamp, dann machte sie mit dem Arm nach der entgegengesetzten Seite eine halbkreisförmige Bewegung, als wollte sie ein großes Gebiet anzeigen.

„Good by."

Sie zog die Kapuze ihres Mantels dichter über ihre Augen, schwang sich auf ihr Pferd und galoppierte, das andere am Stricke mit sich führend, auf das Flußbett hinaus.

Ich stand und blickte ihr nach — —

— — — stand auch dann noch, als die Dunkelheit längst die Umrisse ihrer Gestalt in sich aufgenommen hatte —

Sie hatte recht — — —

Ihre Welt lag dort in der engen Reservation — die meinige war die weite, weite Erde Gottes da draußen und die große Gesellschaft der Weißen. —

Was hatten diese beiden Welten miteinander zu tun? — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich hatte mich in die Büsche zurückgezogen, für den gar nicht unwahrscheinlichen Fall, daß meine Verfolger vielleicht doch in dieser Schlucht nach mir suchen würden.

Es geschah nicht. Ich hörte sie draußen auf dem Flußbett vorübergaloppieren. Aber sie machten nicht halt, offenbar gelockt von den Hufschlägen der ihnen vorausgaloppierenden beiden Pferde.

Immerhin hielt ich es für geraten, noch eine Weile in meinem Versteck zu bleiben. Sie konnten zurückkommen, wenn das auch nicht sehr wahrscheinlich war.

Ich saß in dem trockenen Schnee unter einem dichten Busche, der mich etwaigen in die Schlucht hineinspähenden Blicken völlig verbarg, wenigstens dann, wenn man nur nach meiner Person schaute und nicht etwa nach meinen Spuren suchte.

Allmählich begann es heller zu werden. Das Silber am östlichen Himmel färbte sich zu Gold. Das Gold wurde tiefer und tiefer, bis sich ein rosa Schein über das Gelb legte und die am Himmel hinziehenden weißen Wolken mit blutroten Rändern bemalte.

Von Zeit zu Zeit fegten heftige Windstöße in die Schlucht, Massen von trockenem Schneestaub vor sich hertreibend. In einigen Stunden spätestens mußten auf diese Weise auch die tiefen Spuren unserer Pferde verweht und höchstens dem Auge eines geübten Pfadfinders erkennbar sein.

Der Gedanke an die Spuren brachte mich aber auf einen andern Gedanken.

Die Pferde waren hier eingebogen, als ob sie den Weg schon oft gemacht hätten. In diesem Falle mußten aber viele Spuren hier sein, was die Möglichkeit, daß die meinigen entdeckt würden, beträchtlich verminderte.

Ich sprang auf und schlich vorsichtig bis an den Ausgang der Schlucht, um mir Gewißheit darüber zu verschaffen. Dort, wo sie in den Fluß ausmündete, war nichts zu erkennen. Die Schneedecke war uneben wie Meereswellen, mit hohen Verwehungen an vielen Stellen, in denen die Spuren unserer Pferde tief eingedrückt waren. Ich füllte diese mit Schnee, es dem hier an der Ecke scharf blasenden Winde überlassend, die Kennzeichen meiner Arbeit so zu verdecken, wie er alle früheren Spuren, wenn solche in der Tat hier vorhanden gewesen waren, verdeckt hatte. Im Verfolg meines weiteren Suchens kam ich etwa in der Mitte der Felsspalte an eine Stelle, die in einer Schneewehe einen tiefen Einschnitt zeigte, der unverkennbar durch eine Schlittenkufe hervorgerufen worden war. Das war die einzige Spur, die ich zu entdecken vermochte, aber sie genügte, um zu beweisen, daß die Ausbuchtung hier befahren worden war.

Aber zu welchem Zwecke, da sie doch keine Durchfahrt bot?

Vernünftigerweise ließen sich nur zwei Gründe annehmen. Entweder war es geschehen, um die Pferde an einem geschützten Orte ausruhen zu lassen, oder — um sie zu verbergen.

Der eine Grund wie der andere gaben Veranlassung zu einer Menge weiterer Fragen. Einen Schutz konnte die Ausbuchtung Pferden nur dann gewähren, wenn der Wind oder Sturm von Westen kam, nach welcher Richtung sie abgeschlossen war. Kam er indessen von der andern Seite, so waren sie seiner Gewalt hier mehr ausgesetzt als auf dem freien Flußbett, da sie in dieser Sackgasse noch seinen Rückprall auszuhalten hatten. Meist aber pfeifen die Winterstürme von allen Seiten, und dann war der Schutz, den die Ausbuchtung gewährte, sehr fraglicher Natur.

Es entstand aber noch die andere Frage, wozu denn über-

haupt ein Schlitten mit Gespann hier wiederholt halt gemacht hatte? Denn wiederholt mußte es gewesen sein, da der Weg den Pferden so gut bekannt war.

Eine Farm war nicht in der Nähe. Das Indianerdorf war die nächste Niederlassung, und es war nicht so weit entfernt, daß ein Schlitten mit Gespann, selbst wenn er von einer langen Fahrt kam, hier erst noch hätte halt machen müssen.

Es blieb also nur noch die Annahme übrig, daß das Gespann hier ins Versteck gebracht worden war.

Wozu das aber?

Mit einemmal war mir die Sache klar.

Die Pferde gehörten Regen-ins-Gesicht, also jedenfalls auch der Schlitten, der den Eindruck in dem Schneehaufen hier zurückgelassen hatte. Aus dieser Richtung hatte ich auch Regen-ins-Gesicht mit seinem Schlitten an jenem Abend, an dem ich mich auf dem Wege nach der Reservation befand, kommen sehen.

Wie, wenn sich hier irgendwo die geheime Whiskydestillerie befand?

Ich blickte mich forschend um. Der Flußeinschnitt hier war an allen Seiten mit Ausnahme der Eintrittsstelle des Flußarmes von Bergwänden eingefaßt. Wenn sich hier irgendwo der Eingang zu der geheimen Destillerie befand, so mußte er im Gebüsch verborgen sein.

Zunächst versuchte ich mir jetzt Klarheit über die genaue Lage der Einbuchtung zu verschaffen. Sie mochte ungefähr eine halbe Meile von der Stelle entfernt sein, an der ich auf meinem Marsche nach dem Indianerdorfe nach dem Flußbett hinabgeklettert war. Wahrscheinlich befand sie sich direkt dem dicken Baume gegenüber, an dessen Fuße ich gerastet hatte.

Ich hatte damals aber das freie Flußbett und das gegenüberliegende Ufer überschaut und nichts von der Einbuchtung bemerkt. Der dicke Baum mußte sich daher wohl gerade an ihrem Ende befinden, denn weit entfernt konnte er auf keinen Fall sein.

Und wieder kam mir jetzt die Erinnerung an die Stimmen, die ich gehört.

Wie, wenn sie doch von hier heraufgeklungen wären? Wenn Regen-ins-Gesicht und der schuftige Yankee hier miteinander gesprochen hätten? Es wäre eine so natürliche Erklärung des sonst so unerklärlichen Ereignisses gewesen. Ich mußte sie aber doch von der Hand weisen. Die Stimmen waren ganz in meiner Nähe erklungen und schienen eher aus dem Boden herauf, als von der Seite über die Uferböschung zu kommen.

Daß es die Stimmen des Indianers und seines Kumpans gewesen waren, daran zweifelte ich nicht mehr. Nur von hier waren sie nicht gekommen. Und das machte mich noch sicherer, daß ich mich hier in der Nähe ihres geheimen Schlupfwinkels befand, der dem Baume, an dem ich damals gesessen, wahrscheinlich viel näher lag.

Dies fest im Auge behaltend, begann ich jetzt, das Gebüsch abzusuchen, und es währte auch nicht lange, bis ich hinter einer ziemlich dichten Gruppe von Haselnußsträuchern eine Felsspalte entdeckte, die nichts anderes war, als die Mündung eines in die Bergwand hineinführenden Ganges.

Er war ziemlich breit. Sein Boden war gegenwärtig die Eisdecke, wurde im Sommer aber natürlich von dem Wasserspiegel gebildet. Auf diese Weise konnte die Stelle hier mit einem Boot erreicht werden, das keine Spuren zurückließ. Vor unliebsamen Überraschungen war man überdies noch sicher, da der Gang tief

genug in die Felswand hineinführte, um ein Boot oder Kanu aufzunehmen und neugierigen Blicken zu verbergen.

Der Gang lag dunkel vor mir. Die fahle Helle, welche die Schlucht jetzt erfüllte, wurde durch das dichte Gebüsch vor dem Eingang zum großen Teil wieder zurückgehalten und machte ihn nur in einer Länge von zwei oder drei Schritten notdürftig sichtbar.

Ich nahm meinen Revolver zur Hand und machte ihn schußfertig. Dann tastete ich mich langsam und, in das Dunkel vor mir aufmerksam hineinspähend, an den Wänden entlang. Nach weiteren fünf oder sechs Schritten berührten meine Füße festen, sandigen Grund, der flach anstieg. Gleichzeitig schien das Dunkel vor mir weniger dicht zu werden, und nachdem ich noch ein paar Schritte getan hatte, konnte ich erkennen, daß ich mich in einem geräumigen Gewölbe befand. Es wurde durch ein von der Decke einfallendes unbestimmtes Licht wenigstens so weit erhellt, daß ich meine Umgebung klar ins Auge fassen konnte.

Obwohl ich auf etwas Außerordentliches vorbereitet war, blieb mir vor Erstaunen und Überraschung doch fast der Atem stehen.

Ich fand mich in einer geräumigen Halle, deren ganze Form und Anlage es aber deutlich erkennen ließen, daß sie nicht der Natur, sondern Menschenhänden ihr Entstehen verdankte. Der Gang mochte, zum Teil wenigstens, ursprünglich vorhanden gewesen sein, die sich daranschließende Höhle aber mußte mit unglaublicher Mühe und Arbeit ausgegraben worden sein. Die Erdmassen und das Geröll hatte man wahrscheinlich in einem Boote auf den Fluß hinausgefahren und dort versenkt, denn in der Schlucht hatte ich weder an ihren Rändern noch sonstwo irgendetwas bemerkt, was auf eine künstliche Aufschichtung von Erdmassen hätte schließen lassen.

Zweifellos waren Wochen harter Arbeit dazu erforderlich gewesen, die man aber offenbar um des Zweckes willen, für den sie geleistet wurde, nicht gescheut hatte.

Die Wölbung der Decke war nahezu drei Meter hoch, und an ihr entlang liefen von der Mitte aus starke Baumwurzeln wie gotische Bögen. Durch diese Mitte fiel der fahle Schimmer des Tageslichtes in das Gewölbe.

Es sickerte hernieder durch den hohlen Stamm eines dicken Baumes, durch den hoch oben ein Stück des sich mehr und mehr erhellenden Himmels herableuchtete. Die Zerstörungskraft der Natur hatte die Aushöhlung des altersschwachen Baumes gut vorbereitet, aber Menschenhände hatten nachgeholfen, um einen Licht- und Luftschacht von ausgeklügelter Unverdächtigkeit herzustellen.

Jetzt war es mir auch erklärlich, warum es mir an jenem Abend schien, als ob die Stimmen, die ich gehört, aus der Erde zu mir heraufklängen. Wahrscheinlich hatten sich Regen-ins-Gesicht und der Yankeefarmer gegenseitig mit lauter Stimme zugerufen, da ich nur einen oder zwei kurze Sätze, aber nichts weiteres gehört hatte — denn daß ich mich wirklich hier in ihrer geheimen Destillerie befand, bewies die ganze Einrichtung dieses unterirdischen Gewölbes.

Die Ironie meiner Entdeckung lag aber darin, daß mich die eigenen Pferde des Indianers hierhergeführt hatten.

Unter dem Lichtschacht hing an zwei gegabelten Pfählen, über die eine Querstange gelegt war, ein großer Kessel, unter dem eine Anzahl verkohlter Holzscheite lagen. Augenscheinlich diente der hohle Baum auch für das zeitweise hier unterhaltene Feuer als Schornstein. Und das erklärte das zweite, mir an jenem Abend so unverständliche Phänomen der Lichterscheinung über dem Baume.

Ein Haufen Holzstücke in einer Ecke bewies, daß man für Vorrat gesorgt hatte, um in der Lage zu sein, nur trockenes Holz zu verwenden. Außerdem war ich sicher, daß die beiden Schufte das Feuer nur in der Dunkelheit anzündeten, wo etwa doch noch aufsteigender Rauch über dem Baume in der Luft nicht sichtbar war. Daß sich der Widerschein des Feuers einen Augenblick lang über dem Baume gezeigt hatte, konnte sich nur durch Unvorsichtigkeit der beiden Mondscheiner erklären. Vielleicht hatten sie den darüberhängenden Kessel fortgenommen oder das Feuer besonders hell aufflammen lassen.

An der Wand rechts standen aufeinandergeschichtet eine Anzahl kleiner Fässer und daneben wenigstens ein Dutzend offene Tonnen. Einige waren leer, andere, wie ich mich überzeugte, mit Roggen angefüllt, der mit Wasser übergossen war, um hier als erste Vorbereitung für seine demnächstige Umwandlung in Whisky erweicht zu werden. Das Wasser war nicht gefroren, denn es war nicht übermäßig kalt in der Höhle.

Auf der gegenüberliegenden Seite stand eine plumpe Presse mit einem Bottich darunter, die jedenfalls dazu diente, den erweichten Roggen zu Brei zu zerquetschen.

In dem Kessel wurde dann wohl das Wasser heiß gemacht, mit dem der Brei übergossen werden muß, damit sich das darin enthaltene Stärkemehl bei Zusatz von Malzauszug in Zucker verwandelte.

Nach dieser Umwandlung wird durch Beimengung von Hefe die nötige Gärung erzeugt, durch die sich der Zucker in Kohlensäure und Alkohol umsetzt. Nicht weit von dem Kessel befand sich die Destillierblase und die Kühlschlange, um aus der Gärungsflüssigkeit den Alkohol, das heißt Whisky, abzuscheiden.

Die ganze Einrichtung war von plumper Einfachheit und

mußte nicht nur ein elendes, mit Fuselölen versetztes Produkt liefern, sondern war auch eine durch ihre Unvollkommenheit verschwenderische Herstellungsmethode, die aber bei der enormen Steuer, die den Herstellungspreis von etwa dreißig Cent die Gallone auf einen Verkaufspreis von sieben Dollar im Großhandel*) erhöht, ihnen doch reichen Gewinn abwerfen mußte.

Ich hatte mich auf eines der Fässer gesetzt und dachte über die nunmehr weiter von mir zu unternehmenden Schritte nach.

Zunächst war es wohl Zeit zu einem Frühstück, und ich zog den Beutel mit Pemmican, den Minnehaha mir gereicht hatte, hervor und begann eine flüchtige Mahlzeit, indem ich einfach einen Teil davon trocken verzehrte. Wenn man auch schon sehr hungrig sein muß, um ihm in dieser Form Geschmack abzugewinnen, so wirkt er doch außerordentlich sättigend. Übrigens war bei diesem hier der gewöhnliche Talggeschmack durch Beimischung einer reichlichen Quantität getrockneter und zerstoßener Saskatoonbeeren kaum zu bemerken. Vor Überraschung fühlte ich mich einstweilen sicher, denn Regen-ins-Gesicht würde sich hüten, seine Bande hierherzuführen.

Inzwischen hatten sie Minnehaha wohl auch schon eingeholt, da für diese, nachdem sie ihre Verfolger ein paar Meilen weiter und im Kreise nach dem Kamp zurückgeführt, keine Veranlassung mehr bestand, ihnen noch länger auszuweichen. Sie hatten jetzt also wohl entdeckt, daß sie genarrt worden waren, und ihre Wut darüber, besonders die von Regen-ins-Gesicht, konnte ich mir vorstellen. Bei ihm war es ja nicht die Wut allein, sondern vor allem die Besorgnis, daß ich mehr von seinen Schlichen wüßte, als er die Absicht hatte, mich anderen mitteilen zu lassen.

*) 1913.

Aus diesem Grunde war es auch ganz wahrscheinlich, daß er die Mitglieder seiner Bande nach den verschiedensten Richtungen hin aussenden würde, um doch noch meine Fährte zu entdecken.

Daher schien es mir sicherer, wenigstens bis Mittag hier im Schutze der Höhle zu bleiben, als mich der Gefahr auszusetzen, auf meinem Wege durch den Wald nach Tantallon mit der herumstreifenden Indianerhorde zusammenzutreffen.

Das Spiel von Regen-ins-Gesicht und seinem würdigen Freunde sollte aber jetzt zu Ende sein. Von Tantallon aus wollte ich meine Entdeckung dem nächsten Posten der Mounted Police telegraphieren.

Der Vormittag verging bleiern langsam. Nach endloser Zögerung kam endlich der Mittag heran.

Noch eine Stunde wollte ich hier verweilen und mich dann auf meine Wanderung begeben. Bis um fünf Uhr konnte ich auf Tageslicht rechnen und bis dahin die Hälfte meines Weges, falls er sich nicht als besonders hindernisreich erweisen sollte, zurückgelegt haben. Dann aber mußte ich die Nacht im Walde verbringen, was ohne wollene Decken in der Winterkälte keine angenehme Aussicht war. Für einen Woodsman (Waldgänger) — und ich durfte mich auf meine Erfahrung als solcher immerhin verlassen — hatte sie aber auch nichts Erschreckendes, wenigstens nicht, wenn man eine Axt oder einen Tomahawk bei sich führte, um sich das nötige Holz für ein Lagerfeuer und einen Windschutz zu schlagen. Leider hatte ich aber, als ich meine Wanderung nach dem Indianerlager antrat, meinen Tomahawk nicht mitgenommen, was ein guter Woodsman eigentlich nie unterlassen soll. Ich war aber so sicher gewesen, die paar Meilen nach der Reservation in guter Zeit zurückzulegen, daß ich das für überflüssig gehalten hatte. Nachdem ich

aber erst in der vergangenen Nacht gesehen, wie dreist die Wölfe hier waren, war mir der Mangel einer Axt doch unangenehm, denn ein gutes Feuer ist so ziemlich das einzige, vor dem sie sich fürchten.

Vielleicht fand sich hier eine Axt.

Man würde sie wohl nicht gleich vermissen, denn es war ein ganzer Haufen kleingehacktes Holz in einer Ecke aufgeschichtet. Und selbst wenn es geschehen sollte, würde man wohl alles andere eher annehmen, als daß jemand hier gewesen und gerade sie und nichts anderes fortgeholt habe.

Ich erhob mich von meinem Sitze, um danach zu suchen, als ich plötzlich zusammenfuhr.

Draußen erklangen deutlich Schritte.

Ich hatte nun doch zu lange hier verweilt und war gefangen wie die Maus in der Falle. Durch übergroße Vorsicht hatte ich gerade das herbeigeführt, was ich hatte vermeiden wollen.

Die Schritte kamen ohne Zögern näher und ertönten bereits in der Mündung des Ganges.

Meine Blicke flogen umher.

Dort hinter den aufgestapelten Fässern konnte ich ein Versteck finden. Es war finster in diesem Winkel, denn die Fässer selbst verbreiteten einen dunklen Schatten, und die Stelle befand sich außerhalb des Lichtkreises, der von der Decke ausging.

Rasch schlüpfte ich in das Versteck und faßte nach meinem Revolver.

II

„Hello!" rief eine rauhe, heisere Stimme, die ich sofort als die des Stelzbeinigen erkannte.

Ob er eine Antwort hierauf erwartete oder nicht, konnte ich nicht erraten; aber sein Anruf sollte jedenfalls seinem india-

nischen Freunde und Genossen, falls sich dieser etwa hier befand, jede Besorgnis über die Person des Näherkommenden nehmen. Ohne Zögern stapfte er denn auch in das Gewölbe hinein.

„Verdammte Rothaut", sprach er halblaut, aber keineswegs in gereiztem Tone vor sich hin, als ihm wahrscheinlich ein Rundblick und das Ausbleiben einer Antwort auf seinen Ruf belehrt hatten, daß sein Genosse sich nicht hier befinde. „Dachte, er wäre hier."

Eine Weile war dann alles ruhig, aber ein kräftiger Tabaksgeruch, der bis in meine Ecke drang, deutete darauf hin, daß er sich wahrscheinlich irgendwo niedergelassen hatte, um gemütlich seine Pfeife zu rauchen. Ich konnte mich offenbar auf ein langes Warten gefaßt machen, da seine Worte hatten erkennen lassen, daß er Regen-ins-Gesicht hier zu treffen gedachte. Daß man mich in meinem Versteck entdeckte, war fast unausbleiblich, obwohl ich mich dicht in die Ecke drückte und mein Gesicht in dem Kragen meiner Pelzjacke verborgen hatte, so daß nur meinen Augen ein freier Gesichtswinkel blieb.

Es handelte sich hauptsächlich darum, ob die beiden sich mit den Fässern zu schaffen machten. Geschah es, so mußten sie mich unfehlbar entdecken, und ich konnte mich nur auf die Überlegenheit verlassen, die mir mein schußbereiter Revolver verlieh. Geschah es aber nicht, so war eine Möglichkeit vorhanden, daß ich unentdeckt blieb. Jedenfalls schien mir aber ein vermutlich stundenlanges Ausharren auf meinem Posten bevorzustehen, unter der fortgesetzten Nervenspannung, mit der ich die kleinste Bewegung der beiden mit Auge und Ohr zu überwachen hatte. Jeder Schritt, den sie taten, konnte die Entdeckung meiner Anwesenheit bringen.

Dann kam es lediglich darauf an, wer zuerst schußfertig war, und in dieser Beziehung hatte ich den Vorteil auf meiner

Seite. Voraussetzung hierbei war allerdings, daß mich inzwischen nicht etwa die unausgesetzte Nervenfolter, mit der ich jeden Augenblick einer Entscheidung entgegensehen mußte, die vielleicht erst nach Stunden und vielleicht überhaupt nicht kam, veranlaßte, in meiner Wachsamkeit, wenn auch nur auf Augenblicke, nachzulassen. Denn dann konnte ich auf das in solchen Fällen immer übliche „Jagdpech" rechnen, das die Dinge immer gerade in einem Augenblicke zur Entscheidung bringt, wo man nicht darauf vorbereitet ist.

Es handelte sich also um ein Ringen zwischen meinem Willen und meinen Nerven. In dem Augenblicke, wo jener seine Kontrolle über diese verlor, blieb mir nichts mehr übrig, als die Entscheidung selbst herbeizuführen. Ich durfte es nicht geschehen lassen, meinen Gegnern den, wenn auch nur sekundenlangen Vorteil der zuerst schußfertigen Waffe zu gewähren. Mein Tod bedeutete zuviel für sie, darüber mußten sie sich klar sein in dem Augenblicke, in dem sie meine Anwesenheit hier entdeckten.

Andererseits, wenn ich ihnen zuerst meinen schußfertigen Revolver unter die Nase halten konnte, lag die Möglichkeit vor, daß sie sich nicht erst in einen nutzlosen Kampf einließen. Der Befehl „Hands up!", unterstützt durch eine gespannte Waffe, hat eine wunderbar überredsame Kraft, welche die Hände meist ganz automatisch emporfahren läßt.

Freilich war selbst in einem solchen Falle das Spiel, da ich es mit zwei Gegnern zu tun hatte, noch immer ein ungleiches, und ich war mir noch keineswegs darüber klar, was der weitere Verlauf der Dinge sein würde. Das beunruhigte mich einstweilen aber nicht. Im gegebenen Augenblicke würde ich schon wissen, was ich zu tun hatte. Mir vorher Pläne zu machen, deren Ausführung doch meist durch veränderte Umstände verhindert wird, hatte ich längst verlernt.

Das beste war jedenfalls, noch vor Ankunft des Indianers den Stelzfuß unschädlich zu machen. Dann blieb nur noch der Indianer, und einem gegenüber hatte ich alle Vorteile in der Hand. Stricke, den Yankee zu binden, hatte ich vorhin herumliegen sehen, und wenn ich ihn knebelte, war er verhindert, seinem Genossen eine Warnung zuzurufen.

Eben war ich im Begriffe, diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen, als draußen von neuem ein lautes „Hello!" ertönte, worauf der Stelzfuß mit dem gleichen Ruf antwortete.

Es war zu spät.

Kaum eine Minute darauf betrat ein weiterer Besucher das Gewölbe. Ich konnte ihn zwar nicht sehen, erkannte ihn aber an der Stimme als Regen-ins-Gesicht.

„Na, kommst du endlich?" rief der Yankee ihm entgegen. „Charley, mein Freund, du verdammte Rothaut, ich kann dir sagen, wenn du mit einer Schildkröte eine Race laufen würdest, ich würde, Gott verdamm mich, auf die Schildkröte wetten! Oder hast du so lange geschlafen? Freilich, 's ist erst Mittag vorüber. Übrigens, wenn du noch nicht ausgeschlafen haben solltest, kann ich dir hier ein weiches Lager für deine zarten Glieder zurechtmachen."

„Mebbiso, Regen-ins-Gesicht sein nicht so langsam wie faule Yankee", entgegnete der Indianer mürrisch. „Mebbiso, ich haben nicht geschlafen gar nicht."

„Wo hast du dich herumgetrieben?" fragte der Stelzfuß trocken.

Der Indianer beachtete die Frage aber gar nicht, sondern bemerkte nur: „Mich haben dir was zu sagen, Mebbiso."

„Dann also, Mebbiso, los damit. Auf was warteſt du denn, zum Henker!"

„Setz dich."

Der Indianer hatte sich ein Faß neben den Feuerherd gerollt, und der Yankee machte sich daran, ein Feuer anzuzünden. Seine Pfeife aus der Tasche langend und sie, nachdem er sie aus einem recht modernen Tabaksbeutel gefüllt, in Brand setzend, blies der Indianer erst eine ganze Weile graue Rauchwolken vor sich hin, bevor er wieder das Wort nahm. Der Stelzfuß schien mit dieser Gewohnheit seines Freundes vertraut zu sein, denn er drängte ihn nicht zum Reden, sondern schob sich, nachdem er das Feuer in Vorbereitung zu ihrer Destillationsarbeit zu hellen Flammen angefacht hatte, eine Kiste in die Nähe seines Kumpans, auf die er sich niedersetzte.

„Du wissen weißen Mann, was war in Esterhazy?" ließ sich Regen-ins-Gesicht endlich vernehmen.

„Welchen weißen Mann?"

„Du mir nicht erzählen, du ihn getroffen auf Trail?"

„Oh, den Hund meinst du? Was ist los mit ihm?"

„Haben sein bei uns in Kamp."

„Hoffentlich hast du ihn merken lassen, daß die Luft in eurem Kamp seiner Gesundheit nicht zuträglich ist."

„Wir wollten ihn teeren und federn, aber Minnehaha ihn haben sagen, junge Männer von Reservation wild von viel Haufen Whisky, ihn wollen aufhängen. Er dann reiten fort heimlich in Nacht."

„Das ist ja recht interessant. Teeren und federn also wolltet ihr ihn? Schade, daß er davonrannte. Aber du scheinst mir noch mehr zu sagen zu haben. Also laß uns nicht von hinten anfangen, sondern von vorn, wie es guten Christenmenschen geziemt, besonders wenn sie Heiden sind, wie ihr verdammten Rothäute."

Der Indianer schien diesen Beschimpfungen den Wert beizumessen, den sie offenbar verdienten, nämlich keinen; denn er

begann zu erzählen, wie er mich im Kamp gefunden hatte, wohin ich gekommen wäre, um Minnehaha nachzustellen. Dann schilderte er unser Zusammentreffen hinter der Lodge und wie er darauf seine Freunde zusammengerufen habe, um mich zu überfallen, wie sie mich dann, nachdem sie meine Flucht entdeckt, verfolgt hätten und von Minnehaha überlistet worden seien. Mir gab dieser Bericht wenigstens Beruhigung darüber, daß die junge Indianerin sich in Sicherheit befand. Aus der weiteren Unterhaltung erfuhr ich dann noch, daß Regen-ins-Gesicht und seine Bande noch den ganzen Vormittag nach mir gesucht hatten und daß er dann endlich hierhergekommen war, um eine Verabredung mit dem Stelzfuß einzuhalten.

„Well," erklärte der letztere, als der Indianer in seinem Bericht soweit gelangt war, „diesmal ist er entwischt. Wenn er uns noch einmal über den Weg läuft — —"

„Wenn — —" wiederholte der Indianer mißbilligend. „Mebbiso, uns besser nicht warten auf das."

„Was meinst du?"

„Mebbiso, du denken nicht, ich erzählen dir bloß zur Unterhaltung", erwiderte Regen-ins-Gesicht, indem er nachdenklich ins Feuer spuckte.

„Well, ich dachte mir wohl, daß das Beste noch kommt, denn Unterhaltung schlägt nicht in dein Fach. Also was ist es? Heraus damit!"

„Ihm wissen zuviel von Whisky hier."

„Teufel!" fuhr der Yankee jetzt erschrocken auf. „Hat er unsere Brennerei hier entdeckt?"

„Mich nicht wissen, wieviel ihm weiß. Ihm gehen zu Schipi-ku-pi-neß und sagen, du müssen nicht machen Minnehaha Squaw von Regen-ins-Gesicht, sonst ich sagen Sheriff, daß

Regen-ins-Gesicht haben Haufen Whisky, und Sheriff dann, Mebbiso, er finden aus, wo Whisky herkommt."

„Damn it!" fluchte der Stelzfuß. „Das wird Ernst, und es wird Zeit, daß wir uns nach einem derben Strick für ihn umsehen, denn mit Teeren und Federn ist's nicht mehr getan. Immerhin, aus dem, was er gesagt hat, geht noch nicht hervor, daß er unsere Fabrik hier entdeckt hat."

„No," meinte der Indianer trocken, „geht nur vor, daß ich Haufen Whisky an Indianer verschenkt und Mebbiso — ein Jahr — zwei Jahr Gefängnis."

„Warum bist du aber auch so leichtsinnig damit umgegangen? Ich habe es dir immer gesagt, du solltest vorsichtig sein. Aber du hörst ja nicht. Und wenn ich genau wüßte, daß die Sache damit zu Ende wäre, möchte ich sagen, die paar Jahre Gefängnis könnten dir gar nichts schaden."

„Du reden wie dummer Yankee."

„Und du handelst, wie ein noch dümmerer Indianer", gab der Stelzfuß das Kompliment zurück. „Wenn Dummheit weh täte, würdest du schreien, daß man's in den Felsengebirgen hörte. — Aber bist du auch sicher, er weiß nichts davon, daß du den Whisky selbst fabrizierst? Denn daß ich dabei bin, kann er ja nicht wissen."

Der Indianer, den ich recht gut von meinem Versteck aus beobachten konnte, zuckte die Achseln.

„Wer können wissen. Er haben gesagt, Sheriff werden wohl finden, wo Whisky herkommt."

„Das kann das eine und auch das andere bedeuten. Aber es sieht aus, als ob er nicht glaubt, daß du ihn gekauft hast. Und es wäre schon schlimm, wenn die Polizei den zehnten Teil von dem erfährt, was sie gern wissen möchte. Wenn wir sie erst mal auf unserer Fährte haben, müßten wir wenigstens ein

ganzes Jahr still liegen, denn sonst hätten wir sie hier drin, bevor wir den Krempel hier beseitigen können. Damn it! Ich würde es ohnehin nicht tun, solange ich nicht bestimmt weiß, daß es nötig ist, denn ich habe nicht Lust, mir die schwere Arbeit, die uns das Ausgraben dieses Loches hier verursacht hat, von solch einem hergelaufenen Bluffer wegstehlen zu lassen. Wir müssen den Kerl finden, Charley, my boy! Es steht zuviel für uns auf dem Spiele. Weit kann er noch nicht sein, und sicher hat er den Weg nach der Eisenbahn eingeschlagen. Du mußt noch einmal deine Leute sammeln, old chap, und an der ganzen Eisenbahnlinie entlang suchen lassen. Irgendwo muß er zum Vorschein kommen."

„Und dann?"

„Dann", erwiderte der Yankee, und ein bestialisches Grinsen flog über die an sich schon brutalen Züge seines roten Gesichts. „Dann soll's ihm gehen, wie dem Detektiv von Regina, der uns vor drei Jahren — oder sind's schon vier? — ich weiß heute noch nicht, wie, hier entdeckt hatte."

„Toter Mund nicht reden", erklärte der Indianer philosophisch.

„Er wollte besonders schlau sein," fuhr der Yankee fort, „und uns hier ganz allein beschleichen. Hatte wohl irgendwo Mondscheinwhisky gerochen. Und ich sage dir, Charley, old boy, wenn ich ihn nicht oben im Walde unversehens erwischt hätte, wie er im Grase lag und spionierte, säßen wir heute nicht hier, sondern in Prince Albert und nähten Postsäcke. Well, wir haben's ihm eingetränkt. Es hat mich zwar mein Bein gekostet, denn er war verdammt fix mit seinem Revolver, und die Doktoren hier sind Esel, die weiter nichts können, als einen in Stücke schneiden, — je mehr desto besser. Aber er hat dafür büßen müssen. Es war deine Idee, ihn nackt dort unten in der

Andreaskreuzform auszuspannen, damit ihn die Moskitos langsam zu Tode quälten. Ihr Indianer versteht das ausgezeichnet, das muß euch der Neid lassen."

„Moskitos waren schlimm damals."

„You bet, they were! Und der Kerl sang, daß man's meilenweit hören konnte. Mir ist's, als ob ich sein Geheul heute noch hörte. Er brüllte ja stundenlang, und ich hatte richtig Angst, daß er uns jemand mit seinem Brüllen auf den Hals locken würde. Das hatte aber damals noch keine Gefahr. Heute wäre es anders. — Dem haben wir sein Spionieren gründlich verleidet. Für den Deutschen mußt du etwas ähnliches erfinden. Der soll zum zweitenmal seine Nase nicht wieder in Dinge stecken, die ihn nichts angehen. Dein Vorrat von solchen kleinen Marterkunststücken ist hoffentlich noch nicht erschöpft. Im Notfall weiß ich auch einige."

Sein Blick, geleitet von einer zufälligen Bewegung des Kopfes, richtete sich in diesem Augenblicke in die Ecke, in der ich mein Versteck gefunden hatte, und ich hätte darauf schwören mögen, daß er mich trotz der Dunkelheit, die hier herrschte und die ihm von seinem Platze am hellen Feuer aus noch viel tiefer erscheinen mußte, gesehen habe. Ich hatte deutlich einen unbeschreibbaren Ausdruck, wie von Schreck und Überraschung, über sein Gesicht fliegen sehen — aber nur für einen Augenblick, dann war es ruhig wie zuvor in seiner typischen Roheit, die ungehindert zur Erscheinung kam, da er nur einige kurze Stoppeln als Bart trug.

Ich mußte mich aber doch getäuscht haben. Vielleicht war es nur ein Widerschein der spielenden Flammen gewesen, die unter dem Kessel tanzten und an dessen schwarzen Wänden hinaufleckten, denn er fuhr ruhig in seiner Unterhaltung mit dem Indianer fort.

Das war also die Lösung des Rätsels. Diese beiden Schurken hatten den gräßlichen Mord begangen, an den ich unter den Aufregungen der letzten zwei Tage schon gar nicht mehr gedacht hatte. Und in ihrer vertierten Brutalität brachten sie es fertig, sich seiner heute noch mit Befriedigung zu erinnern, während mir schon das Anhören dieser entsetzlichen Enthüllungen einen eisigen Strom durch die Nerven sandte. Das Herz schien mir stillzustehen, wenn ich an die unerhörten Qualen dachte, die das unglückliche Opfer dieser Schurken unter den beiden Martern ausgestanden haben mußte, während schon eine einzige in den langjährigen Indianeraufständen hingereicht hatte, das Herz auch des Tapfersten schwach zu machen.

Freilich, der eine war ein Indianer, und für ihn mochten derartige Martern nicht ganz den Charakter des Bestialischen haben, den die verrohte Natur des Yankees ihnen ganz uneingeschränkt und ohne jeden mildernden Beiklang verlieh. Für den Indianer sind derartige Qualen nur Prüfungen des Mutes, die ein Krieger in dieser oder jener Form selbst bestehen mußte, bevor er von seinem Stamme als solcher anerkannt wurde.

Die Sonnentänze, auch Dursttänze genannt — nach ihrer indianischen Bezeichnung Ni-pa-qua-si-mun, die in der Übersetzung lautet „Tag und Nacht tanzen, ohne den Durst zu löschen", sind nicht ohne Grund so berüchtigt*). Sie sind die hauptsächlichste Zeremonie der Indianer. Die Gemüter der Teilnehmer an dieser Feierlichkeit werden durch Fasten, Musik und unaufhörliches Tanzen bis zur Fieberhitze entflammt, wo-

*) Bei den Stämmen, die in der Nähe der Städte wohnen und die mit den Untugenden und Lastern der Weißen auch mehr und mehr deren Gebräuche annehmen, ist der Sonnentanz aus der Mode gekommen. Bei den entfernter wohnenden Stämmen, die mit auffälliger Zähigkeit an ihren Sitten und Gebräuchen festhalten, findet er aber, trotzdem er gesetzlich verboten ist, immer noch statt.

zu der Anblick der oft unglaublichen Martern, die sich die jungen Männer des Stammes zwecks Erlangung der Kriegerwürde und des Titels „Tapferer" auferlegen, nicht wenig beiträgt.

Gewisse Formen dieser Martern sind fast immer die gleichen, bilden gewissermaßen einen Rekord, den jeder zu erreichen oder noch besser zu schlagen versucht. Jeder hat das Recht, sich die Marter, der er sich zu unterziehen gedenkt, selbst zu wählen. Es wird nur verlangt, daß sie nicht in einer plumpen und zwecklosen Verstümmelung des Körpers besteht, sondern daß er seine Erfindungsgabe spielen läßt, eine recht lange währende Marter, die das Interesse der Zuschauer in unausgesetzter Spannung hält, zu ersinnen*).

Und während den Yankee nur seine Verrohung zu dem scheußlichen mit dem Indianer zusammen verübten Verbrechen trieb, hatte der letztere wenigstens den mildernden Umstand der Überlieferung für sich, die dem tapfersten Feinde die größten Martern auferlegt, nicht aus kleinlicher Rache, sondern im Gegenteil aus Achtung vor seinem Mut.

Wenn dieser Indianer aber auch wirklich um einige Grade weniger verroht und verkommen sein mochte als der Yankee, wovon ich aber noch keineswegs überzeugt war, die Vorstellung, daß Minnehaha, dieses so vornehm fühlende, mit den feinsten Instinkten des Lebens und Empfindens ausgestattete junge Wesen, als Squaw an der Seite eines Verbrechers und Rohlings leben sollte, hatte etwas ungemein Abstoßendes für mich. Sie verursachte mir fast ein körperliches Unbehagen, wie wenn man ein widerwärtiges, schleimiges Gewürm berührt. Aber es war ja jetzt zu Ende, und er selbst hatte mir die ärgste Waffe gegen sich in die Hand gegeben. Freilich, schon dafür,

*) Eine ausführliche Schilderung des Sonnentanzes findet sich in dem Roman „Am Nelsonstrom" des gleichen Verfassers.

daß er überhaupt seine unreinen Gedanken und Wünsche auf ein Geschöpf wie Minnehaha hatte richten können, hätte ich ihm am liebsten eine Kugel durch den Schädel gejagt, und ich mußte tatsächlich achtgeben, daß mein Finger nicht unversehens den Drücker berührte.

Diese beiden hatten ihre Unterhaltung fortgesetzt, und besonders der Yankee erging sich in Schilderungen dessen, was er jedem antun würde, der es sich etwa einfallen lassen sollte, seine Nase zu tief in seine Angelegenheiten zu stecken.

Dann erhob er sich und blickte in den Kessel.

„Come on, Charley!" sagte er. „Das Wasser ist heiß. Zeit, daß wir an die Arbeit gehen."

Durch eine kleine Lücke in den aufgestapelten Fässern konnte ich jede seiner Bewegungen beobachten und sah daher, wie er eine in der Nähe liegende Stange ergriff und diese durch den Bügel schob, an dem der Kessel aufgehangen war.

„Noch nicht sein heiß Wasser", widersprach der Indianer.

„Was so eine Rothaut davon versteht!" grunzte Mr. Craig mißbilligend. „Ich sage dir, wenn du vor zwei Minuten hier hineingefallen wärst, könnte ich dich jetzt schon als Ragout verspeisen. Faß an!"

Das letztere war in scharfem Befehlstone gesprochen, von dem es mich wunderte, daß der Indianer sich ihn ruhig gefallen ließ. Er ergriff aber ohne weiteres das andere Ende der Stange und hob mit seinem Kumpan den Kessel aus dem Haken. In demselben Augenblicke glitt jedoch die Stange dem Yankee aus den Händen, der Kessel stürzte in das Feuer, das unter dem ausströmenden Wasser verlöschte. Durch die Dampfwolken und die augenblickliche Dunkelheit zischte ein Feuerstrahl, und der Knall eines Schusses wurde in donnerndem Echo von den Wänden des Gewölbes zurückgegeben.

Der Stelzfuß, das mußte ich anerkennen, besaß eine ungewöhnliche Gewandtheit mit der Waffe, denn er hatte so gut gezielt, daß seine Kugel sicher meinen Kopf nicht verfehlt hätte, wenn ich nicht, seine List im Augenblicke durchschauend, mich niedergeworfen, noch bevor er seinen Revolver hatte hervorreißen und abdrücken können.

Der durchtriebene Bursche hatte mich also doch gesehen gehabt. Da er aber erkannte, daß er durch meine Waffe bedroht war, hatte er mit einer unglaublichen Selbstbeherrschung sofort jedes Zeichen des Schreckens und der Überraschung unterdrückt und war, als habe nicht das geringste den Gleichmut seiner Seele gestört, in der Unterhaltung mit seinem Freunde fortgefahren. Hauptsächlich wohl, um Zeit zum Ausdenken einer List zu gewinnen, durch die er sich den alles entscheidenden Vorteil der Überraschung sichern könnte.

Der Indianer hatte mich offenbar nicht gesehen und zunächst die von dem Yankee beabsichtigte List mit dem Wasserkessel nicht begriffen, bis ihn der ihm in scharfem Tone zugerufene Befehl davon in Kenntnis setzte, daß sich etwas Ungewöhnliches ereignet hatte, das er zwar noch nicht verstand, demgegenüber es aber das beste war, sich dem Willen seines Freundes ohne Widerspruch zu fügen.

Das Echo des Schusses war noch nicht verhallt, als auch schon mein Revolver krachte. Die Dampfwolken waren noch viel zu dicht und das bißchen Licht, das durch den hohlen Baum fiel, zu unbestimmt, als daß mir ein genaues Zielen möglich gewesen wäre. Ich mußte aber meinen Gegnern zeigen, daß meine Waffe schußfertig und ich entschlossen war, den nötigen Gebrauch davon zu machen.

„Fein!" rief der Stelzfuß irgendwo hinter den Dampfwolken. „Kapitaler Schuß! Gerade durch das Schienbein meines Holz-

fußes. Noch ein halbes Dutzend solcher Schüsse, und ich werde mich langsam nach einem geeigneten Aste für ein neues Bein umsehen müssen."

Eine ganze Füsillade, an der sich, der Anzahl der Schüsse nach, auch der Indianer beteiligte, folgte jetzt. Die Kugeln schlugen mit einem hohlen „bang" meist in meine Barrikade leerer Fässer oder auch in die Erdwand des Gewölbes.

Die Absicht, die die beiden Schufte mit dieser wilden Schießerei verfolgten, war nicht schwer zu durchschauen. Neben der Möglichkeit, daß einer der blind abgefeuerten Schüsse doch sein Ziel erreichte, kam es ihnen wohl hauptsächlich darauf an, mich durch ihren wütenden Angriff zu einem raschen Verbrauch aller sechs Schüsse meines Revolvers zu veranlassen, um sich, bevor ich ihn wieder zu laden vermochte, auf mich zu stürzen.

Dieses Spiel wollte ich ihnen aber verderben. Blind darauf los zu feuern, hatte für mich nicht den geringsten Sinn. Meine Gegner konnten sich dieses Vergnügen, wenn sie es als solches betrachteten, eher leisten, da ihnen die Möglichkeit gegeben war, abwechselnd zu schießen und zu laden. Ich begnügte mich damit, die abgeschossene Patrone geräuschlos durch eine neue zu ersetzen und mich gut in Deckung zu halten, und hatte mir vorgenommen, nur zu schießen, wenn ich ein Ziel sah und mich die dringendste Gefahr nötigte, von diesem letzten Mittel der Selbstverteidigung Gebrauch zu machen.

Wenn ich die Barrikade leerer Fässer hier als Deckung bezeichne, so war sie aber weit davon entfernt, als solche vollkommen zu sein. An mehreren Stellen wies sie Lücken auf, die auch meinen Gegnern nicht verborgen geblieben waren, denn nachdem es ihnen klar geworden, daß ich meine Patronen für den richtigen Moment aufsparte und es für sie keinen Zweck haben konnte, die leeren Fässer mit Blei zu füllen, be-

gannen sie, durch diese Öffnungen hindurchzuschießen und zwar augenscheinlich von allen Richtungen aus, denn einmal schlug eine Kugel durch meinen Ärmel, obwohl ich seitwärts von der Lücke stand. Daß ich noch keine ernste Verwundung davongetragen, war der reinste Zufall, denn die schräg einfallenden Schüsse ließen mir kaum genügenden Raum zur Deckung, und hätte die in meiner Ecke herrschende Finsternis mich nicht völlig unsichtbar gemacht, so wäre ich von ihren Kugeln sicher erreicht worden.

Lange war dieser Zustand nicht auszuhalten. Aber noch bevor ich mir die Frage beantwortet hatte, in welcher Weise ich ihn ändern wollte, ließ das Schießen nach und hörte nach einigen vereinzelten Schüssen, die immer weiter entfernt klangen, ganz auf.

Ich wußte nicht recht, was ich daraus machen sollte. Hatten sie die Rollen vertauscht, sich hinter einer Deckung oder in einem Versteck verborgen, bis ich aus meinem Winkel hervorkommen und ihnen das gewünschte Ziel für ihre Schüsse bieten würde? Ein solcher Plan wäre gar nicht so dumm gewesen. Sie hätten dabei wieder alle Vorteile auf ihrer Seite gehabt, konnten gemächlich in ihrer Bewachung abwechseln und mich durch Müdigkeit und Hunger schließlich zwingen, meine Deckung zu verlassen und mich ihren Kugeln auszusetzen.

Ich horchte eine Weile. Nichts regte sich. Die Ruhe war beinahe noch unheimlicher als das wilde Schießen vorher.

Einige Blicke, die ich vorsichtig durch die Lücken zwischen den aufgestapelten Fässern warf, die mir aber freilich nur den Ausblick auf ein beschränktes Gesichtsfeld boten, ließen mich nichts erkennen. Das Gewölbe war überdies noch reichlich mit Pulverdampf angefüllt, und da von der Decke her noch kaum Licht einfiel, so war es unmöglich, irgendeinen Gegenstand zu erkennen.

Die Sache mußte ein Ende nehmen. Zum mindesten mußte ich ausfinden, ob sich meine Gegner noch hier befanden, oder etwa im Begriff waren, irgendwelche andere List zur Anwendung zu bringen. Das konnte nur geschehen, indem ich meinerseits eine List gebrauchte. Meine Auswahl davon war nicht groß, oder, um ganz genau zu sein, eine Auswahl besaß ich überhaupt nicht. Es blieb mir nur die eine, trotz ihrer häufigen Anwendung aber noch oft erfolgreiche List, mich meinen Gegnern zu zeigen. Selbstverständlich nicht in Person. Ich entledigte mich deshalb meiner Pelzjacke, rollte sie zusammen und schob sie langsam und anscheinend mit größter Vorsicht an der Fässerwand vor.

Das Dunkel in der Höhle war nicht so dicht, daß der sich langsam vorschiebende Gegenstand hätte unsichtbar bleiben können, aber doch dicht genug, die Täuschung wirksam zu machen.

Obwohl ich darauf vorbereitet war, einen Schuß zu hören, fuhr ich doch zusammen, als plötzlich eine laute Detonation von der Decke her erfolgte und ein Ruck meiner Pelzjacke mich belehrte, daß eine Kugel sie durchschlagen.

Einer der Schützen hatte also den Baum oben auf dem Plateau erstiegen, um von hier aus sein Ziel zu erreichen, und die Höhlung des Baumes hatte den Knall des Schusses in einer Weise verstärkt, daß er einer Explosion gleichkam. Fast zu gleicher Zeit dröhnten aus dem Zugang zu dem Gewölbe zwei weitere Schüsse, die ich durch eine der Lücken in der Fässerbarrikade beantwortete.

Die Situation war jetzt wenigstens insofern geklärt, als ich festgestellt hatte, daß sich meine Gegner nicht mehr in dem Gewölbe befanden. Günstiger hatte sich meine Lage dadurch kaum gestaltet, aber es war schon ein Vorteil, den Standort meiner

Feinde zu kennen. Allerdings konnte ich kaum berechnen, wie groß der Zirkel war, den der auf dem Baume sitzende Schütze mit seiner Waffe zu bestreichen in der Lage war. Und die Schüsse von dort kamen jetzt in rascher Aufeinanderfolge. Ich hörte die Kugeln um mich herum einschlagen. Von irgendwelchem Zielen konnte dabei natürlich keine Rede sein, denn der Pulverdampf mußte die ganze Höhlung des Baumes ausfüllen und dem Schützen, welcher von den beiden Halunken es auch sein mochte, jeden Einblick in das Gewölbe unmöglich machen.

Hätte ich es wagen können, einen Schuß hinaufzufeuern, so wäre ich meines Zieles ziemlich sicher gewesen. Ich durfte mich aber nicht in den Schußbereich wagen. Es wäre Unverstand gewesen, in meiner Lage irgend etwas zu riskieren. Was immer ich tat, mußte unter vollkommener Deckung geschehen. Ich begnügte mich daher, einige Kugeln in den Zugang zu dem Gewölbe zu jagen. Dort konnte ich hoffen, ein Ziel zu finden, und hatte sogar vor meinem Gegner den Vorteil eines engbegrenzten Schußfeldes voraus. Ich nahm aber darauf Bedacht, für alle Fälle immer wenigstens drei Schüsse in meinem Revolver zu behalten und die abgeschossenen Patronen durch neue zu ersetzen, bevor ich weiterfeuerte.

Eine Zeitlang tauschten wir auf diese Weise Schuß um Schuß, worein sich wie ein dumpfdröhnender Rhythmus in regelmäßigen Pausen das Krachen von oben her mischte. Dann wurde es in dem Gange still, während die Schüsse von oben schneller folgten. Hatte eine meiner Kugeln etwa ihr Ziel erreicht? Ich hatte keinen Schrei gehört, nicht einmal einen Fluch, und ohne einen solchen wäre es sicher nicht abgegangen, falls ich meinen Gegner nicht etwa sofort getötet. Ich hatte angenommen — denn sicher würde er mir nicht mehr Schießfläche bieten, als unbedingt erforderlich war — daß er in dem Gange

auf dem Bauche lag und hatte deshalb auch niedrig gezielt. Es war also keineswegs unwahrscheinlich, daß ihm eine meiner Kugeln den Schädel durchbohrt und nicht Zeit gelassen hatte, sich von der Welt mit einem Fluche, der ihm wohl am nächsten gelegen hätte, zu verabschieden.

Das mußte sich bald genug entscheiden.

Es entschied sich aber keineswegs so schnell, wie ich erwartet hatte. Eine endlose Viertelstunde verstrich. Es war inzwischen ganz dunkel in dem Gewölbe geworden. Eine unheimliche Stille herrschte, nur hin und wieder durch einen gelegentlichen Schuß von oben unterbrochen.

Dann endlich hörte ich draußen einen Ruf, ohne aber entscheiden zu können, ob er vor der Höhle oder auf dem Uferplateau ausgestoßen worden war. Ich glaubte, die Stimme des Stelzfußes zu erkennen, konnte aber die Worte nicht verstehen.

Dem Rufe folgte ein Geräusch am Stamme des hohlen Baumes. Offenbar kletterte der Schütze dort von seinem Sitze in der Baumkrone herab.

Diese günstige Gelegenheit benutzend, sprang ich aus meinem Versteck hervor nach dem vorderen Teil des Gewölbes und stellte mich neben den Eingang. Es war mir jetzt klar, daß meine Kugeln ihr Ziel verfehlt hatten, und die beiden Schufte waren sicher dabei, irgendeine neue Teufelei zur Anwendung zu bringen. Wenn diese aber auch ihre Rückkehr nach dem Gewölbe mit einschließen sollte, so konnte ich ihnen das von meiner jetzigen Stellung aus gründlich verleiden. Eine lange Zeit verstrich, ohne daß sich etwas ereignete. Eine Stunde verging — vielleicht auch zwei. Freilich war es mir mehr erschienen, als ob es Ewigkeiten seien. Es mußte wohl schon Nacht sein. Bisher hatte die Nervenspannung der letzten Stunden mich weder

Hunger noch Müdigkeit fühlen lassen. Als aber jetzt Viertelstunde um Viertelstunde mit tödlicher Langsamkeit verstrich, legte sich nach der vorigen durchwachten Nacht die gruftähnliche Stille einschläfernd auf meine Sinne.

Mehrmals fuhr ich erschrocken zusammen, als ich mich dabei ertappte, daß mir die Augen zugefallen waren, und ich stehend, gegen die Wand gelehnt, in Schlaf zu sinken im Begriff stand.

Ein Geräusch im Gange schreckte mich plötzlich auf. Jede Spur von Müdigkeit war im Augenblicke verschwunden. Es war so dunkel in dem Gewölbe, daß ich es wagen konnte, mich ein wenig vorzuneigen und in den Gang hineinzublicken. Die Finsternis dort war kaum weniger dicht, aber an seinem Ende leuchtete der Schnee mit einer unbestimmten Helle durch den laublosen Busch, der den Eingang verbarg. Die Eingangsöffnung hätte sich somit ziemlich klar in meinem Gesichtsfeld abzeichnen müssen. Sie war aber um mehr als die Hälfte durch einen großen Gegenstand ausgefüllt, der sich, wie ich jetzt beobachten konnte, in dem Gange vorwärts bewegte. Welcher Natur dieser Gegenstand war, vermochte ich nicht zu erkennen, und auch seine genaue Form konnte ich in der Dunkelheit nicht ausmachen.

Rasch entschlossen drückte ich meinen Revolver zweimal auf ihn ab, hauptsächlich, um mir einige nähere Aufklärung über ihn zu verschaffen.

Ein heiseres Lachen hinter ihm beantwortete meine Schüsse.

„Damn you!" grölte der, der hinter ihm lag oder kauerte und ihn augenscheinlich als Deckung für sein Näherkommen benutzte. „Jetzt will der Kerl sogar noch meine wollenen Decken totschießen! Und ich habe sie so nett zusammengerollt."

Es mochte sich hier in der Tat um ein Bündel wollener Decken handeln, die aber nach der Größe zu urteilen, mit Schnee oder

irgendeinem andern Material angefüllt waren, um eine ausreichende Schutzwehr zu bilden. Es war mir nur unbegreiflich, warum die beiden Schufte die Höhle erst verlassen hatten, wenn sie doch jetzt so umfangreiche Vorbereitungen nicht scheuten, wieder hinein zu gelangen.

Von oben durch den hohlen Baum krachten jetzt wieder Schüsse, die verrieten, daß der Indianer den Posten dort wieder eingenommen hatte. Das zwang mich, meinen Platz am Eingange des Gewölbes zu verlassen, da dieser nicht nur von den Kugeln erreicht werden konnte, sondern diese hauptsächlich dorthin gerichtet waren, unverkennbar in der Absicht, mir das Verbleiben dort unmöglich zu machen.

Ich hatte mich in eine Ecke zurückgezogen, vorher aber noch einen Schuß auf das Bündel Decken abgegeben, obwohl dieser kaum irgendwelchen Erfolg haben konnte und ich außerdem mit meiner Munition sparsam umgehen mußte, da meine Patronen durch den Kampf mit den Wölfen und die hier bereits abgegebenen Schüsse nahezu aufgebraucht waren.

Ein seiner Energie nach recht aufrichtig gemeintes „Damn you!" antwortete meinem Schuß, und es wollte mir fast scheinen, als habe meine Kugel diesmal ihr Ziel nicht ganz verfehlt.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als in meiner Ecke die Entwicklung der Ereignisse untätig abzuwarten. Daß meine Gegner keineswegs ein Betreten des Gewölbes beabsichtigten, war mir durch die Rückkehr des Indianers auf seinen Posten in der Baumkrone klar geworden.

Aber was beabsichtigten sie?

Eine geraume Zeit verging, ohne daß ich das Rätsel lösen konnte. Das Bündel wollener Decken war nicht weiter gerollt, sondern mußte nah am Eingang des Gewölbes liegen ge-

blieben sein. Aus dem Gange tönten fortwährend Geräusche. Mr. Craig war dort anscheinend mit etwas beschäftigt, für das ich keine Erklärung hatte.

Und während der ganzen Zeit krachten in längeren oder kürzeren Pausen die Schüsse des Indianers.

Plötzlich sah ich einen Feuerschein aus dem Gange in das Dunkel des Gewölbes hineinleuchten, und ein Knistern wie von brennendem Holz bewies, daß ich mich nicht geirrt hatte. Ein lautes: „Hello! Charley!" von seiten des Stelzfußes mußte gleichzeitig für den Indianer das Signal sein, jetzt heftiger zu feuern; denn seine Schüsse krachten in rascherer Folge, um mich zu verhindern, mich der Mündung des Ganges zu nähern und etwa das Feuer zu löschen.

Der Zweck des Schutzwalles, den sich der Yankee mit Hilfe von wollenen Decken — der Schlitten des Indianers, von dem sie wohl stammten, stand vermutlich draußen in der Schlucht — geschaffen hatte, war jetzt erklärt. Er hatte dem Stelzfuß Gelegenheit geben sollen, gedeckt durch ihn, im Gange ein Feuer anzuzünden, um mich auszuräuchern, oder im Rauche umkommen zu lassen.

Die lange Zeit, die zwischen seinem Verlassen der Höhle und dem Wiedererscheinen verstrichen war, hatte er zweifellos benutzt, um ausreichende Mengen von qualmerzeugendem Material herbei zu schleppen. In dem fahlen Lichtschein, der über den Ballen wollener Decken hinweg in das Gewölbe hineinleuchtete, konnte ich auch bereits dicke Qualmschwaden bemerken, die aus dem Gange hereinquollen.

Und ich mußte in meiner Ecke stehen und alles ruhig und untätig mit ansehen, denn die Kugeln des Indianers hinderten mich an jedem Versuch, das Feuer zu löschen.

Die Luft des Gewölbes war an sich schon dick durch den

Pulverdampf und legte sich jetzt, als sich ein geradezu mephitischer Qualm mit ihr mischte, immer schwerer und beißender auf meine Atmungsorgane. Solange der Gang aber offen blieb und der hohle Baum einen Abzugsschacht bildete, konnte mir der Qualm nur lästig, aber nicht gerade gefährlich werden. Freilich konnte ich mich mit Sicherheit darauf verlassen, daß die beiden Schurken in ihrer Durchtriebenheit diesen Umstand nicht übersehen hatten und geeignete Maßnahmen dagegen treffen würden. Bereits machte mich ein bestimmtes Geräusch am äußeren Ende des Ganges darauf aufmerksam, daß der Yankee draußen beschäftigt war, diesen mit Schnee zu füllen, um den Abzug des Qualmes nach dieser Richtung hin zu verhindern.

Die Atmosphäre in dem Gewölbe wurde jetzt nahezu unerträglich, da durch den verminderten Luftstrom auch der Abzug durch den hohlen Baum geringer wurde. Das Atmen wurde immer schwerer, die Augen schmerzten, und mehrmals versuchte die Lunge in krampfhaften Hustenanfällen den eingedrungenen beißenden Qualm wieder auszustoßen.

Ich mußte irgend etwas tun, die Sache zu ändern, denn von Zeit zu Zeit schienen sich bereits meine Sinne zu umnebeln, und ein Gefühl unsäglichen Übelseins kroch durch alle meine Nerven. Wasser! Ich mußte Wasser haben, um mir einen feuchten Umschlag auf das Gesicht zu legen und die Atmungsluft durch diesen zu filtrieren.

Die Schüsse von oben hatten aufgehört. Ich hätte auch nicht mehr danach gefragt, denn ich mußte mir auf jede Gefahr hin Erleichterung verschaffen. Als ich in der Finsternis nach der Tonne suchte, in welcher ich am Morgen das unter Wasser stehende und zum Aufweichen bestimmte Korn gefunden hatte, geriet ich, ohne mir dessen recht bewußt zu sein, nach der Mitte

des Gewölbes und fühlte hier plötzlich, daß Wolken von fein zerstäubtem Schnee von der Decke herabschwebten und kühlend mein heißes Gesicht berührten.

Jetzt wußte ich, warum das Schießen von oben aufgehört hatte. Der schuftige Indianer war beschäftigt, die Öffnung in dem hohlen Baume mit Schnee zu schließen, dem er wahrscheinlich eine Unterlage von Ästen und Zweigen gegeben hatte.

Ich mußte lachen über die Teufelei, mit der sie jetzt ihr eigenes Werk unwirksam machten. Zu gleicher Zeit war ich mir aber unklar bewußt, daß dieses Lachen keineswegs das Resultat eines kühl abwägenden Verstandes, sondern von Sinnen war, über die ich allmählich meine Herrschaft verlor.

Der Indianer hatte jetzt allerdings jeden Abzug des Qualmes verhindert, mir aber auch gleichzeitig die Freiheit meiner Bewegung in dem Gewölbe zurückgegeben.

Im Nu war ich in dem Gange, riß das Bündel mit den Decken heraus, das bereits von dem dahinter brennenden Feuer in Brand gesetzt worden war und unter Entwicklung stinkender Dämpfe langsam weiterglimmte, und trat wie rasend darauf herum.

Dabei war ich dem dahinter angelegten und hauptsächlich durch Pferdedünger genährten Feuer so nahe, daß mich der davon ausgehende Qualm fast erstickte. Rein automatisch, wie in einem Taumel und einem Willen gehorchend, der nicht mein eigener zu sein schien, sprang ich nach der Tonne zurück, als ich sah, daß mir das Austreten des Feuers nicht gelingen wollte, und schöpfte mit den hohlen Händen Wasser, das ich in das Feuer spritzte.

Zehnmal — zwanzigmal — ich weiß nicht wie oft, wiederholte ich das in wahnsinniger Eile und in halber Bewußtlosigkeit, während die Lunge schmerzhaft nach Atem rang, das Blut

in den Schläfen hämmerte, es in den Ohren brauste wie Sturmwind — — und plötzlich alles zu Ende war — und ich zu Boden stürzte — — —

ankäme! — — Ah, das war gut — — er war fort von meiner Brust — — oh, diese Erleichterung! — — Wie häßlich, wie fürchterlich beklemmend war diese Last gewesen! — —

Zur Auferstehung war er gerufen. — Gut! — Sehr gut! — Er hätte sonst noch länger auf meiner Brust gesessen — — — Zur Auferstehung! — — Ich auch? — — War ich denn schon tot? — Und war das meine Gruft, aus der ich emporschwebte? — —

Schwebte? — —

Nein, gehoben wurde ich — — —

Waren es Engel, die mich hoben und forttrugen? — — Wie schwer ich ihnen wohl vorkommen mußte, wenn schon das Gerippe so schwer war —

Und diese fahle, graue Helle, von der die Augen schmerzten! — War das der Himmel? — — Wenn er nicht schöner war, dann lohnte sich die Auferstehung ja kaum — dann blieb ich schon lieber liegen — — —

Ich war ja auch noch so müde — so müde — —

Aber da kam der Engel und legte mir seine Hand auf die Stirn — — oh, wie wohl das tat! — — Er war wohl von Gott gesandt, mich zu wecken — mich zu wecken — Freilich, es stand ja geschrieben, daß Gott seine Engel senden würde, die Toten zu erwecken — ja, das stand geschrieben. Aber viele möchten wohl liegenbleiben am Tage des Jüngsten Gerichtes — weil sie sich fürchten vor Gottes Zorne — Aber das gibt's nicht! — Alle müssen sie auferstehen — alle! — —

Wie wohltuend das neue Leben aus der kleinen weichen Hand auf mich einströmte! — — Jetzt schmerzte mich sogar die Helle nicht mehr! — —

Der Schleier zerriß — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich schlug die Augen auf.

Neben mir kniete Minnehaha, und ihre Hand lag auf meiner Stirn.

„Er lebt!" rief sie.

„Sure"„ antwortete eine rauhe Männerstimme. „Ich sagte es dir ja, Mädchen, daß er in ein paar Minuten wieder all right sein würde!"

Ich richtete mich auf und blickte umher, mußte mir aber doch erst die Augen reiben, die geschwollen und entzündet waren, um mich zu vergewissern, ob es Traum oder Wirklichkeit war, was mich umgab. Die Szene, in deren Mitte ich mich plötzlich fand, war aber auch dazu angetan, mir Zweifel daran zu erwecken. — — —

Bevor ich indessen die weiteren Ereignisse schildere, erscheint es notwendig, hier im Zusammenhange zu berichten, durch welche Umstände Minnehaha und ihre Begleiter gerade zu einer Zeit hierhergeführt wurden, wo die Entwicklung der Dinge eine für mich recht bedrohliche Wendung zu nehmen begonnen hatte.

Ich erfuhr das alles natürlich erst später, als ich Gelegenheit zu einem zusammenhängenden Gespräch mit Minnehaha fand. Im Interesse eines besseren Verständnisses des folgenden halte ich es aber für richtiger, die Mitteilung über das, was sich seit unserer Trennung ereignet, hier einzufügen.

Daß sie in Sicherheit nach dem Kamp zurückgekehrt war, hatte ich bereits aus der Unterhaltung des Indianers mit dem Yankee erfahren. Aber wenn auch meine Verfolger sich, den aufreizenden Weisungen von Regen-ins-Gesicht folgend, bald wieder mit diesem aus dem Dorfe entfernten, um meine Verfolgung von neuem aufzunehmen, so hatten sie doch Zeit gefunden, die Rolle, die Minnehaha bei meinem Entkommen

gespielt, dort bekannt zu geben. Und obwohl diejenigen Mitglieder des Stammes, die nüchtern geblieben oder es inzwischen wieder geworden waren, nur damit zufrieden sein konnten, daß es nicht zu Gewalttätigkeiten gekommen war, die den Stamm in alle möglichen Ungelegenheiten mit den Behörden hätten bringen müssen, begannen die Zurückgebliebenen doch ganz unlogischerweise dem Mädchen eine feindselige Stimmung zu zeigen.

Selbst ihre Mutter machte davon keine Ausnahme.

„Was geht dich der Weiße an?" hatte sie gefragt.

„Nichts — gar nichts", hatte Minnehaha erwidert. „Meine Haut ist rot — und so ist mein Herz. Niemand braucht mich daran zu erinnern, daß ich eine Sioux bin. Daran habe ich gedacht, als ich ihn warnte und ihm zur Flucht verhalf. Hätte ich es nicht getan, würden sich Regen-ins-Gesicht und unsere jungen Männer, die er mit seinem Whisky verführt, vielleicht schon jetzt auf dem Wege zum Gefängnis befinden."

„Wo ein Weg hineinführt, führt er auch wieder heraus", entgegnete die Mutter mit philosophischer Überlegenheit.

„Ja," stimmte Minnehaha bei, „aber immer erst nach Ablauf einer gewissen Zeit."

„Schlimm hätte die Sache nicht werden können. Wer hat den Weißen hierhergerufen? Wenn er sich in die Angelegenheiten von Indianern mischt, die ihn nichts angehen, kann er sich nicht beklagen, falls die Sache schlecht endet. Ich glaube nicht, daß die Gerichte der Weißen unsern jungen Männern viel deswegen getan hätten. Regen-ins-Gesicht ist eben ein echter Sioux, der so etwas nicht duldet."

Jetzt fuhr Minnehaha aber auf.

„Einen echten Sioux nennst du ihn!" rief sie aus. „Der

böse Geist der Sioux ist er, und nichts Gutes kann von ihm kommen. Er ist ein Mondscheiner — —"

„Wer sagt das? — Der Weiße?"

„Ja, er hat gesehen, wie Regen-ins-Gesicht in Esterhazy Whisky verkauft hat."

„Was ist dabei? Ist es eine Schande, wenn ein Indianer gegen die Gesetze handelt, die die Weißen gemacht haben? Haben sie uns gefragt, als sie sie machten?"

„Wohl nicht, aber die Gesetze, die sie gemacht haben, sind nicht gemacht worden, um uns zu bestrafen, sondern um uns zu schützen."

„Das gehört zu dem Zeuge, das du in Lebret gelernt hast."

„Es gehört dazu. Und es ist die Wahrheit. Und du weißt, daß es die Wahrheit ist. Gib unsern Leuten Whisky, soviel sie trinken wollen — und das Ende der roten Rasse ist nicht mehr weit entfernt. Sieh, Mutter, als ich in der Schule war, wohin du und der Vater mich gebracht hattet, und als ich älter wurde — —"

„— — und Christin dazu", warf die Mutter ein, in einem Tone, in welchem sich Bitterkeit und Traurigkeit gleichmäßig mischten.

„— — und Christin dazu," wiederholte Minnehaha, „ja, Mutter, besonders das — — da begann ich nachzudenken, nicht nur über unsern Stamm, sondern über die ganze indianische Nation und ihre Zukunft. Und ich sah, daß wir getrennt bleiben müssen von den Weißen. Denn wenn immer das rote Volk sich mischte mit dem weißen, war es zu unserem Schaden."

„Das ist das einzige vernünftige Wort, das du gesagt hast," warf die Mutter ein. „Was können wir von den Weißen lernen? Ihre Betrügereien? — Haben sie uns nicht unser Land gestohlen, indem sie es für ein paar Dollars und viel

Whisky von Dorfhäuptlingen kauften, die gar kein Recht hatten, für den Stamm Verträge abzuschließen? Und hatten nicht Tekumseh und Regen-ins-Gesicht — ich meine nicht den jetzigen — recht, wenn sie den Weißen, die tot auf dem Kampfplatze lagen, Erde in den Mund stopften, nach der sie im Leben so unersättlich gewesen waren?*) — Und nehmen sie nicht auch jetzt jede Gelegenheit wahr, uns arme Indianer zu betrügen, wo sie nur können? Können wir in ihren Stores etwas kaufen, ohne daß sie uns beim Wechseln des Geldes betrügen. Bei mir können sie es nicht machen. Wenn ich zehn Sachen kaufe, so lege ich ihnen zehnmal das richtige Geld auf den Tisch. Aber sie machen es, wo sie es können. Und wenn unsere Jäger und Trapper ihre Felle verkaufen, gibt man ihnen etwa dafür, was sie wert sind? Und hat nicht Stehender-Wolf erst vor ein paar Tagen ein Pony eingetauscht und noch zwölf Dollar daraufbezahlt für ein Pferd, das am nächsten Morgen krepiert war? — Haben sie uns nicht genug betrogen? Könnten sie nicht endlich damit aufhören, und sich untereinander betrügen?"

„Das tun sie vielleicht auch", meinte Minnehaha lächelnd. „Mit den Weißen ist es, wie mit den Indianern: es gibt gute und schlechte. Und wir müssen sie vermeiden, da wir immer nur ihre Laster und nicht ihre Tugenden annehmen."

„Vielleicht zeigen sie uns mehr von ihren Lastern als von ihren Tugenden", bemerkte die Mutter.

„Laster machen sich immer schneller bemerkbar als Tugenden", entgegnete Minnehaha. „Aber du hättest mich nicht unterbrechen sollen, Mutter. Ich wollte dir sagen, wie auch auf der Schule meine Gedanken immer bei euch waren. Und des Sonntags, wenn ich an freien Nachmittagsstunden auf der Terrasse unseres Konvents saß und über den blauen Spiegel

*) Historisch.

des Sees hinüber nach den sonnenbeglänzten Bergen schaute, da wurde mir's oftmals so bang und weh ums Herz, wenn ich an die Zukunft unseres indianischen Volkes dachte. Und ich betete zu Gott — dem Gott der Christen, Mutter, der auch der Gott des roten Volkes ist, — daß er mir zu erkennen geben sollte, was ich tun kann, um unsern Stamm und die ganze indianische Nation vor dem Untergange zu bewahren und groß und frei zu machen.

Der Gott der Christen spricht nicht durch das Pa-wa-kun, Mutter, — nicht durch Träume. Das ist eine Erfindung unserer Propheten und Medizinmänner, die sich dadurch nur Macht verschaffen wollten."

„Haben die Christen nicht auch Propheten?"

„Sie hatten Propheten in den alten Zeiten."

„Und was die sagten, war richtig?"

„Ja."

„Ich konnte es mir denken. Alles, was wir sagen, ist falsch — was die Christen sagen, ist richtig."

„Die Propheten der Christen waren Männer, die Gott gesandt hatte. Er gab ihnen ein, was sie verkünden sollten. Und alles ist so geschehen, wie sie es vorausgesagt hatten. Das zeigt, daß sie rechte Propheten waren. Und was sind unsere Propheten dagegen? Erinnerst du dich daran, was uns Dead Body von Tekumsehs Bruder erzählte, der sich auch für einen Propheten ausgab und für seinen Stamm Medizin machte, wenn sie in den Kampf zogen? Ich war noch ein Papoose damals, aber ich weiß es noch recht gut, wie ich auf Dead Bodys Knie saß, wenn abends im Tipi das Feuer knisterte, wie er mir das Haar strich, und wie er von diesem falschen Propheten sprach. Einen Gürtel mit Bohnen gefüllt, hatte er um den Leib getragen und behauptete, diese Bohnen seien aus seinem Leibe heraus-

gewachsen und wer diesen Gürtel berühre, sei unverwundbar. Und hatten nicht die betörten leichtgläubigen Indianer alle diesen Gürtel berührt, als er von dem Berge, wo er angeblich „Medizin gemacht", herabkam, und waren dann in den Kampf gezogen? Aber als der Abend kam, flogen die Geier und Raben kreischend über die Hunderte von Indianerleichen, die dem falschen Propheten geglaubt hatten.

Das sind unsere Propheten, Mutter — Propheten vom Schlage des Schi-pi-ku-pi-neß, der da sagt, Kitschi-Manitu habe ihm im Traume offenbart, ich müsse die Squaw von Regen-ins-Gesicht werden, weil das so in seine Pläne paßt. Ich möchte wissen, was er geträumt haben würde, wenn ihm Regen-ins-Gesicht nicht immer soviel Geld und Whisky gegeben hätte!

Der Christengott spricht nicht durch Träume zu uns, Mutter. Man betet zu ihm, und die Gedanken, die einem dann kommen, die sind von ihm. Und auf diese Weise hat er zu mir gesprochen und mir gesagt, ich solle zu meinem Volke zurückkehren, ihm das Christentum lehren und helfen, alle seine guten Instinkte zu entwickeln. Darin allein liegt die Zukunft der indianischen Rasse. Wenn wir uns in unsern Reserven von den Weißen abschließen und unsere Sitten regeln, wie es der Sohn des Christengottes gelehrt, dann können wir ein geachtetes, hochentwickeltes Volk werden, wie wir es waren, lange, lange bevor Tekumseh und seine Väter lebten und lange, lange bevor noch irgendein Weißer dieses Land betreten hatte. Wir haben das in der Schule gehört.

Ein Aufgehen in der weißen Rasse wäre für unser Volk ein Untergehen — auch dann, wenn es nicht nur der Bodensatz des weißen Volkes wäre, der sich mit den Indianern mischte.

Sieh, Mutter, mit diesen Gedanken kam ich zurück in die Reservation. Ich wußte, was ihr von mir erwartetet — ich sollte dem Stamme einen Häuptling geben. Mein Sinn stand nicht danach, die Squaw irgendeines Mannes zu werden. Aber was kam darauf an? Es handelte sich ja doch nicht um mich, sondern um die Zukunft unseres Stammes, und ich war bereit, ihr das Opfer meines Körpers zu bringen. Ich dachte, daß ihr irgendeinen edlen Mann für mich finden würdet, wie es Tekumseh war — und Dead Body — und mein Vater. Und ich stellte mir vor, wie wir zusammen arbeiten würden, um unsern Stamm zu heben und zu allem Guten zu erziehen.

Und nun denke dir, Mutter, wie ich fühlen mußte, als ihr mir meinen Glauben nehmen wolltet, ohne den es auch für das rote Volk kein Heil gibt — und als ihr verlangtet, ich solle die Squaw von Regen-ins-Gesicht werden, der ein Trunkenbold ist, seine erste Squaw mißhandelt, und der alles tun würde, unsern Stamm in die tiefste Verkommenheit und Erniedrigung herabzudrücken. Und als ich sah, daß sogar meine eigene Mutter sich von Schi-pi-ku-pi-neß, diesem ränkesüchtigen Lügner, hatte betören lassen, — da — da verlor ich den Mut. Ich begann, mich zu fürchten — und ging heimlich davon.

Ich hatte den Glauben verloren an die Wiedergeburt unseres Volkes. Mutter, es ist etwas Furchtbares, wenn man den Glauben verliert an eine Sache, die man sich als Ziel im Leben gesetzt.

Du weißt, ich bin nicht weit gekommen. Gott hatte mich Rettung finden lassen im Blizzard. — Und dann kam ein Tag, wo ich mich zu schämen begann, daß ich so schnell den Mut verloren hatte, so schnell an meiner Mission verzweifelt war. Ich kehrte zurück. Ich hätte sogar eingewilligt, die Squaw von Regen-ins-Gesicht zu werden, wenn ich dadurch das Glück und

die Größe meines Volkes hätte gewinnen können. Was lag an mir? — Aber wenn ich noch einen Zweifel an seiner Verkommenheit und seinem üblen Einfluß auf den Stamm gehegt hätte, jetzt würde er mir genommen sein.

Das ist es aber nicht, Mutter, was mich schmerzt. Es ist das Verhalten der Leute im Dorfe, die mir zürnen, weil ich sie an Ausschreitungen verhindert habe, und die einem Menschen Beifall zollen, der sie zu Lastern verführt. — Mutter, ich fürchte mich vor dem Augenblicke, wo ich den Glauben an die Zukunft meines Volkes noch einmal — und für immer verliere."

„Du bist ein dummes Mädchen", war alles, was die Mutter darauf zu sagen wußte. „Das einzige, was du zu fürchten hast, ist eine böse Medizin von Schi-pi-ku-pi-neß. Und der tut dir sicher eine an, wenn du nicht tust, was er sagt."

Ihr Glaube an die durch den Medizinmann verkündeten Anordnungen des Großen Geistes schien doch nicht mehr fest zu sein, denn sie berief sich nicht mehr darauf, sondern gab nur ihre Furcht vor seinen geheimen Machenschaften zu erkennen.

„Die böseste Medizin, die er mir und unserm ganzen Volke antun kann, ist Regen-ins-Gesicht", entgegnete Minnehaha mit Entschiedenheit.

„Was hast du gegen Regen-ins-Gesicht?" begann die Mutter wieder. „Er trinkt. Aber das tun alle unsere Männer, wenn sie nur etwas zu trinken haben. Er braut Whisky und wird dafür ins Gefängnis kommen, wenn es die Polizei erfährt. Aber er wird sich in acht nehmen und es vielleicht auch aufgeben. Er schlägt seine Squaw, aber das tun andere auch, und sie ist so liederlich und zänkisch, daß sie den besten Mann aufreizen würde. Und was Schi-pi-ku-pi-neß anbetrifft — —"

„Es ist gut, Mutter, du brauchst mir nichts mehr zu sagen", unterbrach Minnehaha die beabsichtigte Verteidigung des Me-

dizinmannes. „Wenn du als meine Mutter schon so denkst, — was kann ich von dem Stamme erwarten! Das sind die Dinge, an denen die Sioux und die ganze indianische Nation zugrunde gehen werden. Es gibt nichts Hohes und Edles mehr für sie; die Laster werden entschuldigt und die Tugend nicht gewürdigt. — Das ist das Ende!"

Sie erhob sich, um das Tipi zu verlassen, das ihr Heim sein sollte und sie doch so fremd, so weltfremd anmutete. Das Feuer loderte in hellen Flammen, aber sie konnten das Herz nicht erwärmen, das ihr plötzlich so kalt in der Brust geworden war.

Sie begab sich hinüber in das Tipi der alten Indianerin, die ihr sofort Fragen nach mir vorlegte und sie davon in Kenntnis setzte, daß Regen-ins-Gesicht und seine Bande meine Verfolgung von neuem aufgenommen hätten. Aus der Richtung, die sie eingeschlagen hatten, mußte das Mädchen schließen, daß sie mich auf dem einzigen Wege, den ich vernünftigerweise wählen konnte, nämlich dem nach der Eisenbahnlinie, abzufangen versuchen würden.

Das versetzte sie in große Sorge; denn ich war zu Fuß und meine Verfolger beritten.

Der kleine Stumme hatte bei ihr gesessen, wie er es gewohnt war, wenn sie seine Mutter besuchte, denn er zeigte eine große Anhänglichkeit an Minnehaha, obwohl er anderen gegenüber, wie das bei seinem Gebrechen leicht verständlich war, sich sehr zurückhaltend zeigte. Das brachte sie auf einen Gedanken.

„Kannst du dir ein Pferd verschaffen, Ku-mi-na-kusch*)?" fragte sie.

Der Knabe nickte.

*) Wie-ein-Tannenbaum.

„Und willst du etwas für mich tun? — Und für den Weißen, der dich schützte, als der Mann mit dem Holzbeine dich schlug?"

Ein energisches Kopfnicken und ein Aufleuchten der dunklen Augen verkündeten, was der Mund nicht sagen konnte.

„Willst du einen Ritt machen? — einen weiten Ritt? Bis nach Tantallon. Es muß zwanzig Meilen von hier sein."

„Ja", nickte der Junge und in einer Weise, als ob ein Ritt von zwanzig Meilen in der strengen Kälte eine Sache sei, die kaum der Erwähnung bedürfe.

„Dann höre, was ich dir sagen will. Fange dir irgendein Pferd ein und reite nach Tantallon. Es ist jetzt noch früh, und du wirst dort eintreffen kurz nach der Mittagszeit. Gib aber acht, daß unsere Leute dich nicht sehen. In Tantallon bringst du das Pferd in den Leihstall und gibst ihm Futter. Hier hast du Geld. Dann gehst du nach dem Stationshause und siehst, ob der Weiße dort eingetroffen ist. Auch im Orte mußt du dich nach ihm umsehen. Wenn ihm nichts zugestoßen ist, muß er noch vor Einbruch der Dunkelheit dort eintreffen. Wenn du ihn siehst, dann ist alles gut, und du kommst zurück. Ich will nur erfahren, ob er sich in Sicherheit befindet, weiter nichts."

Ein fragender Blick aus den dunklen Augen wurde von ihr verstanden.

„Wenn du ihn nicht siehst, dann ist es schlimm. Dann ist er in Gefahr oder schon tot. Also warte, bis die Dunkelheit hereinbricht, und wenn er bis dahin nicht in Tantallon eingetroffen ist, dann reitest du auf dem Wege zurück, den er genommen hat. Er hat drei Meilen östlich von hier den Fluß verlassen, und es war seine Absicht, in gerader Richtung nach Tantallon zu gehen. Dort mußt du nach ihm suchen. — Hast du alles richtig verstanden?"

„Ja", nickte der Junge lebhaft.

„Dann geh!"

Im Nu war das Bürschchen aus dem Tipi geschlüpft, versehen mit einem Beutel voll Nahrungsmitteln, welchen die Mutter noch während des Gesprächs, das Minnehaha mit ihm führte, für ihn zurechtgemacht hatte.

Minnehaha blieb den Tag über bei der alten Indianerin. Sie fühlte kein Verlangen, zu ihrer Mutter zurückzukehren.

Die Zeit verstrich langsam, und wenn sie sich auch damit beschäftigte, der Alten bei deren Perlenarbeiten zu helfen, so konnte sie ihre Unruhe doch kaum bemeistern.

Gegen Mittag kehrte die zu meiner Verfolgung ausgezogene Bande wieder nach dem Kamp zurück, und Minnehaha sandte die Alte aus, zu hören, ob sie mich aufgefunden, und was sich in diesem Falle ereignet habe.

Obwohl die Bande recht geheimnisvoll tat und mit allen möglichen Redensarten um sich warf, waren die meisten ihrer Mitglieder doch noch nicht nüchtern genug, als daß sie, wenn sich wirklich etwas ereignet gehabt hätte, imstande gewesen wären, es zu verschweigen.

Minnehaha war daher ziemlich sicher, daß ich meinen Verfolgern entkommen war und mich auf dem Wege nach Tantallon befand.

Regen-ins-Gesicht verließ kurze Zeit darauf wieder den Kamp in seinem Schlitten. Das war nichts Ungewöhnliches und konnte einen ganz harmlosen und unverfänglichen Zweck haben. Bei der Verschmitztheit des Burschen erschienen aber auch sonst recht unverfängliche Dinge verdächtig, und das junge Mädchen fühlte sich dadurch aufs neue in lebhafte Unruhe versetzt.

Diese wurde nicht geringer, als Stunde um Stunde verging, ohne daß ihr ausgesandter kleiner Bote zurückkehrte. Sie hatte ihm ja allerdings befohlen, bis zum Eintritt der Dunkelheit

in Tantallon zu warten, und es war hin und zurück ein Ritt von vierzig Meilen; aber diese Erwägungen konnten ihre Unruhe nicht beschwichtigen.

Am späten Nachmittage, als es bereits zu dunkeln begann, war Regen-ins-Gesicht mit seinem Schlitten nach dem Kamp zurückgekehrt, hatte, wie die alte Indianerin herausgefunden, einen Haufen Pferdedünger aufgeladen und war wieder davongefahren. Dieses Verhalten war Minnehaha völlig unverständlich, schien ihr aber ein Beweis zu sein, daß er nicht länger mit meiner Verfolgung beschäftigt sei. Daß gerade das Gegenteil der Fall war und der Dünger dazu dienen sollte, mich durch seinen Qualm zu ersticken oder mich aus der Höhle heraus und vor die Pistolen meiner Gegner zu treiben, konnte sie natürlich nicht ahnen, und es wurde ihr erst durch meinen späteren Bericht klar.

Als der Abend immer weiter vorrückte, ohne daß der Knabe zurückkehrte, begann auch die alte Indianerin unruhig zu werden. Da die unbewohnte Gegend ohne Wege und die wenigen Trails, die im Sommer vorhanden sein mochten, verschneit waren, konnte dem Jungen alles mögliche Unglück auf seinem Ritte zugestoßen sein, und das wahrscheinlichste, daß er sich in der schweigenden, tödlichen Wintereinsamkeit des Hügellandes verirrt, war keineswegs das geringste, das ihn treffen konnte.

Beide Frauen versuchten sich gegenseitig zu beruhigen, indem sie von Zeit zu Zeit eine neue Erklärung seines Ausbleibens vorbrachten. Jede wußte aber, daß sie dadurch der anderen die geheime Furcht nicht nehmen konnte, und daß die Äußerungen eigentlich nur dazu dienten, die bedrückende Stille zu unterbrechen, die sie nicht imstande waren, durch eine zusammenhängende Unterhaltung auszufüllen.

Es war schon ziemlich spät, als plötzlich der die Eingangsöffnung schließende Zeltzipfel beiseite geschlagen wurde und der Gegenstand ihrer Sorge, gewandt wie ein Panther, hereinschlüpfte.

Sein Gesicht zeigte einen Ausdruck von Schrecken und Erregung und verriet, daß er wichtige Mitteilungen zu machen habe. Minnehaha kannte die etwas umständliche Art und Weise, in deren Besitz zu gelangen. Durch geschickte Fragestellung, die von dem Allgemeinen immer näher und näher nach dem Einzelnen und Besonderen führte, war es ihr stets ohne Schwierigkeit gelungen, sich mit dem Knaben zu verständigen.

„Warst du in Tantallon?" begann sie.

„Ja", nickte der Knabe.

„Hast du unsern Freund dort gesehen?"

„Nein", schüttelte er den Kopf.

Also doch! Ihre Unruhe war berechtigt gewesen. Irgend etwas, daran konnte sie jetzt nicht mehr zweifeln, war mir zugestoßen. Was es war, hatte sie herauszufinden.

„Bist du rechtzeitig in Tantallon angelangt?"

Wieder ein Nicken des Kopfes.

„Und hast du bis zur Dunkelheit dort gewartet?"

„Ja."

„Und er kam nicht?"

„Nein."

„Dann bist du zurückgeritten?"

„Ja."

„In der Richtung, die ich dir angegeben?"

„Ja."

„Und hast du ihn dort irgendwo gesehen?"

„Nein."

„Hast du irgendwelche Spuren von ihm entdeckt?"

Diesmal wurde die Frage weder durch ein Nicken, noch durch ein Schütteln des Kopfes, sondern durch eine Gebärde des Zweifels beantwortet.

„Also du hast etwas gesehen, von dem du nicht genau weißt, ob es unsern Freund betrifft oder nicht?"

„Ja", nickte er.

„Was war es — Fußspuren?"

„Nein."

„Personen?"

„Ja."

Wen konnte der Junge meinen? Mich hatte er nicht gesehen. Die Personen mußten aber in irgendwelcher Beziehung zu mir gestanden haben, sonst hätte er sie sicher nicht erwähnt, denn er war intelligent genug, diese ihm im Laufe der Jahre schon zur Gewohnheit gewordenen Verhöre nicht durch die Erwähnung nebensächlicher Dinge zu erschweren. Er hatte sich wohl schon ohnedies über die Ungeschicklichkeit, mit der die meisten Fragesteller bei solchen Gelegenheiten die Sache behandelten, genug zu ärgern.

„Waren es Fremde?" fuhr Minnehaha fort.

„Nein."

„Also Bekannte. — Wieviel waren es?"

Der Knabe zeigte zwei Finger.

„Waren sie von unserm Stamm?"

Ein Finger.

„Also einer nur gehörte zu unserm Stamm. Kanntest du den andern auch?"

„Ja."

„War er ein Indianer?"

„Nein."

Das schien für Minnehaha das Rätsel zu lösen.

„Waren es etwa Regen-ins-Gesicht und sein Freund, der Mann mit dem Stelzfuß?"

Ein eifriges, erfreutes Nicken des Knaben über das rasche Verständnis des jungen Mädchens war die Antwort.

„Wo sahst du sie — weit von Tantallon?"

„Ja."

„Also wohl nahe dem Flusse?"

„Ja."

„Wieviele Meilen von hier?"

Der Knabe zeigte drei Finger.

Das mußte ungefähr die Stelle sein, wo sie mich am Morgen verlassen hatte.

„Die Ufer sind dort hoch. — Hast du die beiden oben auf der Höhe gesehen?"

Ein Finger beantwortete die Frage.

„Also nur einer war oben. Wer war das? Der Mann mit dem Stelzfuße?"

„Nein."

„Also Regen-ins-Gesicht. Und wo war der andere — unten auf dem Flusse?"

Ein Nicken des Kopfes.

„Was taten sie?"

Der Knabe machte eine Gebärde des Schießens.

Minnehaha zuckte zusammen.

„Sie waren nicht auf der Jagd — waren sie?"

„Nein."

„Sie schossen auf Menschen?"

Der kleine Stumme machte jetzt eine Anzahl Gesten und Bewegungen, die Minnehaha in ihren Einzelheiten nicht ganz verständlich waren, aber immerhin soviel verrieten, daß die

beiden jemand — und das konnte nach Lage der Dinge nur ich sein — der sich in einer Felsspalte in Deckung hielt, belagerten und beschossen. Der Knabe hatte sich, als er das Schießen gehört, herangeschlichen, ohne gesehen zu werden, alles beobachtet, war dann schnell zu seinem Pferde, das er irgendwo an einen Baum gebunden, zurückgeeilt und in vollem Galopp nach dem Kamp zurückgeritten, um Minnehaha seine Entdeckung mitzuteilen.

Sie hatte seinen Bericht kaum soweit erfaßt, als sie verstört aufsprang.

„Wir müssen ihm Hilfe bringen, Ku-mi-na-kusch!" rief sie. „Die heilige Jungfrau gebe, daß es noch nicht zu spät ist. Schaff' mir ein Pferd — schnell!"

Der Stumme mochte etwas derartiges erwartet haben, denn er schlüpfte, ohne einer weiteren Weisung zu bedürfen, aus dem Tipi. Minnehaha nahm sich nur noch Zeit, ihren warmen wollenen Mantel umzuwerfen, dann folgte sie ihm. Es war ihr im Augenblicke klar geworden, was sie zu tun habe. Im Dorfe unter ihren Stammesgenossen konnte sie auf Beistand nicht rechnen, das hatten ihr die Ereignisse der vergangenen Nacht deutlich bewiesen. Hilfe mußte sie aber herbeiholen, und zwar so schnell wie möglich, denn sie hatte wohl aus den Handbewegungen des Stummen entnommen, daß ich mich in irgendeinem Versteck oder Schlupfwinkel befand, der mir zur Zeit wenigstens Sicherheit des Lebens gewährte, welcher Art dieser Schlupfwinkel aber war, und wie lange die Sicherheit, die er mir augenblicklich bot, währen würde, zwei solch skrupellosen Verfolgern gegenüber, wußte sie natürlich nicht. Jeder Augenblick Zögerung konnte mich das Leben kosten.

Wo aber Hilfe und Beistand finden?

Alle ihre früheren Bedenken gegen die Anrufung der Polizei

mußten jetzt fallen. Wenn dem Stamme Nachteil dadurch erwuchs, so mochte er sich bei Regen-ins-Gesicht dafür bedanken. Hier handelte es sich um einen gemeinen Mord, der verhindert werden mußte — wenn es noch nicht zu spät dazu war — und es war nicht nur ihre Pflicht, sondern auch das einzige, was sie tun konnte, die Polizei zu Hilfe zu rufen.

Die nächste Niederlassung war Rocanville. Dort war kaum eine Posse*) zusammenzubringen, aber der Stationsagent konnte nach allen benachbarten Stationen telegraphieren.

In diesen Erwägungen wurde Minnehaha durch den Indianerjungen unterbrochen, der aus der sie umgebenden Dunkelheit auftauchte, ein sattelloses Pferd, das er irgendwo in einem Fenz eingefangen hatte, an einem Lasso mit sich führend. Er hatte Minnehaha kaum erreicht, als diese auch schon auf dem Rücken des Tieres saß, das in der jedenfalls tagelangen Untätigkeit seines Fenzlebens richtig wild geworden war und sich, als es kaum die leichte Last fühlte, hoch aufbäumte und in die Dunkelheit hineinschoß.

Minnehaha ließ es ausgreifen, so schnell es wollte. Es kannte wohl den Trail nach Rocanville, denn sobald sie es erst einmal auf den Weg gebracht, verfolgte es ihn, ohne daß sie es zu lenken brauchte. Sie wußte daher auch kaum, ob sie das Pferd regierte, oder ob es mit ihr durchging. Das war aber auch gleich, solange es die gewünschte Richtung einhielt. Mochte es seine Glieder strecken und mit seinen im Müßiggange aufgesammelten Kräften spielen — ihr war es recht — sie würde es nicht hindern. Es hob und senkte sich unter ihr und mit ihr so leicht wie ein Gummiball, und sie fühlte die lebensprühende

*) Kleine Polizeitruppe, verstärkt durch irgendwelche Zivilpersonen, denen man für den besonderen Fall durch Handschlag die Eigenschaft von Polizeibeamten beilegt.

Lust der freien Bewegung, die den kräftigen Körper unter ihr durchwogte und ihn vorwärtsschnellen ließ in elastischen Sprüngen.

Der Weg glitt unter ihr dahin, und Bäume und Sträucher sausten an ihr vorüber wie gespenstische Schatten. — —

13

Wie lange es gedauert hatte, wußte sie nicht — nicht lange, eine halbe Stunde vielleicht oder auch etwas mehr, als sie in einiger Entfernung ein grünes Licht erblickte. Das konnte nichts anderes sein als das Stationslicht von Rocanville.

In der nächsten Minute sprengte sie auch bereits über den Bahndamm und lenkte das Pferd durch einen Schenkeldruck dem auf der andern Seite der Geleise befindlichen Stationshause zu. Es gehorchte freiwillig der Leitung. Die Nähe von Menschenwohnungen machte es wohl unsicher. Draußen auf der Prärie und im Busch war das anders. Dort war es frei und ungebunden, und sein Wille ihm das einzige Gesetz. Es war keines der gewöhnlichen Indianerponys, sondern ein früherer Bronco*) von auffälliger stolzer Schönheit, furchtlos im Kampfe mit anderen seines Geschlechtes, flink wie der Prärie-wind, seine Stirn kühn gewölbt über den scharfen Augen, die rote Mähne flatternd über dem elegant gebogenen Hals und der Schwanz herniederfallend bis auf die zierlichen Hufe. O ja, Ku-mi-na-kusch hatte gewußt, worauf es ankam, und gut gewählt. Aber das Herz, das unter den glänzenden Flanken schlug, war nicht wild oder boshaft, wenn es keinen Kampf galt, oder wenn der Bronco jemanden auf dem Rücken trug,

*) Bronco = wildes, auf einer Ranch gezogenes Pferd. Nicht zu verwechseln mit den Mustangs, den ursprünglichen wilden Pferden, die aber überhaupt nicht zum Reiten oder Fahren, sondern nur zu Zuchtzwecken zu gebrauchen waren.

dem sein sonst so wildes Herz in sanfter Zuneigung entgegenschlug wie diesem jungen rotbraunen Menschenkinde.

Es gelang Minnehaha daher auch ohne Schwierigkeit durch ein lautes Woah! ihr Tier zum Stehen zu bringen. Von seinem Rücken herabgleitend, band sie es an einem der Pfosten fest, die den erhöhten Bahnsteig trugen. Dann sprang sie über die zwei oder drei zu diesem hinaufführenden Stufen und wandte sich nach der Türe, die zu dem Warteraum des kleinen Stationsgebäudes führte.

Sie war verschlossen. Alles umher lag in tiefem Dunkel, nur die grüne Signallaterne, die oben vom Dache des Hauses aus ihre Strahlen in die Ferne sandte, verbreitete einen geringen Lichtschimmer. Minnehaha preßte ihr Antlitz gegen die Scheiben des Fensters. Auch hier in der Office des Agenten war alles dunkel, und der Telegraphenapparat tickte unbeachtet hinter den gefrorenen Scheiben und druckte seine Botschaft auf den endlosen Papierstreifen, dem der Agent ganz sicher nicht vor dem kommenden Morgen irgendwelche Beachtung schenkte.

Das war es, was Minnehaha gefürchtet hatte. Nachtdienst war an der kleinen Station unbekannt, da höchstens ein oder zwei Frachtzüge die Strecke in der Nacht befuhren.

Sie begann, mit den Fäusten gegen die Tür zu hämmern und laut zu rufen.

Alles blieb ruhig.

War der Agent nur unwillig, seine Geschäftsstunden zugunsten irgendeines verspäteten Besuchers zu verlängern, oder befand er sich etwa gar nicht daheim? Dieser letzte Gedanke legte sich mit eisiger Lähmung auf das Herz des jungen Mädchens, denn ein solcher Fall raubte ihr alle Möglichkeit, mir Hilfe zu bringen. Sie mochte vielleicht im Orte zwei oder drei Leute finden, die bereit waren, ihr Beistand zu leisten. Aber

hatten sie Waffen? Und was waren zwei oder drei Leute einem vor nichts zurückschreckenden Verbrecherpaare, wie Regen-ins-Gesicht und dem Yankee, gegenüber?

Sie donnerte heftiger gegen die Türe, und eine beginnende Verzweiflung darüber, daß ihre Versuche, mein Leben zu retten, an solchen kleinen äußeren Umständen scheitern sollten, trieb ihr die Tränen in die Augen.

„What is the matter?“*) tönte plötzlich eine ärgerliche Stimme von irgendwoher an ihr Ohr.

Minnehaha tat einen tiefen erleichternden Atemzug, der es ihr momentan unmöglich machte, zu antworten.

„Ich bitte, machen Sie auf!“ rief sie dann dringend. „Es handelt sich um ein Menschenleben.“

„All right!“

Der Agent hatte wohl die Mädchenstimme erkannt, und die letzten Worte mußten vollends alle seine Befürchtungen, daß etwa ein angetrunkener Farmer ihm die Heiligkeit seiner Ruhestunden stören wollte, beseitigt haben.

Eine geraume Weile verging, wenigstens schien es Minnehaha in ihrer fieberhaften Unruhe eine endlose Zeit. Dann kratzte ein Schlüssel in der Tür, sie öffnete sich, und das Mädchen schlüpfte in das von völliger Dunkelheit erfüllte Innere.

„Warte einen Augenblick,“ sagte der Agent, „ich werde Licht machen.“

Das geschah, indem er eine vor dem Schalterfenster stehende Petroleumlampe anzündete. Dann wandte er sich um und faßte seine späte Besucherin ins Auge.

„Oh“, sagte er ganz überrascht, als er ein Indianermädchen in dieser erkannte.

---

*) Was ist los?

Erst als er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, setzte er hinzu: „Well girl, what is the trouble?“*)

Minnehaha berichtete in fliegender Eile, was sie von der Gefahr wußte, in der ich schwebte. Der Agent war noch ein junger Mann. Seine verantwortungsvolle Stellung hatte ihm aber bereits die ruhige, geschäftsmäßige, aber jeder Wichtigtuerei ermangelnde Sicherheit in der Behandlung plötzlicher, ungewöhnlicher Situationen gegeben, die man sonst nur bei dem reiferen Alter findet. Er hörte ruhig zu.

„Komm herein in die Office,“ sagte er dann, indem er gleichzeitig die Lampe nahm und dem Mädchen dorthin voranleuchtete. „Den Indianer, den du meinst, kenne ich nicht. Mag sein, daß ich ihn schon gesehen habe, aber ich kenne ihn nicht beim Namen. Den Yankee kenne ich dafür um so besser. Er heißt Craig, und wo er ist, ist eine Teufelei in der Regel nicht weit entfernt. — Aber was sollen wir tun, Mädchen? — Setz dich! Ich denke, ich muß nach Esterhazy und Grayson telegraphieren, um eine Posse zusammenzurufen.“

„Bevor die hierherkommt und an Ort und Stelle eintrifft, ist es vielleicht schon zu spät?“ rief Minnehaha, deren Angst und Unruhe sich mit jeder Minute Verzögerung vermehrte.

„Das mag sein“, gab der Agent zu. „Es ist aber alles, was wir tun können. Hier kriegen wir eine Posse nicht zusammen. Und wenn wir nur Verbindung mit Esterhazy und Grayson bekommen können, so ist diese Verzögerung noch nicht das schlimmste. — Doch sei still jetzt.“

Er hatte sich an den Telegraphenapparat gesetzt und ließ den Sender in einem raschen Wirbel klicken. Angstvoll beobachtete Minnehaha jede seiner Bewegungen und seine Gesichtszüge. Als er einige Zeit den Sender in dieser Weise bearbeitet hatte,

*) Nun, Mädchen, was gibt's?

glaubte sie, etwas wie Verdruß und Ärger in seinen Gesichtszügen zu lesen.

Plötzlich ließ er seine Hand sinken und lehnte sich in seinen Stuhl zurück.

„Hilft nichts, Mädchen", sagte er. „Hatte es mir schon gedacht. Kann Esterhazy und Grayson nicht wecken. Die Boys schlafen dort schon oder sitzen irgendwo beim Poker. 's ist etwa eine Stunde her, daß ich mich mit meinem Kollegen in Grayson unterhielt und er mir sein ‚Gute Nacht' zuklopfte."

„Aber dann müssen wir ihn ja ohne Hilfe lassen!"

„Sieht fast so aus."

„Um Gottes willen," rief Minnehaha in Verzweiflung, „wir können doch nicht ruhig hier sitzen und einen Menschen ermorden lassen!"

„'s ist schon recht," entgegnete der Agent, indem er sich im Haar kratzte, „aber was können wir tun? Ich darf die Station nicht verlassen, wenigstens nicht für längere Zeit, ohne daß ich es gemeldet habe. — Halt, ich hab's!" rief er dann, plötzlich aufspringend und einen Blick auf die Uhr werfend. „In ungefähr einer halben Stunde kommt ein Güterzug aus dem Osten hier durch. Ich werde ihm das rote Licht zeigen und ihn hier halten lassen. Dann kannst du mit nach Esterhazy fahren und dort den Friedensrichter aufsuchen. Der wird dann wissen, was er zu tun hat."

„Aber das ist wieder eine halbe Stunde", klagte Minnehaha, mit ihrer Unruhe kämpfend.

„Es ist das einzige, was wir tun können. Und ein Glück, daß es nicht länger ist. Ich glaube auch nicht," fügte er dann, die augenfällige Unruhe des jungen Mädchens bemerkend, beruhigend hinzu, „daß das viel ausmachen wird. Wenn die Kerle so viele Male geschossen haben, so beweist das, daß der

Mann, auf den sie's abgesehen haben, sich in einem sicheren Versteck befindet, — in irgendeiner Höhle vielleicht — es gibt ja eine ganze Anzahl in den Bergen. Und das ist dann wie eine Belagerung, bei der eine halbe Stunde mehr oder weniger nichts entscheidet. — Aber laß mich jetzt das Signal stellen."

Er verließ die Office und begab sich auf den Bahnsteig hinaus, wohin Minnehaha ihm folgte. Sie sah, wie er von irgendwoher eine Leiter herbeischleppte, nach dem Semaphor hinaufkletterte — eine Handhabung des Apparates von unten ist auf diesen einsamen Stationen zur Verhinderung von Mißbrauch vermieden — und das rote Licht einstellte.

„Komm herein, Mädchen," sagte er dann, als das erledigt war, „der Wind bläst eklig hier auf der Strecke, und du klapperst ja jetzt schon mit deinen paar Knochen und Knöchelchen, daß man dich als ein Schellengeläute für ein Schlittengespann benutzen könnte. — Der Zug ist noch nicht in Sicht. Hätte eigentlich schon sein Kopflicht von oben sehen sollen. Aber die Jungens fahren wieder mal wie in einem Umzuge zur Maifeier."

„Was soll ich mit meinem Pferde tun, wenn ich mit dem Zuge weiterfahre? Wir werden wohl nicht hierher zurückkehren, denn der Weg von Esterhazy nach dem Orte — —" sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihn näher zu beschreiben — „ist kürzer, wenn wir in gerader Richtung südöstlich fahren."

„Laß es laufen", schlug der Agent vor. „Ich wette, es findet den Weg nach eurer Reservation auch ohne dich."

„Ich weiß nicht," entgegnete Minnehaha zweifelnd, „es ist ein Bronco. Aber ich muß es darauf ankommen lassen. Wenigstens will ich es auf den Trail bringen."

„Well, dann spring auf!" rief der Agent, indem er den Strick des Pferdes, das ungeduldig mit den Hufen im Schnee scharrte, löste.

Minnehaha war aufgesessen, galoppierte eine Strecke an dem Bahndamm entlang und kreuzte ihn dann auf dem Übergang. Dort glitt sie herab und gab dem Pferde einen leichten Schlag mit der Hand, der es in weiten Sprüngen auf seinen Weg nach der Reservation sandte. Dann kehrte sie, langsam auf dem Bahndamm zwischen den Geleisen entlangschreitend, nach der Station zurück.

Als sie dort anlangte und einen suchenden Blick nach Osten richtete, sah sie in der Ferne ein Licht aufblitzen. Es mußte das Kopflicht des herannahenden Zuges sein.

Der Agent hatte auf sie gewartet.

„Der Zug ist in Sicht," sagte er, „kaum sieben oder acht Meilen entfernt. Das Licht eines Personenzuges sehen wir bei klarer Luft auf zehn bis zwölf Meilen. Aber das Licht der Frachtzüge ist nicht so hell. Komm herein, denn es dauert immer noch eine Viertelstunde, bis er hier ist."

Minnehaha folgte ihm nach der Office, wo sie sich auf einem Stuhle neben seinem Arbeitstische niederließ. Sie fröstelte, aber es war nicht so sehr die Kälte, als vielmehr die Unruhe, mit der sie eine kostbare Minute nach der andern verrinnen sah, die das verursachte. Gesprochen wurde nichts. Der Agent schien zu merken, daß seine Besucherin nicht zu einer Unterhaltung aufgelegt war, und beschäftigte sich damit, die eingelaufenen Telegramme — jedenfalls nur Dienst- oder Durchgangstelegramme, denn andere erreichten diesen entlegenen Platz wohl kaum jemals — von der Rolle abzunehmen.

Die Minuten verstrichen mit endloser Langsamkeit. Dann wurde es heller in dem Zimmer. Das Kopflicht des näherkommenden Zuges fiel durch die gefrorenen Scheiben. Gleichzeitig dröhnte draußen auch ein schriller Pfiff.

„Da ist er!“ rief Minnehaha mit einem Seufzer der Erleichterung und wandte sich nach der Tür.

„All right,“ entgegnete der Agent, indem er seine Laterne nahm und ihr folgte.

Der Zug befand sich bereits ganz nahe, und auf einige Signale des Agenten mit der Laterne fuhr er langsam in die Station ein. Der Führer sprang aus dem letzten Wagen, der Kabuse, in der die Mannschaft sich aufhält, zur Erde, und der Lokomotivführer steckte seinen Kopf zwischen den dicken rauchgeschwärzten Segeltuchvorhängen hervor, die den Raum zwischen der Lokomotive und dem Kohlenwagen abschließen.

„Hello, what is the matter with you?“ rief der Zugführer dem Agenten in jovialem Tone zu. „Warum läßt du uns hier halten? Fracht hast du doch nur alle sieben Jahre einmal. Hast auch nichts davon nach Kirkella gemeldet. Wir saßen gerade so schön beim Poker, als mir der Schwarze da auf der Maschine zupfeift ‚Rotes Licht voraus!‘“

„Ich habe doch Fracht für euch“, erklärte der Agent, während der Blick des Zugführers jetzt zum erstenmal auf die junge Indianerin fiel, als diese in den Lichtkreis der beiden Laternen trat. „Hier ist ein Frachtstück, das ihr mit nach Esterhazy nehmen sollt — —“

„Aber du weißt doch, das ist gegen — —“

„Weiß ich — weiß ich. Zum Henker mit den Vorschriften, wenn es sich darum handelt, ein Menschenleben zu retten. Ich nehme die Verantwortung auf mich. Und nun macht euch wieder auf den Weg. Steig ein, Mädchen!“

Er faßte sie leicht am Arme und führte sie nach der Kabuse, wo er ihr half, die Stufen zu ersteigen.

„Aber willst du mir nicht wenigstens sagen, was das alles bedeuten soll“, protestierte der Zugführer.

„Nichts will ich dir sagen", war die scharfe Antwort. „Um des Himmels willen, zögere nicht länger, denn du darfst keine Minute verlieren. Die Sache ist verdammt ernst. Das Mädchen hat Zeit bis Esterhazy, dir alles zu erzählen, was du wissen willst."

„All right."

Der Zugführer schwang seine Laterne, ein Pfiff ertönte als Antwort, und mit einem schweren Aufeinanderstoßen der Wagen und stöhnend und keuchend setzte sich der lange Zug in Bewegung. — —

Minnehaha hatte die Kabuse betreten, wohin ihr der Zugführer mit seinen zwei Untergebenen, die, vor dem Wagen stehend, der Szene mit allen Zeichen einer vollkommenen Verständnislosigkeit beigewohnt hatten, folgte.

Die Kabuse war durch eine von der Decke hängende brennende Petroleumlampe erleuchtet. In der Mitte stand ein langer Tisch. Eine Anzahl verstreuter Karten, die darauf lagen, verrieten die Beschäftigung, in der die Insassen durch das unvermutete Haltesignal unterbrochen worden waren. Am Ende des Wagens spendete ein freigebig mit Kohlen gespeister Ofen eine behagliche Wärme, während einige Lagerstätten an den Wänden und ein ziemlich baufälliger Schrank mit verschiedenem Eß- und Kochgeschirr die Ausstattung vollendeten.

Minnehaha ließ sich auf einem der herumstehenden Stühle nieder, und der Zugführer und seine beiden Untergebenen folgten ihrem Beispiel.

„Well, Mädchen," begann der erstere im Tone des Scherzes, „du mußt bei dem Agenten in Rocanville einen gehörigen Stein im Brette haben, daß er deinetwegen den Zug halten läßt."

„Oh, es ist nicht das", erwiderte sie. „Ich muß Hilfe von Esterhazy herbeiholen, um zu verhindern, daß ein Mensch er-

mordet wird." Sie sagte es mit stockender Stimme, und ihre Glieder schlugen wie von Kälte geschüttelt, obwohl ihr das Blut heiß in den Adern brannte. „Wir hatten telegraphiert, konnten aber keine Verbindung erhalten. Schließlich besann sich der Agent, daß ein Frachtzug durchkommen würde, und er sagte, er würde ihn halten lassen."

„Was sagst du von einem Mord?"

Minnehaha berichtete ihm in kurzen Worten, worum es sich handelte.

„Well, boys", sagte der Zugführer, zu seinen Gehilfen gewandt, als sie geendet, „ich kalkuliere, das ist etwas, das über das Verständnis eines gewöhnlichen Menschenkindes, wie wir Railroader (Eisenbahner) es sind, hinausgeht. Ich begreife wohl, daß mal einer den andern über den Haufen schießt, wenn er sich gerade nicht anders helfen kann — aber daß einer in kaltem Blute stundenlang auf einen andern losfeuert, ohne daß ihn die Schießerei wieder nüchtern macht, das bringt wohl nur ein Indianer fertig."

„Es sind zwei," warf Minnehaha etwas gereizt ein, „und der eine davon ist ein Weißer."

„Richtig," entgegnete der Zugführer, „und deshalb nehme ich an, daß sie sich inzwischen wohl anders besonnen haben werden und nach Hause gegangen sind. Aber das werdet ihr rausfinden müssen. Ich kalkuliere, du mußt dich an den Friedensrichter in Esterhazy wenden."

„Das ist meine Absicht. Sind wir noch nicht bald da?"

„Well, wir haben das Wegerecht. Die Strecke ist frei, und du siehst, wie die beiden Schwarzen auf der Maschine Dampf aufgesetzt haben. Ich wette, wir fahren mit unsern fünfzig Wagen so schnell wie der Expreß."

Tatsächlich donnerte der Zug mit einer Geschwindigkeit auf seiner eisernen Bahn dahin, daß Minnehaha auf ihrem Sitze hin und hergeworfen wurde, und das Getöse der schnellen Fahrt jede weitere Unterhaltung fast unmöglich machte.

Eine — zwei Stationen, deren grüne Signallaternen nur einige verlorene Strahlen durch die gefrorenen kleinen Fenster der Kabuse blinken ließen, flogen vorüber — —

Dann ein langgezogener Pfiff.

„Esterhazy!" rief der Zugführer.

Gleichzeitig traten die Luftbremsen in Tätigkeit; der Zug begann heftiger zu rücken und verlangsamte seine Fahrt. Nach wenigen Minuten lief er in die Station ein, die schweigend in der Dunkelheit lag. Der Agent schlief wohl bereits. Auf jeden Fall kümmerte er sich nicht um den Frachtzug. Was ging der ihn an? Wenn er Fracht hatte, würde er diese schon auf dem Bahnsteig zurücklassen und die Frachtscheine mit etwaigen andern Dienstpapieren würde er am andern Morgen in seinem Briefkasten finden. Sich in seiner Nachtruhe dadurch stören zu lassen, wurde von ihm nicht verlangt.

Minnehaha und der Zugführer waren aus dem Wagen gesprungen, noch bevor der Zug richtig zum Stillstand gekommen war. Der Zugführer lief an der Wagenreihe entlang nach der Lokomotive, wechselte einige Worte mit deren Führer und wandte sich dann Minnehaha wieder zu.

„Come on, girl!" rief er, „wollen sehen, ob wir den Friedensrichter finden."

Sie eilten aus der Station und betraten die Dorfstraße. Das Hotel war das einzige Haus der Ortes, aus dem ihnen Licht entgegenschimmerte.

„Hier ist wenigstens noch jemand wach, und wir können fragen, wo der Friedensrichter wohnt", bemerkte der Zug-

führer und schritt, gefolgt von Minnehaha, auf das Hotel zu.

In der Office befanden sich nur zwei oder drei von den Bewohnern des Ortes, die auf Stühlen saßen und mit der endlos geduldigen und selbstgenügsamen Schweigsamkeit, deren nur ein Westerner fähig ist, ihre Pfeifen rauchten. Sie hätten zwar auch zu Hause rauchen und schweigen können, aber im Hotel muß das wohl interessanter sein, denn man findet fast in jedem einige Ortsbewohner, die sich dort bis zum Torschluß dieser nicht sehr aufregenden Beschäftigung hingeben.

Die Bar schien bereits geschlossen zu sein, denn der Bartender in seiner weißen Jacke und Schürze, die beide aber deutliche Spuren seiner eben beendeten Geschäftstätigkeit zeigten, stand an dem Officecounter (Ladentisch) und sprach mit dem Eigentümer des Hotels.

„Hello", rief der letztere, seine verwunderten Blicke auf die beiden Neuangekommenen richtend. „Was bringst du denn hier? Wußte gar nicht, daß dein Zug hier hält."

„Wir suchen den Friedensrichter, Dick", entgegnete der Zugführer. „Wer ist es?"

Das unvermutete Erscheinen des Zugführers mit einem indianischen Mädchen hatte unter den wenigen Anwesenden Aufsehen erregt, das sich noch steigerte, als dieser nach dem Friedensrichter fragte.

„Was willst du mit dem Friedensrichter, Frank?" fragte der Hotelbesitzer, der mit dem Zugführer gut bekannt schien — was zu seinem Geschäft gehörte — zurück. „Und wo hast du das Mädchen aufgegabelt?"

„Oh, die ist all right", wehrte der Zugführer einen möglichen ungerechtfertigten Verdacht ab. „Aber sie erzählt, daß sind zwei Leute, ein stelzfüßiger Heimstätter, der Craig heißt, und

ein Indianer, den sie Regen-ins-Gesicht nennt, die da irgendwo am Qu'Appelle-River es auf einen Mann aus Winnipeg abgesehen haben. Er hat in einer Höhle oder irgendwo Deckung gesucht, und sie schießen auf ihn."

Minnehaha, die bisher schweigend dabei gestanden, sah, wie der Wirt bei diesem Bericht die Farbe wechselte.

„Wir müssen Hilfe holen, um einen Mord zu verhindern," fuhr der Zugführer fort, „wenn ich ja auch glaube, daß die Sache nicht ganz so schlimm ist. In Rocanville war niemand zu finden, und ich habe das Mädchen deshalb hierhergebracht."

„Oh, so einem Indianermädchen kannst du nichts glauben!" rief jetzt der Wirt. „Ich kenne die beiden, die sie meint. Es sind ganz harmlose Jungen, die nicht daran denken würden, jemanden zu ermorden. So ein Unsinn! Ich würde mich an deiner Stelle gar nicht mit der Sache befassen, du blamierst dich bloß damit. — Woher weißt du denn, girl, daß die beiden auf einen Menschen schießen und nicht auf einen Bären? Hast du sie gesehen?"

Unter der direkten Anrede fühlte sich Minnehaha doch verpflichtet, das Wort zu nehmen.

„Es ist keine Zeit, Ihnen das zu erzählen," rief sie, dem Weinen nahe über das neue Hindernis, das sich ihren Rettungsversuchen entgegenstellte, „und es hätte wohl auch keinen Zweck, da Sie ja doch das Recht zu haben glauben, mich als eine Lügnerin hinzustellen, bevor Sie wissen, um was es sich handelt."

Das reine, klangvolle Englisch, in dem ihre Antwort gegeben war, machte den Wirt augenscheinlich noch mehr betroffen, als die stolze Zurückweisung seiner plumpen Beleidigung.

„Wo, sagst du, daß die Schießerei stattfindet?" fragte er,

und seine Gesichtsfarbe hatte sich mehr und mehr in ein aschenes Grau verwandelt.

Die Frage war mit einer solchen Hast und so dringend gestellt, daß sie Minnehahas Verdacht erweckte. Sie erinnerte sich jetzt auf einmal, was ihrem Gedächtnis bisher ganz entschlüpft war, daß ich ihr erzählt hatte, wie ich Regen-ins-Gesicht beim Verkaufe seines Mondscheinwhiskys gerade in diesem Hotel beobachtet hatte. Das schien ihr den Schlüssel zu dem seltsamen Verhalten des Mannes zu liefern.

„Dicht am Flusse, ungefähr fünf Meilen westlich von unserer Reservation", antwortete sie, es nicht für geraten haltend, ihm die Wahrheit zu sagen, wenn sie sich auch über den Grund, der sie dazu veranlaßte, nicht ganz klar war.

„Well", mischte sich der Zugführer jetzt wieder in das Gespräch, aber in seiner Haltung augenscheinlich beeinflußt durch die Bemerkungen des Wirtes, „dem Friedensrichter werden wir die Sache doch mitteilen müssen. Er mag dann tun, was er will. Wer ist es?"

„Mr. Russel, der Eisenwarenhändler. Aber er ist nicht daheim. Ist nach seiner Farm gefahren."

„Ist schon wieder zurück", warf einer der umhersitzenden Lungerer ein.

„Nein", widersprach der Wirt eifrig. „Du hast sein Schimmelgespann gesehen — nicht wahr?"

„Ja, und ich denke, ich kenne doch Russels."

„Es war ein anderes. Du findest Russel nicht daheim, Frank."

„Well," entschied der Zugführer, „das endet die Sache, soweit ich beteiligt bin. Ich kann auch mit meinem Zuge nicht ewig hier bleiben. Möchte so schon wissen, was die Kompanie dazu sagen wird. Good night boys! — Was willst du tun,

Mädchen? Willst du mit nach Grayson fahren und dort dein Glück versuchen, oder willst du hier bleiben?"

Minnehaha richtete einen Moment lang ihre Blicke prüfend auf die übrigen Anwesenden, denen die Szene ungeheures Behagen bereitet zu haben schien, wie aus ihrem Grinsen deutlich zu erkennen war. Dann gab sie die Hoffnung auf, hier Hilfe zu finden.

„Ich fahre mit nach Grayson", sagte sie und verließ, ohne ein weiteres Wort zu sprechen, das Hotel.

Der Wirt mußte hinter ihr eine Bemerkung gemacht haben, denn ein lautes Lachen der Zurückbleibenden schallte ihr nach.

Nach kaum zwei Minuten befanden sie sich wieder in der Kabuse des Zuges, der sich auf ein Laternensignal des Führers sofort in Bewegung setzte.

Seinen Untergebenen teilte der Führer nur kurz mit, daß der Friedensrichter nicht daheim sei. Wenn aber auch sein natürliches Anstandsgefühl ihn veranlaßte, in Gegenwart des Mädchens nichts von den Bemerkungen des Wirtes zu erwähnen, so zeigte sein verändertes Benehmen doch, daß sie nicht spurlos an ihm vorübergegangen waren. Er versuchte nicht mehr, eine Unterhaltung mit ihr zu führen, sondern nahm mit den anderen das unterbrochene Kartenspiel wieder auf.

Minnehaha war es nicht unangenehm, auf diese Weise sich selbst und ihren unruhigen Gedanken überlassen zu sein. Sie hatte ihren Stuhl in eine Ecke gerückt und war darauf niedergesunken, kraftlos und bis zum äußersten erschöpft unter der Furcht, daß jede Minute, die sie hier so nutzlos opfern mußte, mein Leben enden könnte.

Sie begann zu beten, heiß und inbrünstig, wie sie kaum jemals zuvor gebetet hatte.

Es beruhigte sie wunderbar. Hatte die heilige Jungfrau ihre Gebete nicht immer vor den Thron des Höchsten gebracht und ihnen dort Gehör verschafft? Nicht nur Ruhe war es, die das Gebet ihr brachte, sondern Zuversicht, wie sie sie empfunden, als der Blizzard sie überrascht und als der Medizinmann ihres Stammes den Christengott aus ihr austreiben wollte und für seinen Frevel selbst niedergeschmettert wurde, — Zuversicht, daß ich noch am Leben war, und daß sie in Grayson die Hilfe finden würde, die eine Kette unglückseliger Zufälle ihr bisher versagt hatte.

Nach kaum einer halben Stunde störte sie ein Pfiff der Lokomotive aus ihrer Versunkenheit auf. Der Zug näherte sich Grayson. Er hatte die Strecke von Esterhazy in einer ungewöhnlich kurzen Zeit zurückgelegt. Es mochte wohl dem Lokomotivführer selbst Vergnügen bereiten, aus seiner Maschine herauszuholen, was sie nur hergeben wollte. Und das Recht besaß er dazu, da er auf freier Strecke, wenn kein Personenzug auf dieser das Wegerecht in Anspruch nimmt, durch Geschwindigkeitsvorschriften nicht gebunden ist.

„Well, Mädchen, hier sind wir", rief der Zugführer, indem er aufstand und seine Karten auf den Tisch warf. „Ich kalkuliere, du mußt dir jetzt selbst helfen. Wir müssen weiter. In Grayson ist eine Station der Mounted Police. Die werden wohl wissen, was sie zu tun haben."

Er öffnete die Tür und trat, gefolgt von Minnehaha, hinaus auf die Plattform. Der Zug fuhr bereits ganz langsam, und noch ehe er vollständig zum Halten gekommen war, sprang Minnehaha zur Erde, worauf er auf ein Signal des Führers sich sofort wieder in beschleunigte Fahrt setzte.

Der Mond war inzwischen aufgegangen, und das Dunkel hatte sich gelichtet. Die Kälte spürte Minnehaha kaum, ob-

wohl der Atem, sobald er aus der Lunge kam, zu Kristallstaub gefror und in feinen weißen Wolken zur Erde niederschwebte.

Sie hatte die Station verlassen und stand in der Dorfstraße. In keinem der etwa zwei Dutzend Häuser war ein Licht zu sehen.

Wohin sollte sie sich wenden?

Ihr Blick war zur Seite gewandert. Etwas abseits von den übrigen Häusern stand eine Kirche, deren kleiner Turm mit dem Kreuz sich deutlich aus dem Helldunkel der Winternacht abhob.

Ein freudiges Gefühl durchzuckte Minnehaha. Ihr Vertrauen auf die Fürsprache der heiligen Jungfrau hatte sie nicht getäuscht. Hier war die Erhörung ihres Gebetes.

War denn nicht Grayson eine Missionsstation des Oblatenordens? Warum hatte sie das so ganz vergessen gehabt? Dort, das Haus neben der kleinen Kirche mußte das Missionshaus sein, in dem sich die Priester des Ordens aufhalten, wenn sie sich nicht im Missionsdienst in den näheren und entfernteren umliegenden Ortschaften befinden.

Hier war ihr Hilfe sicher. Hier würde man sie nicht als eine Lügnerin bezeichnen, weil ihre Haut rot war.

So schnell sie konnte, legte sie die Strecke nach dem Missionshause, das kaum größer war als die übrigen Häuser des Ortes, zurück.

Atemlos kam sie dort an und hämmerte gegen die Tür. Es dauerte eine geraume Weile, bis ihr andauerndes Klopfen Erfolg hatte. Dann wurde die innere Tür geöffnet, und der Lichtschein einer in der Halle brennenden Lampe ließ durch die Glasscheiben der äußeren Tür eine ältere Frauensperson sichtbar werden, die jetzt auch die äußere Türe des Sturmvorbaues öffnete.

„Was willst du?" fragte sie überrascht, als ihre Blicke in der Mondbeleuchtung auf die junge Indianerin fielen.

„Ist einer der Väter daheim?" fragte Minnehaha atemlos.

„Komm herein!"

Sie schloß die Tür hinter dem Mädchen und prüfte es dann noch einmal mit einem langen verwunderten Blick, in den sich freilich auch etwas von der Säuerlichkeit mischte, die man oft genug bei Personen findet, deren Lebensinhalt aus Theorien besteht. Denn diese Theorien halfen ihr über den Umstand, daß sie durch den späten Besuch im Schlafe gestört worden war, nicht hinweg.

Daß einer der Väter in der Nacht zu einem Sterbenden gerufen wurde, geschah wohl nicht selten, und eine Fahrt von fünfzehn bis zwanzig Meilen in der Winterkälte, hinaus auf eine der umliegenden Farmen, war dann nichts Ungewöhnliches. Daß aber ein Indianermädchen hier mitten in der Nacht von irgendwoher erschien, war ebenso seltsam wie der Umstand, daß sie geläufig Englisch sprach.

„Du warst wohl in Lebret?" versuchte die Alte erst ihre Neugierde in dieser Beziehung zu befriedigen.

„Ja, aber sagen Sie mir, ob einer der Väter hier ist?"

„Es sind zwei da, Pater Gabriel und Pater Heß", war die mit einer stark deutschen Aussprache des Englischen gegebene Antwort.

„Rufen Sie einen, so schnell Sie können!" drängte Minnehaha.

„All right", erwiderte die Haushälterin, denn das war zweifellos ihre Stellung hier im Hause, indem sie ohne weiteres Zögern die Treppe hinaufschlürfte. Sie war überzeugt, daß es sich um einen Sterbenden handelte, der die heiligen Sakramente verlangte.

Minnehaha hörte, wie sie oben gegen eine Tür pochte und etwas in einer Sprache rief, die sie nicht verstand, von der sie aber vermutete, daß es Deutsch war, da die Mission einem deutschen Orden gehörte.

Es währte nur wenige Minuten, dann stand ein Priester vor Minnehaha, noch beschäftigt, die breite schwarze Schärpe seiner Soutane zuzuhaken und das an einer Schnur von seinem Halse herabhängende Ordenskreuz in diese hineinzustecken.

Er war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, mit einem kurz geschnittenen Vollbarte, der ihm in Verbindung mit dem schwarzgeränderten Klemmer, den er trug, mehr das Aussehen eines Marineoffiziers als das eines katholischen Geistlichen gab.

„Was ist los, Mädchen?" rief er.

„Oh, Pater, Sie müssen einem Manne Hilfe bringen, der ermordet werden soll. Ich war schon in Rocanville und Esterhazy, aber es war ganz vergebens."

Und in Worten, die sich fast überstürzten, erzählte sie ihm alles, was ihm zum Verständnis der Situation nötig war. Sie verschwieg auch nicht, wie sie in ihrer Verzweiflung über all die Fehlschläge, Hilfe zu finden, Zuflucht zum Gebet genommen habe und daß sie sicher sei, daß die heilige Jungfrau sie zu diesem Missionshause geleitet.

„Was sollen wir tun?" fragte der Pater, als sie geendet. „Wir müssen die Polizei in Kenntnis setzen. Das Telephon geht nicht mehr; es ist zu spät. — Bleib hier. Die Haushälterin wird dir eine Tasse Kaffee kochen, während ich die Polizisten wecke. Sie müssen eine Posse zusammenrufen, und du wirst dann wohl mit ihnen fahren müssen, um ihnen den Weg zu zeigen. — Aber sagtest du nicht, der Mann, den sie ermorden wollen, sei ein Arzt aus Winnipeg?"

„Ja, und ich glaube, er kommt aus Ihrem Lande?"

„Dann sollte ich ihn doch kennen. Weißt du, wie er heißt?"

„Dr. Otto Werner."

„Mein Gott," rief er aus, „den kenne ich sehr gut."

Und während er noch sprach, fuhr er in seinen Pelz, der in der Halle an einem Haken hing, stülpte sich eine warme Mütze über die Ohren, und der Haushälterin noch einige Worte zurufend, verließ er eiligst das Haus.

Es währte fast eine halbe Stunde, bevor er zurück war. Ein großer Kastenschlitten mit einer Anzahl bewaffneter Männer und zwei Polizisten zu Pferde, die vor dem Hause hielten, bewiesen den Erfolg seiner Mission.

„Hast du Kaffee gehabt?" fragte er hastig. „Ja" — „Gut. Dann steig ein und zeig den Männern den Weg. Gott gebe, daß es nicht zu spät ist!"

Die letzten Worte mußte er bereits hinter dem Schlitten herrufen, der, als Minnehaha noch kaum in ihn hineingeklettert, von einem Gespann kräftiger Pferde gezogen, über die Schneefläche zu sausen begann.

Minnehaha hatte einen Platz neben einem großen breitschultrigen Manne erhalten, der sich ihr als der Friedensrichter zu erkennen gab und sie genau über die Richtung, die sie einzuschlagen hätten, auszufragen begann. Das sonst übliche Schellengeläute hatte man den Pferden natürlich nicht angelegt, und so bewegte sich der Schlitten mit seiner Last, gefolgt von den beiden berittenen Polizisten, ziemlich lautlos über den Schnee.

Sie hatten einige Meilen auf diese Weise zurückgelegt, als sich ihnen aus östlicher Richtung ein leichter Schlitten, ein sogenannter Cutter, näherte, der in kurzer Zeit ihren Weg kreuzen mußte.

„Hello!" rief eine erstaunte Stimme, als der Schlitten dicht herangekommen war. „Wo wollt ihr hin?"

„Bist du das, Dick?" fragte einer aus der Gruppe der Männer um Minnehaha.

„Ja", schrie der Fremde zurück. „Auf was seid ihr aus?"

„Wir fahren auf die Jagd! Good by!" war die Antwort, und unaufhaltsam sauste der Schlitten vorwärts.

Minnehaha hatte die Stimme erkannt. Es war die des Hoteleigentümers aus Esterhazy. Sie wußte jetzt, daß es ein glücklicher Gedanke gewesen war, ihm eine falsche Richtung anzugeben.

Als sie sich nach einer Weile umwandte und zurückschaute, sah sie, wie er seinen Cutter in einem großen Bogen umlenkte und die Richtung, die er gekommen war, wieder zurückverfolgte.

Das Erscheinen der Posse hatte ihm gezeigt, daß das Indianermädchen seine Absichten durchschaut und ihn auf eine falsche Fährte gesandt hatte und daß er jetzt jeden Gedanken, die Genossen seiner nächtlichen Geschäfte vor der ihnen drohenden Gefahr zu warnen, aufgeben mußte. Jetzt war es im Gegenteil wohl die Sorge, wie er seine eigene Haut am besten in Sicherheit brachte, die ihn auf seiner Heimfahrt ausschließlich beschäftigte. Denn daß auch für ihn das Spiel aus war und er die weitere Entwicklung der Dinge am zweckmäßigsten aus sicherer Entfernung mit ansah, darüber konnte er sich nicht mehr im Zweifel befinden.

Es war in den frühesten Morgenstunden, als die Posse endlich in der Nähe des dicken Baumes anlangte, den der kleine Stumme Minnehaha beschrieben und der ihr gut genug bekannt war, obwohl ihr niemals der Gedanke gekommen, daß er hohl sei und seine Höhlung in die Erde hineinführe. In einiger Ent-

fernung, gedeckt durch dichte Gebüschgruppen, wurde halt gemacht.

Minnehaha horchte angstvoll in die Nacht hinein, deren Stille nur von dem Brausen des eisigen Windes und einem gelegentlichen Wolfsgeheul unterbrochen wurde, das sie bereits seit dem Augenblicke begleitet hatte, als sie die Prärie verlassen und in das bewaldete Hügelland eingedrungen waren. Nichts anderes war zu hören — kein Schuß!

Waren sie doch zu spät gekommen?

Minnehaha hatte ein Gefühl, als ob sich das Blut in ihren Adern zu Eis verwandele — — Die Ungewißheit war nicht zu ertragen — —

Die Männer hielten im Flüstertone eine rasche Beratung ab. Einer aus der Posse, der Jägerkleidung trug, das heißt, dicke, weißwollene Hosen und ebensolchen Sweater, durch deren Farbe verhindert werden soll, daß etwaige andere sich in der Gegend befindende Jäger ihn hinter Büschen für ein Wild halten und darauf schießen, wurde als Späher ausgeschickt. Seine Kleidung, die ihn auf der Schneedecke fast unsichtbar machte, ließ ihn ganz besonders dazu geeignet erscheinen.

Nach einer Weile kam er zurück und berichtete, daß das Plateau leer sei, er aber von der Höhe desselben unten in der Schlucht die Gestalten der beiden Verbrecher und einen mit zwei Pferden bespannten Schlitten gesehen habe.

Minnehaha atmete hoch auf.

War das nicht ein Zeichen, daß die Hilfe noch zur rechten Zeit kam? Würden die Verbrecher noch länger hier verweilt haben, wenn sie ihr mörderisches Werk schon vollbracht hätten?

Aber wo befand ich mich?

Die Männer begannen sich jetzt nach verschiedenen Richtungen zu verteilen. Einige wollten sich bis an den Rand des Plateaus

schleichen und die Verbrecher mit ihren Gewehren decken, die andern sollten vom Flusse aus die Schlucht betreten und die Gefangennahme bewirken.

Minnehaha wurde bedeutet, in dem Schlitten zurückzubleiben, bei dem außerdem noch eine Wache zurückgelassen wurde, um die Pferde ruhig zu halten. Das hielt sie aber nicht aus. Die Männer hatten sich kaum entfernt, als sie sich aus dem Schlitten schwang und ihnen nacheilte. Da ihr die Gegend gut bekannt war, fand sie einen Abstieg und langte auf dem Flußbett an, noch bevor die Männer es erreicht hatten. Erst allmählich sammelten sie sich am Eingange der Schlucht, sich aber vorsichtig in Deckung haltend.

Die beiden Verbrecher schienen alles andere eher zu erwarten, als eine Überrumpelung. Selbst ein furchtsames Schnauben der Pferde, welche die Nähe des Menschen witterten, erweckte ihren Verdacht nicht. Sie mochten es wohl auf einen herumstreifenden Wolf zurückführen, der die Tiere beunruhigte.

Als die Gruppe vollzählig war, brach sie, geführt von einem der Polizisten, den gespannten Revolver in der Hand, in die Schlucht hinein.

„Hands up!"

Zu gleicher Zeit krachten von oben zwei Schüsse, um den Verbrechern anzuzeigen, daß sie auch von oben gedeckt seien und jeder Widerstand vergeblich war. Das hatte die beabsichtigte Wirkung. Sie hatten auf dem Rande ihres Schlittenkastens gesessen und waren so vollständig von dem in scharfem Befehlstone ihnen zugerufenen Kommando überrascht und verblüfft, daß sie wie Automaten in eine aufrechte Stellung schnellten und die Arme emporstreckten.

Der Indianer stand in stoischer Ruhe, aber die Augen des Yankees traten fast aus ihren Höhlen, auf seinem plötzlich asch-

grau gewordenen Gesicht malte sich tödliches Entsetzen, und seine Glieder zitterten, als ihnen der Polizist zurief: „Im Namen des Königs, ihr seid meine Gefangenen!“ und einige andere hinzusprangen und ihnen unter dem Schutze der drohenden Revolver Handschellen anlegten.

„Wo ist der Mann, den ihr ermorden wolltet — oder ermordet habt?“ rief der Polizist weiter.

Der Indianer rührte sich nicht.

Der Yankee, der sein Spiel verloren sah, machte eine Bewegung nach dem unterirdischen Gewölbe.

14

Es mußte gegen Mitternacht gewesen sein, als ich, bereits in halber Bewußtlosigkeit, die letzten Anstrengungen machte, das qualmende Feuer zu löschen. Ich mußte also stundenlang in dem Gewölbe ohne Bewußtsein gelegen haben, denn es war früher Morgen, als ich, auf ein paar Decken in einem der kastenförmigen Schlitten, wie sie von den Farmern zum Getreidefahren benutzt werden, die Augen aufschlug.

Um den Schlitten herum und aus dem geheimen Zugang zu dem Gewölbe herauskommend oder auch in ihn hineingehend, sah ich eine Anzahl bewaffneter Männer, unter denen ich die Uniformen von zwei Mounted Policemen erkannte. Nicht weit davon standen der Indianer und der Stelzfuß gefesselt. Der letztere mußte am Arme verwundet sein, denn auf dem Ärmel seines dicken Mackinaw (Jacke) waren Blutflecke sichtbar, und eine Wulst darunter deutete auf einen Verband der Wunde.

„Was geht hier vor?“ fragte ich Minnehaha. „Wo kommen die Männer her?“

„Ich habe sie von Grayson geholt“, erzählte sie, und ihre Augen strahlten vor Genugtuung. „Aber das ist eine lange

Geschichte. Wir haben alle noch kein Frühstück gehabt. Einer der Männer macht es aber dort in der Höhle, wo sie dich herausgeholt haben, fertig. Die Mounted Police, die mit von Grayson gekommen ist, hat dafür gesorgt, daß die Leute etwas zu essen haben. Solche unerwartete Ausflüge sind ihnen ja nichts Neues."

In der Tat trat jetzt einer der Männer aus dem geheimen Gewölbe und rief mit lauter Stimme: „Breakfast is ready (Frühstück ist fertig)!"

Ich versuchte aufzustehen, indem ich mich an den Seiten des Schlittenkastens festhielt. Es gelang mir, wenn auch nicht ganz zu meiner Zufriedenheit. Ich fühlte mich reichlich schwach, empfand aber, daß eine Tasse heißer Kaffee oder Tee und etwas zu essen — denn ich hatte seit dem vergangenen Mittag nichts genossen — mich schnell genug in Ordnung bringen würde.

„Well, Sir, come on!" rief einer der Policemen mir zu. „Nach all dem Rauch, den Sie geschluckt haben, werden Sie eine Tasse Kaffee vertragen können. Und verdient haben Sie sie auch, by Gosh! Denn hol mich dieser und jener, wenn Sie nicht hier die Mondscheindestillerie entdeckt haben, nach der die Mounted Police und die Leute von der Inland Revenue (Zolldienst) seit ein paar Jahren gesucht haben. Wir wußten ganz genau, daß hier irgendwo das Zeug gebraut wird, aber es scheint, wir haben überall danach gesucht, nur nicht an der richtigen Stelle. Well, schlau haben's die Burschen angestellt, das muß man ihnen lassen! By Gosh!"

„Sie haben noch einen bessern Fang gemacht, Sergeant, als Sie ahnen", rief ich ihm zu. „Sehen Sie sich die beiden Strolche richtig an. Sie wissen dann, wie zwei Mörder aussehen."

„Well," entgegnete er, „ganz ist ihnen ja ihre freundliche Absicht nicht gelungen. Sie wollten ganz sichere Arbeit machen

und haben deshalb stundenlang hier draußen gewartet, um nicht etwa den Zugang zur Höhle zu früh zu öffnen. Wie lange ein Mensch braucht, um im Qualm zu ersticken, konnten sie natürlich nicht wissen. Und Experimente zu machen, wenn der andere einen Revolver hat und damit umzugehen weiß, ist auch so eine Sache. Also lieber eine Stunde oder zwei länger warten, als Ihnen Gelegenheit geben, wieder etwas frische Luft zu schöpfen und Ihre Reise nach dem Jenseits zu unterbrechen. Die ganze heillose Arbeit wäre ja dann umsonst gewesen und hätte noch einmal gemacht werden müssen. Well, ich hab's immer gesagt: Zuviel Vorsicht ist meist ebenso dumm wie zu wenig. Denn nur weil die Kerle hier so übervorsichtig waren, sind wir noch zur rechten Zeit hier eingetroffen. Aber das haben Sie nur dem Mädchen da zu verdanken. Sie wissen noch gar nicht, was die alles unternommen hat."

Mein Blick wandte sich Minnehaha zu, die nicht weit von ihm stand, aber ich konnte ihr Gesicht nicht deutlich erkennen, denn es war zum Teil in der Kapuze ihres wollenen Mantels verborgen.

„Sie verstehen mich nicht", erwiderte ich dem Sergeanten, als welchen ihn die drei Streifen auf seinem Jackenärmel bezeichneten. „Sie haben zwei wirkliche Mörder gefangen. Die beiden haben vor drei oder vier Jahren einen Detektiv von der Inland Revenue auf ganz unmenschliche Weise umgebracht, und Sie werden sein Skelett nicht eine Meile weit von hier finden."

„Meinen Sie McLean?" fragte der Polizist in höchster Überraschung.

„Seinen Namen weiß ich nicht, aber ich habe ein Gespräch der beiden hier belauscht, das die Sache zweifellos macht."

„Es kann nur McLean sein", erwiderte er nachdenklich.

„Er war Provinzial-Detektiv für die Regina-Office und verschwand ganz plötzlich und spurlos vor ungefähr drei Jahren. Wir haben lange nach ihm gesucht, aber nie wieder etwas von ihm gehört. Well, Sie werden uns das erzählen. Aber kommen Sie herein in den Whiskytempel, denn by Gosh, ich glaube, Sie haben ein Frühstück ebenso nötig, wie die Kleine da."

Der Rat war gut, und wir begaben uns alle mit Ausnahme der beiden Männer, die zur Bewachung der beiden Gefangenen zurückblieben, in das Gewölbe.

Hier brannte ein helles Feuer, und der Kessel war trotz seiner Größe dazu benutzt worden, einen dampfenden Kaffee zu bereiten, den sich sechs oder sieben Männer, die auf Fässern oder auch auf der Erde um das Feuer herumsaßen, mit Behagen munden ließen. Brot, Biskuits und Eier vervollständigten das Frühstück.

Als ich mit Minnehaha und dem Sergeanten das Gewölbe betrat, wurden wir mit lebhaften Zurufen empfangen, und ich mußte alle Einzelheiten meiner Entdeckung dieser unterirdischen Destillation und des mörderischen Anschlags, den die beiden Verbrecher auf mich gemacht, berichten.

Dann berieten die beiden Policemen und der Friedensrichter über die weiter zu unternehmenden Schritte. Sie kamen überein, ihre Gefangenen nach Grayson zu bringen und von dort telephonisch weitere Weisungen vom Hauptquartier in Regina einzuholen. Es unterlag keinem Zweifel, daß diese dahin lauten würden, die Verbrecher nach Regina zu überführen, wo ihre Aburteilung erfolgen würde. Ich sollte die Posse mit den Gefangenen nach Grayson begleiten, um dort meine Aussagen zu Protokoll zu geben. Zwei oder drei von der Posse unter Führung eines Polizisten sollten in der Behausung des Indianers und Mr. Craigs eine Haussuchung vornehmen, um besonders

nach etwaigen Spuren weiterer Verbrechen zu forschen. Ihnen wurde der Schlitten des Indianers für ihre Zwecke zur Verfügung gestellt. Minnehaha wollte auf diesem nach ihrer Reservation zurückkehren.

Einen besonderen Eindruck machten meine Mitteilungen über das, was ich in bezug auf den Verkauf des Mondscheinwhiskys an den Hotelwirt in Esterhazy und die Spielhölle, die dieser in seinem Hause hielt, beobachtet hatte. Und ich erfuhr jetzt erst, wie dieser Mann sein Bestes getan hatte, meine Rettung zu verhindern und seinen Genossen im Verbrechen eine Warnung zu geben. Daß ihm das nicht gelungen war, hatte ich Minnehaha zu danken.

Wie groß aber meine Dankesschuld ihr gegenüber in Wirklichkeit war, wurde mir erst durch die ungestörte Unterredung klar, die wir kurze Zeit später hatten.

Der Friedensrichter und die Polizisten hatten sich mit einem oder zwei Mann der Posse entfernt, um das Skelett des ermordeten Steuerdetektivs zu besichtigen, und das gab Minnehaha Gelegenheit, mir alles zu erzählen, was sie zu meiner Rettung unternommen hatte, und auf welche Hindernisse und Schwierigkeiten sie dabei gestoßen war.

Es war mir klar, daß sie sich nach dem, was vorgegangen, in der Reservation kaum mehr würde wohl fühlen können. Es konnte mir nicht verborgen bleiben, daß die Schrecken der letzten Stunden ihr den letzten Rest des Glaubens an eine Zukunft ihrer Rasse, die ihr ein Heiligtum gewesen, geraubt hatten. Das, was sie für ihre Pflicht dem Stamme gegenüber hielt, war aber so lebendig in ihr, daß sie darauf bestand, in ihr Dorf zurückzukehren. Das einzige, was sie versprach, war, daß sie am folgenden Tage oder auch an dem nächstfolgenden noch einmal nach meiner Höhle kommen und mir mitteilen wollte,

wie sich ihre Stellung unter den Stammesmitgliedern nach den letzten Ereignissen gestaltet habe. Meine Absicht war, von Grayson aus noch für einen oder zwei Tage nach meiner Höhle zurückzukehren. Auf keinen Fall wollte ich die Gegend verlassen, ohne über Minnehahas Schicksal völlig beruhigt zu sein. — —

Der Rest der Posse kam jetzt von der Besichtigung des Skelettes zurück.

„Wir müssen noch einmal herkommen," meinte der Sergeant der Mounted Police, „und eine photographische Aufnahme machen. Es ist nicht möglich, das Skelett fortzuschaffen, ohne es in einen Haufen Knochen zu verwandeln, die dann kaum noch etwas beweisen würden, — ich meine in bezug auf die Todesart. Und ich meine, wir bringen dann auch einen Geistlichen mit. McLean soll sein christliches Begräbnis haben. Er hat's verdient, und 's ist leider alles, was wir für ihn tun können."

„Sagen Sie mal, Sergeant," rief einer von der Posse, „könnten wir mit seinen Mördern nicht kurzen Prozeß machen? Einen bessern Galgen wie den dicken Baum da oben haben sie in Regina auch nicht. Und ich bin überzeugt, der Teufel, der arme Mann, wartet schon lange auf seine gute Beute. Sie war ihm wohl von jeher sicher genug, aber Schufte wie diese, die mit jedem Teufel auf dem Duzfuße stehen, soll man nicht zu lange von ihrer Bestimmung zurückhalten."

„Nichts da", war die Antwort. „Der Strick ist ihnen sicher genug. Im allgemeinen bin ich zwar auch für ein abgekürztes Verfahren, aber wir müssen das doch dem Gerichte überlassen." — —

Der Schlitten, der die Posse hierhergeführt, war inzwischen ebenfalls in die Schlucht gebracht worden. Die Pferde waren gefüttert und angespannt, und wir machten uns zum Aufbruch fertig.

Minnehaha bestieg den Schlitten, der die Männer, die den Auftrag hatten, die Durchsuchung der Behausung des Indianers und später auch der Farm des Stelzfußes vorzunehmen, nach der Reservation führen sollte. Wir anderen mit den Gefangenen, die finster und schweigend den an sie ergehenden Befehlen nachkamen, bestiegen den zweiten Schlitten. Einen Versuch, seine Armwunde, die ihm jedenfalls meine Kugel zugefügt, obwohl er sich darüber nicht äußerte, zu untersuchen und richtig zu verbinden, hatte der Stelzfuß mit einem brutalen: „Scher dich zum Teufel!" abgelehnt, eine Bemerkung, die mich mehr als alles andere davon überzeugte, daß die Wunde nicht von Bedeutung war.

Nach wenigen Minuten sausten die Schlitten über die Schneebahn des Flusses dahin, bis der unsere in den nächsten Taleinschnitt abbog, in der Richtung nach Grayson.

15

Dunkel lag der Morgen über der Erde. Nur im Osten erschien ein scharf wie auf dem Zeichenbrett abgegrenztes Dreieck aus der dunklen Wölbung des Himmels herausgeschnitten. Seine Spitze zeigte nach der Horizontlinie, die aber in der Dunkelheit vergraben lag, und seine breitwinkligen Schenkel streckten sich in langen geraden Linien in die schwarze Himmelsdecke hinein. Ausgefüllt war dieses Dreieck von einem fahlen Lichtnebel, dessen milchstraßenähnliche Helle so gering war, daß sie kaum als eine Ankündigung der aufgehenden Sonne angesehen werden konnte. Aber das Bild änderte sich schon in wenigen Minuten. Die Helle wurde deutlicher, die Seiten des Dreiecks zerflossen in unbestimmte Linien. Das auf der Erde liegende Dunkel lichtete sich — das Licht war einmal da und wurde deutlicher, ohne daß es von einer bestimmten Quelle aus-

zugehen schien. Dann plötzlich stand der östliche Himmel in purpurnen Flammen von unbeschreiblicher, hinreißender Farbenpracht, und der Eindruck eines lodernden Weltfeuers wurde noch erhöht durch die blaugrauen, den Qualm und Rauch eines solchen andeutenden Wolkenfetzen, welche vor der aufgehenden Sonne schwebten und zwischen denen der märchenhaft glühende Purpur hindurchleuchtete wie züngelnde Flammen. Noch ehe das Auge sich von dieser Farbenorgie losreißen mochte, hoben sich in der Mitte die grauen Wolkenstreifen wie ein Vorhang ein wenig von der Erde, und durch den rechtwinkligen freien Ausschnitt glühte ein Sonnenviereck wie geschmolzenes Purpurgold.

Es war drei Tage nach meiner Befreiung aus dem unterirdischen Gewölbe, das so nahe daran gewesen war, mein Mausoleum zu werden.

Ich saß wieder in meiner Höhle, mit Ungeduld den Anbruch des Tages erwartend. Es lag kein besonderer Grund zu dieser Ungeduld vor, nur schien die Höhle den Charakter des Anheimelnden, den sie vorher besessen, ganz verloren zu haben.

Ich war erst am vorigen Nachmittag, ziemlich spät, von Grayson hierher zurückgekehrt. Die Verhandlungen dort vor zwei Friedensrichtern, die zusammen die Amtsbefugnisse eines Magistrats besitzen, hatten mehr Zeit in Anspruch genommen, als ich erwartet hatte. Schließlich waren sie aber doch zu Ende gekommen und die beiden Gefangenen auf eine von Regina aus ergangene Weisung nach dort übergeführt worden, wo sich das Geschick, das sie über sich heraufbeschworen, erfüllen sollte.

Auf Grund meiner Zeugenaussagen, die ich zu Protokoll geben mußte, war einer der Mounted Policemen nach Esterhazy gesandt worden, um die Verhaftung des Hotelbesitzers vorzunehmen. Er kam unverrichteter Dinge wieder zurück. Der

Gesuchte war „verreist", Dauer und Ziel seiner Reise unbekannt.

Mir blieb in der Höhle sehr wenig zu tun übrig. Die wenigen Gerätschaften, die ich mit mir gebracht, hatte ich bereits zusammengepackt, bevor ich meine Wanderung nach der Siouxreservation angetreten hatte. Somit hielt mich eigentlich nur meine Verabredung mit Minnehaha hier zurück, und es war wohl das beschäftigungslose Warten, das mich so ungeduldig machte. Daß sie kommen würde, dessen war ich sicher. Ich hatte eigentlich erwartet, sie bereits hier zu finden, und ihr Ausbleiben machte mich etwas besorgt, denn ich gab mich nicht der geringsten Täuschung über die Stimmung hin, die die letzten Ereignisse in dem Stamme gegen sie heraufbeschworen haben mußten.

Mit einem Gefühl großer Erleichterung vernahm ich deshalb einige Stunden später draußen einen Ruf, den ich sofort als von ihr ausgehend erkannte.

Ich beantwortete ihn und trat hinaus, ihr Herankommen zu erwarten.

Sie kam langsam näher. Ihren Kopf hielt sie gesenkt, der Schritt war schleppend, und der Gang, sowie die ganze Körperhaltung zeigten nichts mehr von der früheren Geschmeidigkeit und Elastizität.

Schweigend betrat sie die Höhle, und wie einem Gefühl schwerer Müdigkeit gehorchend, sank sie auf die Lagerstatt nieder.

„Du hast die Reservation verlassen?" fragte ich.

Sie nickte, ohne aufzublicken.

„Ich wußte es."

Jetzt blickte sie doch auf, und auf ihrem Antlitz lag ein seltsam fragender Ausdruck.

„Wie konntest du das wissen?" fragte sie.

„Weil ich die Natur der Menschen etwas besser kenne als du", war meine Antwort.

„Willst du damit sagen, daß du gewußt hast, man würde im Stamme Partei für einen Verbrecher nehmen und mich, die ich bereit war, mein Leben für die Zukunft meines Volkes zu geben, wie eine Ausgestoßene betrachten — daß man mich als eine Verräterin meines Volkes bezeichnen würde, — daß selbst meine Mutter — —"

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Genau das wollte ich sagen," entgegnete ich nach einer kleinen Weile, „mit der einzigen Ausnahme vielleicht, daß ich mir das Verhalten deiner Mutter etwas anders gedacht hatte. Das mag wohl das Bitterste für dich sein. Mir zeigt es, daß wir gerade, wenn wir uns einbilden, die Menschennatur zu verstehen, in der Regel auf etwas stoßen, das uns zeigt, wie wenig wir im Grunde davon wissen. — Aber auf das Verhalten deines Stammes war ich vorbereitet. Ich war so sicher, daß es gerade so und nicht anders sein würde, daß ich bereits von Grayson aus nach Lebret telephoniert habe, ob du dort wieder Aufnahme finden kannst."

„Das hast du getan?" fragte sie, den Kopf hebend und ihre mit Tränen gefüllten Augen auf mich richtend.

„Ja, und ich brauche nur zu telegraphieren, wann du in Balcarres eintriffst, dann wird man eine Schwester senden, die dich dort abholt."

Die Mitteilung kam ihr offenbar so überraschend, daß sie keine Erwiderung darauf hatte.

Sie hatte den Kopf wieder gesenkt, und das Gesicht mit den Händen bedeckend, saß sie völlig regungslos.

„Wie dein Stamm die ganze Sache beurteilen würde," fuhr ich nach einer Pause fort, „war mir von Anfang an klar. Regen-ins-Gesicht hatte Whisky gebraut. Das ist in den Augen eines Indianers kein Verbrechen. Ganz besonders nicht, wenn er hin und wieder etwas davon abbekommt, wie das ja hier der Fall war. Er hatte einen Menschen ermordet. Aber der hatte seine geheime Destillation entdeckt, und es war daher Notwehr. Es handelte sich um den einen oder den anderen — und es traf den anderen. Nach der Logik deiner Volksgenossen ist das Kriegsglück. Einer fällt immer als Opfer im Streite — ich oder du. — Und nun kommst du und bist die Ursache davon, daß Regen-ins-Gesicht von seinem Schicksal ereilt wird. — Bedauern sie ihn etwa? — Nicht im geringsten! Er muß ja die Strafe erleiden, nicht sie. Kriegsglück! — Nur hat es sich diesmal gegen ihn gewandt. Aber sie verlieren doch dabei, denn sie werden vielleicht jetzt schärfer beaufsichtigt und — vor allem — es gibt keinen Whisky mehr für sie — —"

Sie sprang erregt auf.

„Whisky!" rief sie, und ihr Antlitz flammte. „Immer und immer Whisky! Ist er der Fluch, den Gott über die Menschheit gesandt hat — der Teufel, der sie in Versuchung führt und ins Verderben stürzt? Gibt es denn keine höheren Interessen im Leben als Whisky?"

„Es gibt welche. Aber es gehört mehr als die Kraft und Aufopferungsfähigkeit eines jungen Mädchens dazu, um sie deinem Volke zu geben. — Deinem Volke? — Und welches Beispiel geben wir Weißen ihm denn? Du hast recht, Whisky ist der Fluch, ist der Teufel, der die Menschheit hetzt — Rothaut und Blaßgesicht — in diesem Lande des allmächtigen Dollars. Aber er hat nur Macht über sie, weil sie keine höheren Interessen kennt, als die Jagd nach dem Dollar. Falsche Propheten

haben ihnen gepredigt, daß der Zweck und das Ziel des Lebens der äußere Erfolg sei, anstatt Zufriedenheit und Glück. Deshalb hetzen sie sich müde und erschöpfen ihr Gemüt in der Jagd nach dem Erfolg, den sie nach Dollars bemessen. Und dieses verarmte abgehetzte Gemüt braucht den kräftigen Anreiz, und der Anreiz zeigt ihm das Wunderland des Nirwana, des Vergessens, der Ruhepause in dem Gehetz. Deshalb trinkt man hier nicht, um zu trinken, sondern um sich zu betrinken. In meinem Lande hat das Bier und der Wein uns die schönsten Dichtungen geschaffen, hier schaffen sie nur Brutalität, Erniedrigung unter das Tier. Vielleicht kann es auch kaum anders sein in einem Lande, das noch kaum Zeit gehabt hat, sich über die ursprünglichsten Instinkte des Lebens zu erheben, das keine höheren Interessen des Lebens kennt, dessen einziger Gott in der Woche der Dollar ist und das sich nur des Sonntags auf den andern Gott besinnt, um sich winselnd vor ihm niederzuwerfen in der Furcht vor seinem gerechten Zorn.

Du hast eine Enttäuschung erlebt, Minnehaha, aber früher oder später mußte sie kommen. Sie konnte nicht ausbleiben. Du hattest eine Aufgabe auf dich genommen, für die ein Tekumseh in jedem einzelnen Stamme nicht hinreichen würde. Du hast von der Wiedergeburt deines Volkes geträumt. Es war ein Traum, dem das Erwachen folgen mußte. — Wiedergeburt! — Gott weiß es, daß wir Weißen sie so nötig haben, wie ihr Indianer, aber du und ich, wir sind zu schwach, um sie herbeizuführen. Es war eine Enttäuschung, Minnehaha. Wir alle erleben Enttäuschungen, und was ich dir wünsche, ist, daß die deinige nicht zu schwer auf dir lasten möge!" — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Nachmittage trafen wir in Balcarres ein. Von Rocanville hatte ich ein Telegramm nach Lebret gesandt und war daher nicht überrascht, auf dem Bahnsteig eine junge Nonne in der schwarzen Tracht ihres Ordens zu sehen, die unsere Ankunft erwartete.

Sie mochte kaum zwanzig Jahre zählen. Es war eine leichte, fast ätherische Erscheinung, völlig verschieden von dem gewöhnlichen Typus der Nonnen. Der Eindruck des Ätherischen, des Visionären in ihrer Erscheinung wurde verstärkt durch die zarte, fast durchsichtige Haut des Gesichtes und der Hände, unter der man das Blut pulsieren zu sehen glaubte.

Sie war schön. Aber ihre Schönheit erweckte kein Begehren. Es war die Schönheit einer Askese, der Ekstase, das Resultat von im Gebet durchwachten Nächten und Abtötung des Leibes, unter denen das arme Herz sich allmählich loslöst von irdischen Wünschen. Die Berührung mit der realen sinnlichen Welt, die der einlaufende Zug und die hin und hereilenden Reisenden ihr so plastisch vor das Auge rückten, schien sie zu beunruhigen, zu erschrecken, und mein ruhiger Blick, der Blick eines Mannes, der kein geistliches Gewand trug, ihr ein Gefühl zu geben, als ob etwas Profanes in die Reinheit ihrer geheiligten Welt getreten sei.

Minnehaha küßte ihr die schmale, weiße Hand, die Schwester aber legte ihr wie eine liebende Freundin den Arm um den Hals und zog sie an sich.

„Ich hätte dich gar nicht erkannt, Mary, in der Kleidung deines Volkes. Du siehst aus wie eine richtige kleine Wilde", sagte sie lächelnd. „Warum hast du sie wieder angelegt?"

„Sie ist indianisch — und ich bin eine Indianerin."

„Aber du kommst doch jetzt wieder zu uns zurück?"

„Ich komme jetzt wieder zu euch zurück", war die mit einer seltsamen Betonung gegebene Antwort.

„Nun, dann komm. Der Schlitten ist bereit, und wenn wir uns beeilen, kommen wir gerade noch zum Abendsegen nach Lebret."

Minnehaha reichte mir die Hand.

Sie war kalt und feucht, und durch ihren Körper lief ein Frösteln.

„Leb' wohl und habe Dank!" sagte sie kaum hörbar.

Die Schwester schien meine ausgestreckte Hand nicht zu bemerken. Es wäre eine physische Berührung mit der Welt da draußen gewesen, die sie scheute — mit der Welt, über welche die Heilige Schrift soviel Schlimmes sagt — mit der Welt, die so voll von Versuchungen und Anfechtungen ist — und die sich doch festklammert an das Herz mit tausend Fasern und Banden — —

Für die an die Einsamkeit ihres Konvents Gewöhnte mußte schon die kurze Fahrt nach Balcarres ein Abenteuer sein, das jahrelang in ihrer Erinnerung leben würde. Die beiden hatten im Schlitten Platz genommen; der Kutscher schnalzte mit der Zunge, und die Pferde zogen an.

Ich hatte erwartet, daß Minnehaha noch einmal den Blick auf mich richten würde, um ihr einen letzten Abschiedsgruß zuzuwinken — — es geschah nicht — — die schlanke Gestalt saß vornübergeneigt und — es war wohl ein Ruck des Schlittens, der sie veranlaßte, den Arm plötzlich, wie nach einem Halt suchend, um die Schulter ihrer jungen Freundin in der schwarzen Nonnenkleidung zu legen — —

Der Schlitten glitt hinaus in die schneebedeckte Prärie, über die die scheidende Sonne einen Duft von rosigem Gold streute. Die unermeßliche Himmelswölbung strahlte in einer Klarheit,

die den Blick in weltentrückte Fernen tauchen ließ. Im Westen flammten die Gold- und Purpurlichter der sterbenden Sonne —

Meine Blicke folgten den beiden Mädchengestalten in dem dahinsausenden Schlitten. Die bunte Kleidung der Indianerin und die schwarze der Nonne stachen in dem Lichthauche, mit dem der Sonnenuntergang sie umwob, seltsam voneinander ab, aber sie waren nicht mehr voneinander unterschieden als die beiden Welten, aus denen die zwei jungen Menschenkinder hier zusammentrafen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Meine Welt ist dort, — die deine da", hatte Minnehaha gesagt, als sie sich vor ein paar Tagen aufs Pferd schwang, um meine Verfolger irrezuleiten.

Ihre Welt war nicht mehr dort in der engen indianischen Reservation. Sie war eine Verfemte. Der Traum, ihr Volk groß und glücklich zu machen, war zu Ende geträumt, und was vor ihr lag, war leer — leer — — —

Wo würde sie eine neue Welt finden, — sie, mit den Instinkten für alles Große und Schöne, mit dem heißen indianischen Blute — — und der roten Haut? — — —

* * *

Nach einem Jahre wußte ich's.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich hatte einen Brief erhalten von meinem Freunde, Baron Amerhorst.

„... Wir hatten am Sonntag eine erhebende Feier," schrieb er, „von der es Sie interessieren wird zu hören, denn sie betrifft die kleine Indianerin, mit der Sie ja da irgendwo in den Bergen zusammengetroffen waren. Sie war recht verändert, als sie zurückkehrte. Jetzt hat sie den Schleier

genommen, als erste indianische Nonne in Kanada, soviel ich weiß. Am Sonntag fand ihre feierliche Einsegnung statt, zu der der Bischof von Regina gekommen war. — Gott gebe ihr die Kraft zu ihrem schweren Berufe, die wir alle nötig haben. Aber es will mir fast scheinen, als ob das arme kleine Ding ihrer besonders bedürfe. — — Minnehaha — Lachendes Wasser — war ihr indianischer Name. Es ist gut, daß sie ihn abgelegt hat, denn er würde recht fremdartig klingen hinter dem eisernen Gitter der Klausur."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und aus den Tiefen meiner Erinnerung herauf klang eine leise, wohllautende Stimme.

Eine Mädchenstimme. Und sie sang ein Lied.

Eine indianische Ballade. Fremdartig wie das rote Volk — klagend und doch süß einschmeichelnd die Töne — sehnsuchtsvoll — —

— — und traurig wie das Blätterfallen im Herbst — —

Von einem jungen Indianermädchen sang sie, das einst, als das Zwielicht des Sommerabends seine grauen Schleier in dem Qu'Appelle-Tale webte, einen geheimnisvollen Ruf vernahm, den es für die Stimme des Geliebten hielt. Und dem Rufe folgend, bestieg sie ihr Rindenkanu und fuhr auf den Fluß hinaus.

Und ward niemals wiedergesehen — — —

Aber wenn in mondhellen Nächten der Spiegel des Flusses silbern erglänzt, erscheint sie manchmal einem einsamen Jäger oder Trapper, der am Ufer neben dem verglimmenden Lagerfeuer liegt. Doch darf er nicht versuchen, sich ihr zu nähern, denn dann verschwindet sie sofort wieder in das geheimnisvolle Reich, aus dem sie gekommen — — —

Das hatte sie gesungen — Minnehaha — —

Und wohl nicht geahnt, daß sie sich selbst damit besang.

Arme Minnehaha! Auch du hörtest den geheimnisvollen, trügerischen Ruf und bestiegst dein Rindenkanu, um ihm zu folgen — — —

— — und wardst niemals wiedergesehen — — —

Aber in den mondhellen Nächten einsamen Denkens und Erinnerns — gleichviel, ob ich in stiller Nachtstunde daheim bei der Arbeit sitze, und die elektrische Birne gelbe Lichtkreise auf das Papier malt, auf das ich schreibe, oder ob ich draußen in der Wildnis neben dem verglimmenden Kampfeuer liege, während der Wind den Duft der Prärieblumen zu mir führt, über mir die alten Zedern und Balsamtannen rauschen, und irgendwo im Waldgrunde eine Drossel schlägt — da weiß ich, wird deine Gestalt wieder vor mir lebendig werden, und du wirst mich anblicken — wie einst — mit deinem lieben, treuen Gesicht, den kindlich-stolzen Zügen — den träumerischen, großen, dunklen Augen — — —

So werde ich dich sehen — —

Aber nicht mehr in der fröhlichen bunten Kleidung deines Volkes, sondern in dem schwarzen Nonnengewand — —

Sister Mary — —

Und es wird mir dann sein, als ob ich eine Stimme — die Stimme der Sister Mary — sprechen höre:

„Deine Welt ist dort — die meinige da!"

Du hast recht — — —

Was haben diese beiden Welten miteinander zu schaffen?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachwort.

Der „Totem"pfahl.

Wenn man an der pazifischen Küste — und bis zu tausend Meilen landeinwärts — ein Indianerdorf betritt, so sieht man vor den Häusern der Häuptlingsfamilien hohe, aus mächtigen Zederstämmen gehauene Säulen — die „Totem"pfähle. Sie tragen auf ihrer Spitze in voller Plastik das Wappen (Totem) ihres Geschlechts — einen Bären, Adler, Raben, Schildkröte, Stachelschwein usw. — und erzählen in geschnitzten Bildern die Geschichte des betreffenden Geschlechtes. Jede Generation dieses hat die ihrige — von oben angefangen — hinzugefügt, und nicht selten findet man Totempfähle, auf welchen man die Ahnenreihe und hervorragende Taten eines Geschlechts bis auf zweihundert Jahre zurückverfolgen kann.

Wer diese Bildersprache zu lesen versteht, der kann sich, bevor er eine Behausung betritt, über ihre Bewohner und deren Stellung im Stamme volle Kenntnis verschaffen.

Auch diese Zeilen, welche ich als Nachwort hier folgen lasse, sollen ein solcher Totempfahl sein, der den Leser über den Charakter dieser Romanreihe, die der vorliegende Band einleitet, den nötigen Aufschluß gibt. Und da die meisten der folgenden Romane, Erzählungen und Skizzen zum großen Teile — wenn auch nicht ausschließlich — im Lande der Totempfähle spielen, so drängte sich mir das gewählte Sinnbild ganz von selbst auf.

Wenn ich hier vom Lande der Totempfähle spreche, so meine ich Kanada und Alaska im allgemeinen und nicht nur die westlichen Küstenstriche, in denen allein man die Totempfähle antrifft. Bis jetzt sind die Namen Kanada und Alaska für die deutsche Leserschaft ziemlich bedeutungslose und fast nur geo-

graphische Begriffe geblieben, die in ihr kaum etwas anderes als die Vorstellung starrer Eiswüsten erweckten, während doch im Sommer die Sonne dort mit tropischer Glut vom Himmel brennt.

Kanada! Alaska! — Länder der Nordlandwunder! An deren entlegenen, selbst dem Geographen häufig noch unbekannten Flußläufen der Indianer wohnt, ursprünglich und nicht von der Zivilisation „beleckt", wie seine Rassegenossen in den Reservationen! In deren einsamen Felsentälern der Prospektor unter Mühen, Entbehrungen und harter Arbeit das angeschwemmte Steingeröll nach Gold durchwühlt! In deren Wäldern der Trapper seine Fallen stellt und der Hinterwäldler Bäume fällt, um Ackerfurchen zu ziehen! Auf deren weiten Grasflächen zwar nicht mehr der Büffel, wohl aber der Moschusochse herumstreift, und über welche oft Herden von Zehn- und Hunderttausenden von Karibus (Renntieren) wandern, so daß der einsame Ansiedler, an dessen Blockhause sie vorbeiziehen, oft tagelang nichts wie das eigentümliche Knacken ihrer Beingelenke hört.

Kanada! Alaska! — Länder der grimmigsten Hinterwaldrealistik! In denen man heute noch — nicht als wesenlose Schemen einer vergangenen Romantik, sondern als Menschen von Fleisch und Blut — den Indianer und Trapper, Prospektor und Cowboy, Bienenjäger und Hinterwaldsfarmer antrifft, deren Gestalten uns aus den Lederstrumpferzählungen eines Fenimore Cooper und den Abenteuerromanen Friedrich Gerstäckers so vertraut und lieb geworden sind.

Kein Autor ist zu einem solchen Markstein in der Jugendliteratur der Welt geworden wie Fenimore Cooper. Er entdeckte erst Amerika für die Jugend, indem er ihr die neue Welt vorführte mit ihrer bis dahin ungeahnten Romantik, ihrer Ge-

fahr, ihren Abenteuern, ihrer Tragik — und nicht zum wenigsten ihren urkräftigen Männergestalten, die — ob Engel oder Teufel — in ihrer primitiven Einfachheit doch immer Helden waren, an denen die Jugend sich begeisterte.

Wer, dessen Haar heute vielleicht grau ist, wie das meinige, empfindet nicht, wenn er an seine Jugend zurückdenkt, daß dieser ihr schönster Reiz gefehlt hätte ohne die Gestalten des „Letzten der Mohikaner" und seiner roten Brüder mit dem Kopfschmuck aus Adlerfedern, der Hinterwaldleute, Trapper und Pfadfinder.

Und als diese Periode lebensprühender amerikanischer Romantik schon leise zu verblassen begann, weil der Leser unwillkürlich jenen Erzählungen immer ein bedauerndes „Es war einmal" voranstellen mußte, da sorgte ein auf die Erhaltung dieser Romantik bedachtes, gütiges Geschick durch die Goldfunde in Kalifornien dafür, daß sie wieder frisch auflebte. Und es gab uns auch den Mann, der sie für die deutsche Literatur festhielt — Friedrich Gerstäcker, dem gleich darauf Otto Ruppius mit seiner Reihe amerikanischer Romane folgte.

Damit schloß — wenigstens für Deutschland und von Einzelerscheinungen abgesehen — die Periode amerikanischer Erzählungen ab. Autoren hätte es wohl noch gegeben, aber die Romantik begann selten zu werden. Die im Riesenmaße des Dampfes und der Elektrizität wachsende und sich ausbreitende amerikanische Industrie drängte das abenteuernde Leben der Wildnis immer mehr nach Westen, bis es schließlich gewissermaßen nur noch, wie die Indianer selbst, in Reservationen zu finden war. Wo noch wenige Jahre vorher der indianische Kundschafter sein Kanu auf dem stillen Flusse gepaddelt, der Waldläufer durch die Dickichte von Sykomoren, Zedern und Hickories seinen Pfad gesucht, des Morgens an den Präries-

gräsern und Blumen die Tautropfen wie glitzernde Diamanten im Sonnenlicht gefunkelt hatten, — da wanderten jetzt müde, schmutzige, verelendete Industriesklaven düsteren Fabrikkasernen zu und legten sich schwarze Sargschleier von Ruß und Kohlenstaub, vermischt mit dem Verwesungshauche von Massenschlächtereien, auf jeden noch übriggebliebenen und kümmerlich sein Leben fristenden Baum und Strauch.

Vielleicht lag auch darin Romantik oder zum mindesten Epik. Aber man mußte sie erst suchen und vielleicht sogar hineintragen, während die andere frei dagelegen hatte, für jeden zu sehen und zu greifen. Und es war auch nicht die Romantik und Epik, die uns in unserer Jugend begeistert hatte — jene Romantik der Wildnis, der freien Prärie, der Felsengebirge und der Goldgräberlager. Industrie und modernes Gesellschaftsleben hatten wir auch daheim, — und zuviel davon. Deshalb brauchte man nicht nach Amerika zu gehen und wäre wohl auch nicht gegangen in den nimmer endenden Strömen der Auswanderer.

So mußte man sich denn resigniert darein finden, daß der amerikanische Hinterwald und die Gestalten der Indianer, des Trappers, Binnenjägers und Goldgräbers für immer der Vergangenheit angehörten. Mit einer stillen Wehmut las man seinen Cooper, Gerstäcker und Ruppius noch einmal; sie hatten aber schon ihren größten Reiz, nämlich den der Unmittelbarkeit und des Zusammenhangs mit der Gegenwart, eingebüßt, und man legte sie beiseite mit einem: „Schade! — Es war einmal — —"

Und doch war die amerikanische Romantik nicht tot und wird es auch für lange Zeit noch nicht sein. Sie hat nur den Schauplatz verlegt und sich nach dem Norden zurückgezogen, wo sie so gut wie unentdeckt für die deutsche und selbst amerikanische

Unterhaltungsliteratur immer gelebt hat. Nicht viel mehr als ein Jahrzehnt ist es her, daß dieser Norden — Alaska und Kanada — für die amerikanische Literatur (für die deutsche ist es überhaupt noch nicht geschehen) genau so „entdeckt" wurde, wie einst Amerika von Fenimore Cooper entdeckt wurde.

Veranlassung zu dieser „Entdeckung" gaben die sensationellen Goldfunde in Alaska, die Hunderttausende von Abenteurern dorthin lockten.

Kalifornien?

Was war Kalifornien verglichen mit Alaska? Schon die Überlandreise nach Kalifornien, gefahrvoll wie sie war, war nur ein Kinderspiel gegen die Reise über den Chilcot- und White-Paß und auf den tobenden Wassern durch die White-Horse-Schlucht nach dem Klondike und Jukon.

Und das Leben und die Szenen in dem Goldlande selbst!

Dieses Nachwort ist nicht der Platz, mich ausführlich darüber zu verbreiten. Ich wollte nur anführen, wie es kam, daß dem amerikanischen Volke plötzlich der Vorhang einer neuen Lebensbühne aufgerollt wurde, die ihm ein Land zeigte, in dessen heißen Sommern wie fürchterlichen Wintern das Gesetz vom Überleben des Stärkeren in unerbittlicher Strenge herrscht, und in dem es alle ihm so vertrauten und schon heimlich als tot betrauerten Gestalten der Indianer, Trapper, Goldgräber, Cowboys und Hinterwäldler in voller Gesundheit und Lebenskraft wiederfand.

Wer sagt, daß die Romantik eines Cooper und Gerstäcker ausgestorben ist?

Sie lebt. Und sie wird noch lange leben in jenem mächtigen Norden, dessen rasche Auffüllung jetzt nach der Stellungnahme Kanadas in diesem Kriege ausgeschlossen ist. Ich habe sie gesehen auf meinen Wanderungen durch das Land und werde sie

dem Leser in den einzelnen Bänden dieser Serie vorführen, zusammen mit ihren prächtigen Typen gefestigter, urkräftiger Mannhaftigkeit, die bessere Vorbilder für die heranwachsende Generation sind, wie die verschwommenen, verträumten, energie- und willenlosen Charaktere, die man so häufig in den Romanen unserer Modernen findet.

Wenn ich hier vorwiegend von der Jugend gesprochen habe, so ist daraus nicht zu schließen, daß meine Bücher Jugendschriften im engeren Sinne des Wortes sein sollen. Sie sind im Gegenteil für Erwachsene geschrieben, enthalten aber nichts, was sie zur Jugendlektüre ungeeignet machen könnte. Alle übrigen Eigenschaften, die sie besitzen oder nicht besitzen mögen, wird der Leser selbst beurteilen können. Nur auf eine möchte ich noch aufmerksam machen. Ich habe es für unmöglich gefunden, die Indianersprache im Dialog auch nur einigermaßen charakteristisch wiederzugeben. Indianersprachen können nur sinngemäß in eine europäische Sprache übertragen werden.

Ein Beispiel mag das erläutern.

Ich entnehme es der Siouxsprache und benutze die phonetische Schreibweise, da die Indianer kein Alphabet besitzen. Ich wähle das „Nini behai te", eine mit einem Tabaksopfer an die Sonne verbundene Gebetsformel, bei welcher der Darbringer sich meist einen erhöhten Punkt wählt und die brennende Pfeife der Reihe nach in der Richtung nach den vier Himmelsgegenden ausstreckt.

Hau	nini gaka Wakanda	Ming se niuke-sche	
„Ho,	Tabak das Wakanda (eine Gottheit)	Sonne dies in welcher sitzest	
Ujange	sisida ka egangti	uaha te a	Ingaxe-ga
Weg	dein der gerade so	ich folgen werde!	Mache es für mich seine Richtung!

Edadang steck te udangti ákipangisa-ga: Edadang schuaschi
was immer sehr gut, mache es mich treffen! Was geringer

wing edetite ki ibetangangkisa-ga! Si-mang anusta
eine es ist da wenn laß mich herumgehen Nur du direkt über
um es! uns

wasischna sagsing ni-usan-da sesang sesangska edegang
in Sicht du sitzest Insel (Welt) dieser Ort dieser große aber

edadang wanita dan-de ugangskang sang osugakti nikasinga
was vierfüßig Boden auf ihm hier der alle Personen
(Erdboden) und dort

sang stevang wing angba atang isaschni-psang ki egang-nang
der immer ein Tag wie lange du entscheide wenn immer so
für ihn
Wakan-da!"

Adang wiga-nang mang hau,
Daher ich bitte um allein
eine Gunst

In sinngemäßer Übersetzung würde das lauten:

„Ho, geheimnisvolle Medizin, du, welche du bist die Sonne! Hier ist Tabak! Ich will deinem Wege folgen. Gib, daß es geschehe! Mache, daß ich nur Gutem begegne und herumgehe um das, was mir schaden könnte (was geringer ist als gut). Auf dieser ganzen Welt (Insel) regierst du alles, was sich bewegt, die Menschen eingeschlossen. Wenn du für einen entscheidest, daß sein letzter Tag auf dieser Erde gekommen ist, dann ist es so. Es kann nicht verzögert werden. Deshalb, o geheimnisvolle Medizin, ich bitte dich um deine Gunst!"

Wenn mir also der eine oder andere meiner verehrten Leser einwenden möchte, daß die Indianer nicht so gesprochen haben, wie ich sie im Dialog sprechen lasse, so wird ihm das angeführte Beispiel darin von vornherein recht geben.

Die Sioux in den Vereinigten Staaten sind jetzt freilich wohl schon alle Christen und das „Nini behai te" ist bei ihnen nicht mehr im Gebrauch. Die Sioux in Kanada, wie auch die meisten andern kanadischen Indianerstämme, sind es aber noch nicht. Mehr als die Hälfte haben ihren indianischen Glauben bis heute beibehalten.

Kanada besitzt noch etwas über hunderttausend Indianer. Sie trappen im Winter, bringen im Frühjahr die erbeuteten Pelze nach dem nächsten Kaufladen der Hudsonsbay-Kompanie und leben im Sommer — abgesehen von einem bißchen Pferdezüchten und Fischen — von dem Ertrage ihrer Winterarbeit, das heißt sie faulenzen. Bei Eintritt des Winters, wo sie natürlich längst schon wieder mittellos sind, erhalten sie Proviant, Munition und Kleidungsstücke von der Kompanie auf Kredit und ziehen dann mit ihren Fallen hinaus in den winterstarren Wald, wo der eisige, markdurchschneidende Wind fast ununterbrochen an ihrem Dugouts (der Wärme wegen halb in die Erde gegrabene Blockhütten) rüttelt und das Geheul der Wölfe unheimlich die Nächte belebt.

Bei Ausbruch des Krieges war übrigens wenigstens der vierte Teil von ihnen dem Verhungern preisgegeben, da infolge des plötzlich unterbundenen Pelzhandels die Hudsonsbay-Kompanie sich weigerte, den Trappern den üblichen Kredit zu gewähren im Austausch für Pelze, für welche kein Absatz vorhanden war. Schließlich mußte die Regierung einspringen, um die schlimmste Not von dem nur für den Tag sorgenden roten Manne fernzuhalten. Selbstverständlich hatten auch die zahlreichen weißen Trapper eine schlimme Zeit durchzumachen.

Darüber aber, wie über manches andere mehr, werden die nachfolgenden Bände berichten. Verschiedene deutsche und österreichische Trapper und Prospektoren habe ich auch im Kriegs-

gefangenenlager angetroffen, und wir haben uns manche Stunde des nervenzermürbenden Gefangenenlebens durch die gegenseitige Erzählung unserer Abenteuer verkürzt.

Einer Persönlichkeit möchte ich hier aber noch besonders Erwähnung tun, Edward Warrens, eines alten englischen Prospektors, den ich in Morrissey (ebenfalls in den Felsengebirgen), wo ich früher interniert war, kennenlernte. Er war Soldat, trotz seiner sechzig oder fünfundsechzig Jahre, und einer unserer Wachtposten. Manchen langen Winterabend, wenn draußen der Schneesturm heulte und die Bäume brach, die Coyoten ihr Jammergeheul ertönen ließen und gelegentlich ein Wolf zornig und herausfordernd in das Konzert einstimmte, um sein Rudel um sich zu sammeln, habe ich mit ihm in dem kleinen Anbau zu unserer Shanty beim knisternden Herdfeuer von rotem, duftendem Zedernholz gesessen und seinen Reden gelauscht.

Er war zufrieden, wenn er reden konnte — und ich war es auch und ließ ihn reden. In seinen alten Knochen steckte noch immer das Goldfieber. Es packt den Menschen wie eine Krankheit, und wen es packt, den läßt es nicht mehr los. Auch ihn wird es nicht mehr verlassen, dieses Fieber; die feste Zuversicht, die allmählich zur fixen Idee wird, daß er seine Hand vielleicht schon heute, sicher aber morgen — oder doch ganz gewiß nächstens auf Schätze von Gold, Kobalt oder Nickel, oder Tungsten legen wird, die nach einer kanadischen Redensart meist doch nur am Ende des Regenbogens auf den Sucher warten. Es wird ihn nicht verlassen, bis seine müden Hände die letzte Pfanne Goldsand ausgewaschen haben und seine unsterbliche Seele das Ende des Regenbogens erreicht haben wird. — Dort wird sie die Schätze finden — — —

Es war selbstverständlich nicht ohne Absicht, daß ich den alten Prospektor hier erwähnte, denn der Leser wird ihn nicht

nur mit all seinen Schrullen und Seltsamkeiten, sondern auch seiner tiefen Lebensweisheit, welche die Einsamkeit weltentlegener Felsentäler in ihm hatte emporkeimen und groß werden lassen, in den nachfolgenden Bänden wiederfinden, sondern auch — — aber darüber verweise ich ihn am besten auch auf die nachfolgenden Bände.

Geschrieben in der Kriegsgefangenschaft zu Vernon, B. C. (in den kanadischen Felsengebirgen) im August 1919.

Der Verfasser.

Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig

Emil Droonberg

Emil Droonberg hatte man zuerst mit Gerstäcker und Karl May verglichen. Mit Unrecht: Er ist flüssiger als Gerstäcker und gefällt sich nicht in phantastischer Fabuliererei wie Karl May. Droonberg ist ein feiner Schilderer, ein sehr scharfer Beobachter, der die Natur, Menschen und Tiere zu belauschen weiß. Durch seine Romane lernen wir die großen Zukunftsländer Kanada und Alaska näher kennen.

Erschienen sind:

Das Gold der Nebelberge

Roman aus dem rauhen Norden Kanadas
295 Seiten. 16. Auflage. Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Die Goldwäscher am Klondike

Roman aus der Zeit der großen Goldfunde in Kanada und Alaska
285 Seiten. 15. Auflage. Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Der Trapper am Swift Creek

Roman aus Britisch-Kolumbien
266 Seiten. 12. Auflage. Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Am Nelsonstrom

Ein Roman aus Kanada
334 Seiten. 12. Auflage. Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Minnehaha (Lachendes Wasser)

Kanadischer Roman aus der Gegenwart
283 Seiten. 11.—16. Auflage. Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Im Frühjahr 1928 erscheint:

Alaskagold

Fortsetzung des Romans „Die Goldwäscher am Klondike"
Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Nürnberg-Fürther 8 Uhr-Abendblatt: „... Aus jeder Szene leuchtet Lebenswahrheit und die spannenden Geschehnisse prägen sich stark ein; man merkt, daß hier ein Werk geschaffen wurde, das nicht am Schreibtisch entstand, sondern aus der tiefen Erkenntnis von Land und Leuten geschrieben wurde."

Bitte verlangen Sie von uns illustrierte Prospekte

Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig

Sir John Retcliffe der Jüngere

Im Oktober 1927 erscheint als erster Roman von Sir John Retcliffe d. J.:

Der Kurier der Zarin

Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Dieser historische Roman aus der jüngsten Vergangenheit beginnt mit dem November 1917: Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft in Rußland, Interregnum des demokratischen Kerenski, und dann, mit blutroter Flammenschrift über den Himmel Asiens geschrieben: Die Herrschaft der Bolschewiki! Der Kurier der unglücklichen letzten Zarin steht im Mittelpunkt. Ein baltischer Schiffsoffizier von stärkster Eigenart, ungemein charakteristisch gezeichnet; ihm gegenüber die Braut und die Schwester. Diese, Kommandantin des Frauenbataillons, verteidigt mit der Sturmrotte in der furchtbaren Nacht der Weltenwende das Winterpalais.
Das gewaltige Epos dieses ungeheuerlichen Umsturzes wird für alle Zeiten historisch wahr, aber mit der dramatischen Wucht eines Dichters vorgetragen. Mit der Ermordung der Zarin und ihrer Familie endet dieser Band.
Dazwischen liegen die erschütternden Abenteuer dieses Balten. Figuren tauchen auf, von denen wir alle schon irgendwie gehört haben, die aber nie in solcher farbenschillernden Deutlichkeit vor uns standen; und im Hintergrund die ehemaligen zaristischen Generale: Kornilow, Koltschak, Denekin. Über alle hinaus reckt sich die unerbittliche Silhouette des Golems des neuen Rußlands: Lenin. Neben ihm Trotzki uud die lange Reihe der Männer, die den Bolschewismus über Rußland und den Schrecken über die Welt gebracht haben ...

Anfang 1928 erscheint ein zweiter Roman von Sir John Retcliffe d. J.:

Weiber, Könige, Henker

Dieser packende Roman schildert die im Sturm der Jahre 1919 und 1920 hin- und herschwankenden Revolutionen und Gegenrevolutionen in Europa und Asien und zeichnet die Kämpfe der „Weißen" und „Roten".

Bitte verlangen Sie von uns illustrierte Prospekte

Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig

Edgar Wallace

Edgar Wallace ist heute einer der am meisten gelesenen Schriftsteller Englands. Im Jahre 1926 wurden von den englischen Ausgaben seiner Bücher über 450000 Exemplare verkauft. Seine Werke sind in die dänische, schwedische, norwegische, holländische und tschechische Sprache übersetzt. Unser Verlag veröffentlicht die deutschen Übersetzungen, und die in wenigen Monaten erreichten hohen Auflagezahlen der ersten Bände beweisen, daß diese Meisterwerke auch in Deutschland zu den ganz großen Erfolgen gelangen werden.

Von den berühmten Erlebnissen des
Bezirksamtmanns Sanders in Zentralafrika von Edgar Wallace
sind bereits erschienen:

15 Jahre bei den Kannibalen in Zentralafrika

251 Seiten mit 8 Kunstdrucktafeln. 13. Auflage.
Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Bosambo von Monrovia

257 Seiten. 11.—13. Auflage. Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Sanders

259 Seiten. 10.—12. Auflage. Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Bones vom Strom

266 Seiten. 11. Auflage. Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Im Herbst 1927 erscheinen:

Sanders, der Königmacher

Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Leutnant Bones

Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Vossische Zeitung: „...Das ist etwas ganz Köstliches... Diese Bücher sind ein Stück eingefangenes, urwüchsiges Afrika."

Literarische Welt, Berlin: „...Zu Stevenson, Jack London und Conrad tritt jetzt Edgar Wallace. Seine Bücher sind knurrige kaltheiße Skizzen, nicht weit von Kipling stehend..."

Bitte verlangen Sie von uns illustrierte Prospekte

Edgar Wallace

Edgar Wallace hat neben den „Sanders-Büchern" auch Detektiv-Romane geschrieben, die wohl als die besten der Welt bezeichnet werden können. Die internationale Presse urteilt: „Es ist unmöglich, von Edgar Wallace nicht gefesselt zu sein!"

Täglich erhalten wir von Lesern begeisterte Zuschriften. Auch Sie werden nach der Lektüre eines Bandes so begeistert sein, daß Sie alle lesen und mit Spannung auf jeden neuen Band warten werden. Die Bücher von Edgar Wallace werden Sie zu den schönsten Schätzen Ihrer Bücherei zählen, und an der schönen Ausstattung der Bände werden Sie sich immer freuen.

Professor R. Donaueschingen: ....Die Bande des Schreckens ..., weitaus der beste Kriminalroman, den ich je gelesen habe. Er stellt die Bücher von Conan Doyle und auch von Duse weit in den Schatten. Modern, spannend bis zum letzten Satz, dazu in einer tadellosen Aufmachung, sowohl im Druck wie Papier und Umschlag, kann man dieses Buch nur empfehlen ..."

Käthe Baronin de S. Wien: ...Ich opferte meinen Schlaf, da ich nicht imstande war das Buch wegzulegen. Es ist so spannend, fesselnd und in Atem haltend, wie mir kaum zuvor ein Buch begegnet ist..."

Von Edgar Wallace sind bisher folgende Detektivromane erschienen:

Die Bande des Schreckens

282 Seiten. 1.—12. Auflage. Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Die Tür mit den sieben Schlössern

248 Seiten. 1.—12. Auflage. Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Die drei Gerechten

349 Seiten. 1.—12. Auflage. Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Der Hexer

260 Seiten. 1.—14. Auflage. Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Ende Oktober 1927 erscheint:

Der Unheimliche

ca. 320 Seiten. Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.50

Ferner ist erschienen:

Der Hexer

Ein Kriminalstück in vier Akten. Kartoniert M. 2.—, Ganzleinen M. 3.50

Weitere Detektivromane von Edgar Wallace sind in Vorbereitung

Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig

Tanzende Flamme

»Dok Mali«

Ein siamesischer Roman von Ravi Ravendro

285 Seiten. 9. Auflage. Kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M 4.50

Ganz Ostasien ist in Gärung und lehnt sich gegen die Vorherrschaft und die Vorrechte der weißen Rasse auf, die in intriganter Diplomatie ein Netz von Verträgen geschaffen hat, das diese Völker der natürlichen Bewegungsfreiheit beraubt und die Erfüllung ihrer lebensnotwendigen Aufgaben verhindert. Ravi Ravendro bringt uns in literarisch hochstehenden Romanen diese Länder voller Rätsel näher. Sein Buch „Tanzende Flamme" führt uns mitten hinein in das politische Getriebe und das Ränkespiel der Nationen in Ostasien. Unter dem Pseudonym des Verfassers birgt sich ein Deutscher, der etwa 10 Jahre lang vor dem Kriege als höherer Beamter am Königshof von Siam weilte. Dem Roman liegen zum großen Teil wirkliche Ereignisse zugrunde — die handelnden Personen haben gelebt und leben zum Teil noch. Von manchem Geheimnis der siamesischen Hocharistokratie wird der Schleier gelüftet.

Aber nicht nur der politische Gegensatz, der Osten und Westen so tief voneinander trennt, beherrscht den Roman, sondern der Zusammenstoß von Asien und Europa auf allen Gebieten. In diesem Roman wird eine Geschichte aus der letzten romantischen Zeit Siams gegeben. Die Konflikte, unter denen diese Menschen litten, erklären sich aus dem Zusammenprall der Weltanschauungen. Hier in Sitte und Tradition wurzelnde Polygamie, eine natürliche, sinnenfrohe Erotik — dort eine meist nur dem Schein nach bestehende Monogamie. In Siam umkleidet die Erotik alle Lebensäußerungen mit dem Schimmer märchenhafter Poesie, in Europa hat der nüchterne Alltag mit dem überhandnehmenden häßlichen Kampf ums Dasein die feineren Formen des Liebeslebens gemordet. Der Konflikt zwischen Einehe und Vielehe spiegelt sich besonders in dem Schicksal der Hauptheldin Dok Mali wieder, die in Europa erzogen ist und zur Vorkämpferin westlicher Ideen wird.

Bitte verlangen Sie von uns illustrierte Prospekte

O6-CUP-453